

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen

herausgegeben von

C. Falkenhorst.

Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Lieferung 4. Preis 40 ₰ = 4

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. II.

Emin-Pascha,

Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.

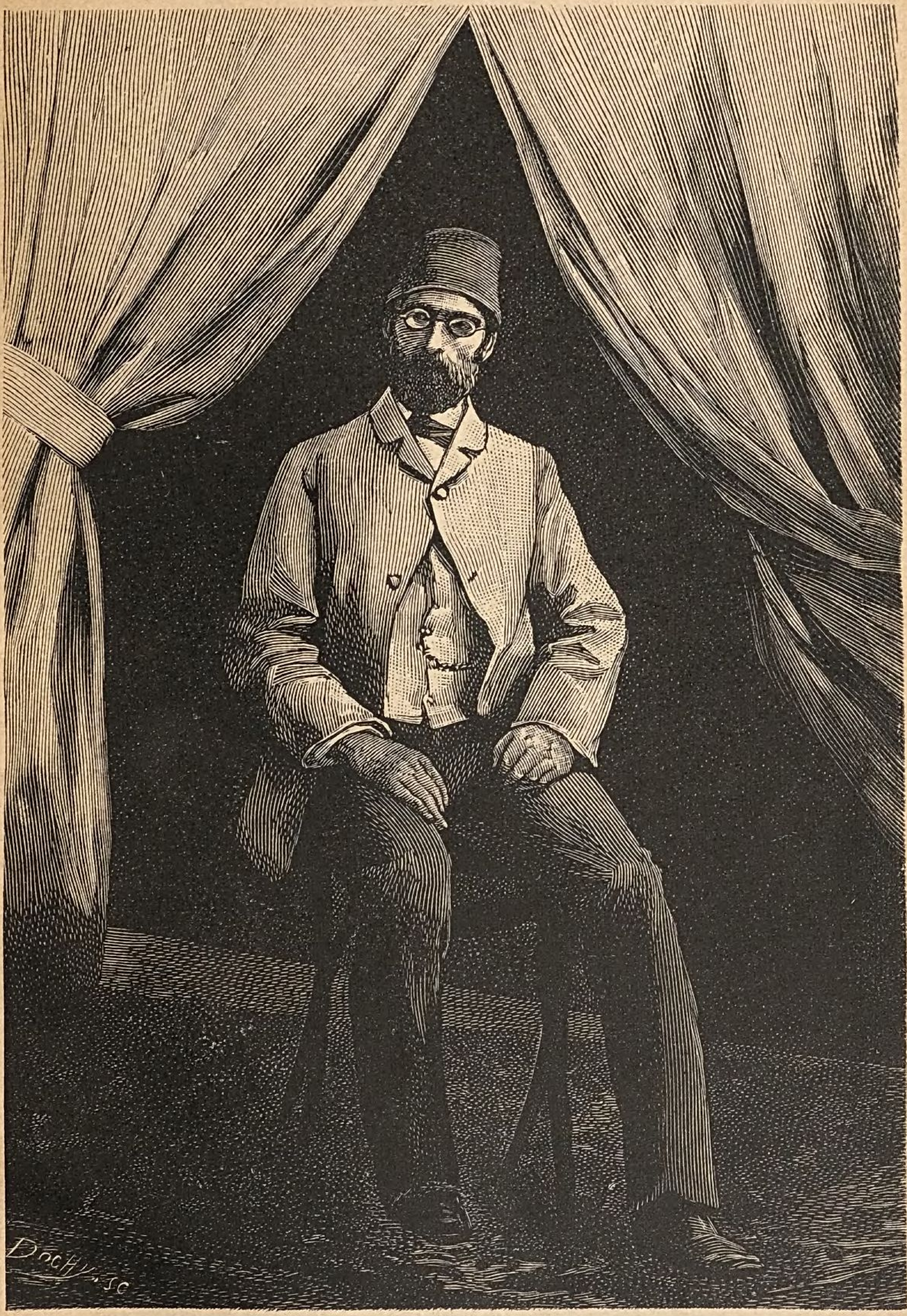
Von

C. Falkenhorst.

Stuttgart.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1890.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



Emin Pascha.

Einleitung.

Das blutige Drama, welches sich im Anfang der Achtziger Jahre im Sudan abspielte und dessen Verlauf wir in dem ersten Bande der vorliegenden Bibliothek in allgemeinen Umrissen geschildert haben, erregte in Europa das allgemeinste Interesse. Damals bildeten allerdings Chartum und dessen heldenmütiger Verteidiger Charles Edward Gordon den Mittelpunkt aller Sympathien. Das Schicksal der Länder am oberen Nil wurde weniger beachtet, man hielt sie einfach für verloren und beklagte die Gouverneure derselben, denen man keine Hilfe bringen konnte.

Politisch war Deutschland an dem Verluste des ägyptischen Sudans nicht beteiligt; lange Zeit hatte man hier für Afrika nur ein wissenschaftliches Interesse und als gerade um die Zeit, da sich der letzte Akt der Tragödie von Chartum abspielte, auch in Deutschland die koloniale Bewegung entstand und sich in kurzer Zeit Bahn brach, wurde unsere Aufmerksamkeit auf andere Gebiete gelenkt, in welchen die deutsche Flagge gehißt wurde.

Und doch war, konnte Deutschland das Schicksal der Aequatorialprovinz nicht gleichgültig sein! In ihr weilte ja der berühmte Afrikareisende Dr. Wilhelm Junker — und auch der Gouverneur derselben war ein Deutscher. Emin-Bey, so hieß jener Gouverneur, war um jene Zeit keine von den berühmten Persönlichkeiten, deren Namen von Mund zu Mund gehen. Der Name war überhaupt nur einem engeren Fachkreise bekannt, der in geographischen Zeitungen die ausgezeichneten Berichte des „Dr. Emin-Bey in Lado" las. In

diesen Kreisen erfreute er sich aber eines ausgezeichneten Klanges und die deutschen Gelehrten waren nicht müßig; sie suchten die Welt für den Mann zu interessieren, der unter den schwierigsten Verhältnissen auf seinem Posten ausharrte. Sie und der Bruder Dr. Junkers waren auch die ersten, welche den Gedanken faßten, den beiden in der Aequatorialprovinz im Stich gelassenen Männern Hilfe zu bringen. Von deutscher Seite wurden unter Dr. Lenz und Dr. Fischer die ersten Emin-Befreiungsexpeditionen ausgerüstet, die leider infolge der Geringfügigkeit der Mittel und der Ungunst der Umstände ihr Ziel nicht erreichen konnten. Erst als von Emin Nachrichten nach Europa gelangten, daß er trotz des Falles von Chartum, trotz der Angriffe der Mahdisten, mit einer Handvoll Soldaten seine Provinz halte, entschloß sich auch England denjenigen zu „retten", der durch die falsche englische Politik im Sudan in die verzweifelte Lage gebracht worden war, und der seinen Rettern eine wohlorganisierte Provinz, die an den großen Kolonialbesitz Englands sich angliedern ließe, überliefern konnte.

England wußte Aegypten zu bewegen, einen Teil der Kosten zu tragen, schoß das übrige Geld zusammen und gewann zur Ausführung seiner Pläne den berühmten Henry M. Stanley. Seit jener Zeit waren aller Augen auf Emin gerichtet.

Von Emins Jugend ist wenig zu berichten. Eduard Schnitzer, so lautet sein eigentlicher Name, wurde am 28. März 1840 zu Oppeln in der preußischen Provinz Schlesien geboren. Sein Vater Ludwig Schnitzer, Kaufmann von Beruf, starb im Jahre 1845. Eduard besuchte zunächst das Gymnasium in Neisse, wohin die Familie schon im Jahre 1842 verzogen war, und widmete sich, nachdem er dasselbe absolviert hatte, dem Studium der Medizin an der Universität von Breslau, wo er im Jahre 1858 immatrikuliert wurde. 1864 machte er in Berlin sein Doktorexamen und faßte nun den Entschluß in die ferne Welt hinauszuziehen. Er wandte sich zuerst nach der Türkei, ohne Empfehlungen,

auf sein Glück vertrauend. Der Zufall brachte ihn in Skutari mit dem türkischen Würdenträger Vali Muschir Diwitdschi-Ismael Hakki-Pascha zusammen, der an dem jungen Arzt Gefallen fand und ihn auf seinen Inspektionsreisen durch Armenien, Arabien und Syrien mitnahm. Bis zum Tode des Pascha im Jahre 1873 blieb Dr. Schnitzer bei ihm, hielt sich zuletzt in Konstantinopel auf und kehrte erst im Sommer 1875 nach Deutschland zurück, wo er sich in Neisse bei seinen Verwandten aufhielt. Aber schon nach wenigen Monaten brach er nach Aegypten auf, um Anfang 1876 als Dr. Emin-Effendi als Militärarzt nach dem Sudan zu gehen. So gelangte er unter die Mitarbeiter Gordons.

Im Vergleich zu den anderen Europäern, die in ägyptischen Diensten standen, zeichnete sich Emin durch vielfache Vorzüge aus. Er besaß die Eigenschaft, fremde Sprachen leicht zu erlernen und zu beherrschen. Er sprach deutsch, englisch, französisch, beherrschte mehrere slavische Idiome und vollkommen das Türkische und Arabische. Der lange Aufenthalt im Orient war an ihm nicht spurlos vorübergegangen; er kannte auf das Genaueste alle Sitten, Gebräuche und Religionsgeheimnisse der Mohammedaner, so daß ein nicht Eingeweihter wohl glauben konnte, er habe in dem kleinen brünetten Manne etwa einen Türken vor sich. Wenn wir bedenken, daß Gordon selbst des Arabischen nicht mächtig war — sein Diener Bohndorff war längere Zeit als Dolmetscher bei ihm thätig — so wird es uns klar sein, daß Gordon den gewandten Arzt auch zu anderen Zwecken als zum Heilen kranker Soldaten verwendete. In der That sehen wir von nun an Emin wieder mehr auf Reisen als im Lazarett und zwar in Begleitung Gordons. Hier wurde der Anfänger in afrikanischen Dingen von dem Meister selbst in das große Kulturwerk Afrikas eingeführt. Gordon war von edelster Humanität erfüllt und mit inniger Verehrung und Begeisterung schaute Emin zu diesem Meister empor. Die Ueberzeugung Gordons wurde zur seinigen, und er stellte sein Leben in den Dienst der schwarzen Brüder. Seit jener Zeit wankte er niemals in dem einmal gefaßten Entschlusse;

er blieb sich selbst und der von ihm vertretenen Sache treu — wie er sich ja selbst für jene fernen Gegenden, in denen niemand seinen eigentlichen Namen sich merken würde, sich Emin d. h. den Treuen genannt hat.

Im Dienste Gordons machte ferner Emin auch selbständige Reisen; zweimal reiste er nach Uganda zu König Mtesa und einmal nach Unyoro*).

Die Zustände, die im Sudan und in der Aequatorialprovinz zu damaliger Zeit herrschten, sind uns aus der Geschichte jener Länder (vgl. Bd. I.) bekannt. Der Gouverneur der Provinz Ibrahim Fauzi-Pascha mußte wegen der vielen Uebergriffe, die er sich damals zu schulden kommen ließ, in Ketten gelegt werden, und auf Grund einer Empfehlung von Dr. Junker erhielt Dr. Emin-Effendi die Befehlshaber-

---

*) Zur Erklärung einiger afrikanischer Wörter. Die Bantusprachengruppe besitzt die Eigenart, daß die Abwandlung und Beugung der Wörter durch Präfixe bewirkt wird. Das Wort Bantu selbst, das fast in allen Dialekten dieser Völkergruppe, wenn auch mit einigen Abänderungen, vorkommt, bedeutet „Männer, Leute“. Man müßte es eigentlich „Ba-ntu“ schreiben, denn es ist die Mehrzahl von „Mu-ntu“, „ein Mann“ oder „ein menschliches Wesen“. Die Zahl der Vorsilben beträgt 16, z. B. Mu, M im Singular, Ba, Wa im Plural. Für unsere Zwecke dürfte es genügen, sich folgendes zu merken:

U-Sagara bedeutet das Land Sagara.

M-Sagara, ein einzelner Bewohner von Sagara.

Wa-Sagara, die Bewohner von Sagara.

Ki-Sagara, die Sprache von Sagara; dieses Wort hat auch die Bedeutung „nach den Gebräuchen von Sagara“, wie in unserer Sprache: deutsch, englisch u. s. w.

Nach diesem Schema lassen sich die in diesem Bande vorkommenden Ausdrücke erläutern.

Uganda heißt das Land, Mganda ein einzelner Bewohner von Uganda, Waganda, die Bewohner von Uganda, Kiganda, die Sprache von Uganda. Ebenso erklären sich die Ausdrücke Unyoro, Wanyoro, Kinyoro u. s. w.

In verschiedenen Dialekten werden die Vorsilben abgeändert, so daß z. B. die Pluralform Ba, Wa, A, Ma lauten kann.

Durch die Händler wurde der Dialekt der Einwohner der Küste von Sansibar das Kisuaheli, die Sprache der Suaheli, als eine Art Verkehrssprache in Ost- und Innerafrika verbreitet.

stelle in Lado und die Verwaltung der Aequatorialprovinz. Zum Bey wurde er erst später ernannt und dieser Mangel an Rang erschwerte ihm in erster Zeit sein an und für sich mühevolles Werk.

Wir werden im nachstehenden versuchen, ein objektives Bild der Thätigkeit dieses seltenen Mannes im Sudan zu entwerfen. Gewürdigt kann diese nur dann werden, wenn man die Verhältnisse, unter denen er zu wirken hatte, genauer kennen lernt. Die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, waren jedoch nicht allein innerer Natur, die Wirtschaft der Sklavenjäger, die wir im ersten Bande geschildert haben, stellte sich nicht ausschließlich seinen Bestrebungen feindlich entgegen. Auch die äußeren Schwierigkeiten, das Verhalten der Nachbarreiche Unyoro und Uganda, mußten für seine Entschließungen maßgebend sein, und wenn heute von einer Wiedereroberung der Provinz Emins die Rede ist, so müssen in erster Linie die Machtverhältnisse dieser Reiche erwogen werden. Mit der Schilderung von Uganda und Unyoro beginnen wir darum diesen Band, um von den Südgrenzen des Reiches Emin-Paschas vordringend auf den Schauplatz der letzten Ereignisse zu gelangen.

Uganda und seine Herrscher.

Im Norden und Westen des Ukerewesees oder des Victoria Nyanza, des größten Nilquellsees, liegt Uganda, eins der mächtigsten innerafrikanischen Reiche. Seine Grenzen sind nicht genau bestimmt; im allgemeinen bildet sie im Süden der Kagera oder Kitangele-Fluß, im Westen der 31.° östlicher Länge, im Norden der 1.° nördlicher Breite und im Osten der Nil; hier stößt an dieselben Unyoro und zum Teil das ehemalige Gebiet der ägyptischen Aequatorprovinz.

Will man das Land in großen Zügen schildern und seine physikalische Beschaffenheit kurz wiedergeben, so muß man es in zwei Gebiete: die Küstengegend und das Binnenland teilen.

Das Ufer des Nyanza entlang und eine Strecke weit

ins Land hinein ist die Gegend gebirgig, besonders an der äußersten Ausbuchtung des Sees im Nordwesten, wo sich Reihen von oben abgeplatteten Hügeln erheben, durchschnitten von tiefen sumpfigen Thälern. Träg fließende Ströme suchen sich durch diese Thäler den Weg zum Nyanza, in ihrem Bett sammeln sich Massen von Schilf, Papyrus und Gras an; ihre Uferabhänge bekleiden herrliche Wälder, deren Boden dicht mit Farnkräutern bedeckt ist; Schlingpflanzen hängen wie lange Seile von jedem Baum nieder, Herden von grauen Affen schwingen sich von Ast zu Ast und ihr mißtönendes Geschrei schallt durch die Wälder, Schwärme von grünen Papageien fliegen kreischend umher, zarte kleine Kolibris, deren Gefieder in der Sonne



Der Ukerewesee.

wie lebendige Rubine und Smaragde glänzt, wiegen sich über den bunten Blumen am Waldsaume und wo sich eine Lichtung aufthut, spielen zahllose Schmetterlinge von allen Regenbogenfarben. Entfernt sich der Wanderer weiter vom See, so findet er weitere Thäler, niedrigere Hügel, an Stelle der Waldbäume tritt allmählich die wilde Dattel=

palme, und üppiger Graswuchs verdrängt die Farnkräuter. In der Nähe der nördlichen Grenze verschwinden die Hügel bis auf einen oder zwei vollständig und das Land wird zur Ebene, welche in langen Zwischenräumen von ungeheuren Schilfflüssen durchschnitten wird; sie ist von lichtem Walde oder Dschungeln bedeckt, worin sich Antilopen, Herden von Elefanten, Büffeln, Flußpferden und Wildschweinen aufhalten.

Der östliche Teil von Uganda, zwischen Rubaga und dem Nil, ist ein Hügelland; die Höhenzüge streichen von Nordnordwest nach Südsüdost und werden von tiefen engen Thälern durchschnitten. Unter den steilen Abhängen dieser Schluchten wölben sich prachtvolle Waldbäume, die mit ihrem dichten Laubwerk das Tageslicht selbst um Mittag zu einer beständigen Dämmerung mildern, während Gewinde von anmutigen Schlingpflanzen und feingliederigen Farnen über die rasch fließenden Ströme von klarem, kaltem Wasser niederhängen — eine Landschaft voll so zauberhafter Schönheit, daß man glaubt, das Feenland seiner Kinderträume mit Augen zu sehen.

So schildert der Missionar Wilson Uganda und hebt wie alle anderen Forscher noch die große Fruchtbarkeit des Landes hervor. Man wandert hier durch Bananenwälder und wenn man in den dichter bevölkerten Distrikten einen Berg besteigt, so sieht man rings um diesen breite Flächen von mattgrüner Farbe, welche die Hügel bis zu einer beträchtlichen Höhe bedecken und sich nach allen Richtungen so weit erstrecken, als das Auge reicht. Das Land ist ein Hochland, welches 1800 bis 2000 m über dem Meeresspiegel liegt, und vor anderen Gegenden Afrikas durch die Feuchtigkeit des Klimas bevorzugt. Der Boden wird hier das ganze Jahr hindurch durch Regengüsse getränkt und die Pflanzenwelt verdorrt nicht in dem heißen tropischen Winter wie die Gräser der Steppe und Savanne; denn selbst in der trockenen Jahreszeit fallen genügende Niederschläge und die Hauptregenzeit stellt sich zweimal im Jahre ein: in den Monaten März, April und Mai, und September, Oktober und November. So gibt es auch zwei Ernten in einem Jahre und

das Jahr der Eingeborenen währt nur sechs Monate, von denen der erste „der Monat zum Nahrungsäen“ heißt, während die übrigen „Monate zum Nahrungverzehren“ genannt werden.



Banane.

Die bunte Völkerkarte, die Afrika eigen ist, tritt uns auch bei Betrachtung der Einwohner von Uganda entgegen. Mehrere Stämme bewohnen das Land und von allen der wichtigste, der herrschende ist der der Waganda selbst. Er weist den reinen Negertypus auf von dunkelschokoladenfarbener Haut und kurzem Wollhaar. Die Männer sind wohlgewachsen,

über mittelgroß und kräftig gebaut, die Frauen, in ihrer Jugend oft hübsch, zeichnen sich durch ihre kleinen zierlichen Hände und Füße aus. Aus ihnen rekrutiert sich der Bauernstand des Landes. In abseits gelegenen Dörfern meist am Saume von Waldungen wohnt der heller gefärbte Stamm der Wahuma, die vermutlich von den Ureinwohnern Abessiniens abstammen, keinen Ackerbau treiben und lediglich von



Eingeborener von Uganda.

der Viehzucht leben. Sie werden von den Waganda verachtet, aber ihre Herden und ihre als besonders schön geltenden Frauen werden von den Häuptlingen des Landes begehrt, und Kämpfe der Waganda mit den Wahuma stehen immer an der Tagesordnung der ugandischen Politik.

Ein dritter Stamm ist derjenige der Wasoga, die tapfer und kriegerisch, dennoch dem Ansturm der Waganda unterlagen. Sie gelten als besonders musikalisch und viele von ihnen dienen in den königlichen Musikbanden Ugandas,

während ihre Frauen, im Kriege gefangen genommen, die Harems der Mächtigen bevölkern.

An der Spitze dieses Landes steht ein König, der anscheinend ein Alleinherrscher ist, als solcher wenigstens von den ersten Reisenden, die ihn besuchten, geschildert wurde, während er in Wirklichkeit von einem Rat der Vornehmsten umgeben ist, ohne dessen Zustimmung er die wichtigsten Entscheidungen nicht treffen darf. In weniger wichtigen Angelegenheiten ist er ein unumschränkter Herr und kann über Leben und Gut einzelner seiner Unterthanen entscheiden.

Die erste genauere Kunde von diesem eigenartigen Lande brachte nach Europa John Hanning Speke, der Entdecker der östlichen Nilquellen und des Victoria Nyanza. Im Januar des Jahres 1862 erreichte er Uganda, in welchem damals der berühmte Mtesa König war. Zum erstenmal näherte sich ein Europäer diesem Hofe, an welchem bis dahin aus weiter Fremde nur arabische Händler erschienen und eine ziemlich klägliche unterwürfige Stellung einnahmen. Mit berechtigter Neugier zog der Entdecker nach der Residenz Mtesas und seine Erwartungen wurden durch das, was er hier sehen und während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes erleben sollte, übertroffen. Er sah hier ein Stück echt afrikanischer unverfälschter Kultur, und an der Hand seiner Schilderungen werden wir am besten den mächtigen Nachbar Emins kennen lernen.

Schon der „Palast“ des Herrschers versetzte den Reisenden in Staunen. Es war ein prächtiger Anblick, der sich Speke in der Provinz Bandawarogo darbot. Ein ganzer Berg war mit gigantischen Hütten bedeckt, wie er sie in Afrika noch nicht zuvor gesehen hatte.

Speke wollte sofort hinauf nach dem Palaste gehen; die Beamten sagten aber: „Nein, das würde in Uganda für unschicklich gehalten werden; du mußt deine Leute aufstellen und deine Flinten losschießen, um dem Könige wissen zu lassen, daß du hier bist; wir wollen dir dann deine Wohnung zeigen, und ohne Zweifel wird morgen nach dir

geschickt werden, da der König jetzt, wo es regnet, kein Lewer halten kann."

Speke ließ die Leute abfeuern und wurde in eine Zahl schmutziger Hütten gewiesen — königliche Gastzimmer, die für arabische Händler bestimmt waren. Er protestierte dagegen und wollte als ein weißer Prinz, für den er sich ausgab, um mehr Ansehen zu gewinnen, im Palaste selbst wohnen. Das ging nicht an; am Hofe Mtesas herrschte ein Zeremoniell, das weit umständlicher war als an irgend einem europäischen Hofe in früheren Zeiten. Fremde durften im Palaste nicht wohnen und selbst der Besuch bei dem Negerfürsten war mit zahllosen Umständen verknüpft.

Als Speke den „Palast" betrat, wurde er außerordentlich durch dessen Dimensionen und Nettigkeit überrascht. Der ganze Rücken und die Seiten des Berges waren mit gigantischen Strohhütten bedeckt, und die Strohdächer sahen so glatt aus, wie ebensoviel Köpfe, die ein londoner Friseur coiffiert hätte; ringsum waren sie eingezäunt mit den hohen gelben Schilfhalmen des gewöhnlichen Uganda-Tigergrases. Innerhalb der Einfriedigung waren die Reihen der Hütten verbunden oder in kleinere Höfe abgeteilt, die Mauern von demselben Gras hatten. Hier wurden die meisten von Mtesas drei- oder vierhundert Weibern gehalten, während die übrigen bei seiner Mutter wohnten, welche den Titel Nyamsore oder Königinwitwe führte. Jedes Thor, das Speke und seine Begleiter passierten, wurde von Beamten in Dienst geöffnet und geschlossen, wobei diese die großen Glocken läuteten, die auf den Thüren hingen, wie sie bei uns manchmal an Hausthüren angebracht sind, um diebisches Eindringen zu verhindern.

In einem der Höfe sollte nun Speke antichambrieren, mitten unter einer Gesellschaft von Hofleuten, die Ochsen, Hunde und Ziegen an Stricken herumführten und bei Klängen einer ohrenzerreißenden Musik, welche die Musikanten neunsaitigen Harfen entlockten. Es wurde ihm dabei bedeutet, er möge sich auf der blanken Erde niederlassen. Da fühlte sich Speke beleidigt, oder that vielmehr so und ging fort.

Er wurde zurückgerufen, aber kehrte nicht eher wieder, bis ihm eingeräumt wurde, daß er sich während der Audienz auf seinen eisernen Feldstuhl setzen dürfte. Das wurde ihm aber nur einmal erlaubt, später mußte er sich doch auf die Erde niederlassen, aber zur Auszeichnung auf einem Bündel Heu, von demselben Grase, mit welchem der „Thron" Mtesas gestopft war.

Endlich sollte die Audienz stattfinden. Speke, dem ein sonniger Platz angewiesen wurde, stülpte seinen Hut auf und spannte seinen Schirm aus und wartete so der Dinge, die da kommen sollten.

„Einen theatralischeren Anblick," berichtet er*), „habe ich nie gehabt. Der König, ein gut aussehender, hübsch gewachsener, langer junger Mann von 25 Jahren, saß auf einer viereckigen Plattform von Königgras, mit einem roten Laken bedeckt, eingefaßt mit Tigergrashalmen, und war sehr gut gekleidet mit einem neuen Mbugu**). Das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten mit Ausnahme des Scheitels, wo es in eine hohe Leiste aufgekämmt war, die von vorn bis hinten wie ein Hahnenkamm sich erstreckte. Armbänder, Kupferringe, eine Art Perlenstrumpf bildeten seinen Schmuck. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück goldgestickter Seide, das er beständig benutzte, um seinen großen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwischen, nachdem er Bananenwein getrunken hatte, wovon er häufige und reichliche Züge aus netten kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm seine aufwartenden Damen, gleichzeitig seine Schwestern und Frauen, darreichten. Ein weißer Hund, Speer, Schild und eine Frau — die Ugandazeichen — waren an seiner Seite, desgleichen eine Gruppe von Stabsoffizieren, mit denen er eine lebhafte Unterhaltung führte; auf der andern Seite war eine Gruppe Witschwesi oder Zauberdamen.

---

*) Vgl. „Die Entdeckung der Nilquellen". Reisetagebuch von John Hanning Speke.

**) Kleid aus Rindenstoff.

„Ich wurde nun gebeten," fährt der Reisende fort, „näher in das Viereck der Kauernden einzutreten, wo Leopardenkatzenfelle auf dem Boden ausgebreitet lagen und eine große kupferne Kesselpauke mit Messingglocken an Drahtbogen und zwei kleinere mit Kaurimuscheln und in ver-



König Mtesa von Uganda.

schiedenen Mustern verarbeiteten Perlen bedeckte Trommeln standen. Ich wünschte nun wohl eine Konversation zu eröffnen, kannte aber die Sprache nicht, und niemand in meiner Nähe wagte zu sprechen oder selbst nur seinen Kopf zu erheben, aus Furcht angeklagt zu werden, die Frauen zu beäugeln. So saßen denn der König und ich selbst einander

anstarrend, für die ganze Stunde da — ich stumm, er aber mit denen um mich herum auf mich zeigend und seine Bemerkungen machend über die Neuheit meiner Garde und allgemeinen Erscheinung und selbst von mir verlangend, meinen Hut abzunehmen, meinen Schirm auf- und zuzumachen, die Wache sich herumdrehen zu lassen, um ihre roten Mäntel zu sehen; denn solche Wunder hatte man in Uganda noch nicht gesehen.

„Da er fand, daß der Tag verging, schickte er Maula (einen ‚Offizier‘) als Abgesandten zu mir, um mich zu fragen, ob ich ihn gesehen habe, und nach Erhalten der Antwort: ‚Ja, für eine ganze Stunde,‘ war ich froh, ihn aufstehen zu sehen, worauf er Speer in der Hand und den Hund führend, unceremoniell fort und durch die Einfriedigung in die vierte Reihe der Hütten ging. Der Königsgang beim Zurückziehen sollte sehr majestätisch sein; es glückte ihm aber nicht, mir diesen Eindruck zu machen. Es war die traditionelle Gangart seiner Rasse, auf den Gang des Löwen gegründet; die Schwenkung seiner Glieder nach außen aber, die bestimmt war, den Schritt des edlen Tieres darzustellen, schien mir nur eine sehr possierliche Art von Watscheln zu realisieren.“

Bei der bald darauf folgenden zweiten Audienz begann die Unterhaltung, die jedoch durch Dolmetsche und Beamte an den König vermittelt wurde, da niemand denselben direkt anreden durfte, außer seinen Hofleuten.

Die Geschenke Spekes erfreuten Mtesa sehr und er beschloß, bald mit den Flinten eine Probe anzustellen.

Bei der nächsten Audienz gingen im Hofe vier lebendige Kühe herum und Mtesa ließ Speke bitten, die vier Kühe so schnell als möglich zu schießen. Speke war bekanntlich ein trefflicher Schütze, und da er keine Kugeln für seine Flinten hatte, borgte er sich eine Revolverpistole, die er vorher Mtesa gegeben hatte, und schoß alle vier Kühe in einem Augenblick; da aber die letzte, die er nur verwundet hatte, scharf auf ihn zukam, gab er ihr die fünfte Kugel und brachte sie nieder. Großer Beifall folgte dieser wunder-

vollen Vorstellung und die Kühe wurden den Leuten Spekes geschenkt. Der König aber lud einen der ihm geschenkten Karabiner mit eigenen Händen, überreichte ihn mit gespanntem Hahne einem Pagen und befahl ihm, er solle in den äußern Hof gehen und einen Menschen niederschießen. Dies war kaum geschehen, als der kleine Kerl zurückkam, um seinen Erfolg mit solcher Freude zu verkünden, wie es ein Junge thun würde, der ein Vogelnest beraubt, eine Forelle gefangen oder irgend einen andern Knabenstreich ausgeführt hätte. Der König sagte ihm:

„Hast du's gut gemacht?"

„O ja, ganz vortrefflich!" lautete die Antwort, und der Page sprach ohne Zweifel die Wahrheit, denn er durfte mit dem König nicht spaßen; die Sache erweckte aber kaum irgend ein Interesse. Speke erfuhr nie, man schien auch nicht neugierig zu erfahren, was für ein Individuum der Page des Lebens beraubt hatte.

Das „Bürschchen" Mtesa, wie die Königinwitwe ihren Sohn nannte, war ein blutgieriger Tyrann, denn fast jeden Tag wurde eine der vielen Königinnen — zur Hinrichtung fortgeführt.

Speke, der nach und nach sich die Gunst des Königs erwarb und zum Leibarzt der Königinwitwe wurde, schildert ganz ausführlich seine Erlebnisse an diesem sonderbaren Hofe und widmet ihm über 200 Seiten seines Werkes. Er war geradezu ein Gefangener, da er lange Zeit hindurch ohne die Erlaubnis des Königs nichts unternehmen durfte und an einen Ausflug nach dem See nicht denken konnte. So kam es auch, daß er trotz seines ziemlich langen Aufenthaltes bei Mtesa ausführliche und genaue Nachrichten über die Größe und Konfiguration des Victoria Nyanza nicht heimbringen konnte.

Mit der Thätigkeit Livingstones war inzwischen die große Epoche der Entdeckungen im Innern Afrikas angebrochen und nach 13 Jahren kamen wieder von Norden und Süden Europäer nach Uganda. Den Nil hinauf dehnte C. E. Gordon den Machtbezirk Aegyptens aus und trat in

Beziehungen zu Mtesa; vom Süden kam Henry M. Stanley auf seinem ersten Zuge quer durch Afrika an den Ukerewesee, um die Entdeckungen Spekes zu bestätigen und zu vervollständigen. Er hatte von England ein zerlegbares Boot, die „Lady Alice" mitgenommen und hatte dieses an den Ufern des großen Nyanza zusammengestellt. Während der Hauptteil seiner Expedition in Kagehyi blieb, unternahm er mit einer auserlesenen Schar die erste Umschiffung des



Eine Königin zur Hinrichtung fortgeschleppt.

Sees; denn immer noch wollte man in Europa an das Vorhandensein eines so großen Wasserbeckens nicht glauben. Stanley hatte auf der beschwerlichen Bootfahrt die Nachrichten Spekes bedeutend erweitert und sicher festgestellt, daß der Ukerewe der größte See Afrikas sei; er war gerade mit dieser Arbeit beschäftigt, da nahte ihm am 3. April 1875 eine Gesandtschaft, die ihm eine feierliche Einladung von König Mtesa überbrachte, er möchte ihn bald besuchen. Die Königinmutter, erzählten die Gesandten, träumte vor einigen Nächten und in ihrem Traum sah sie einen weißen Mann auf diesem See in einem Boot hierher kommen, und am

folgenden Morgen erzählte sie den Traum dem Kabaka (Herrscher), und siehe Ihr seid gekommen!

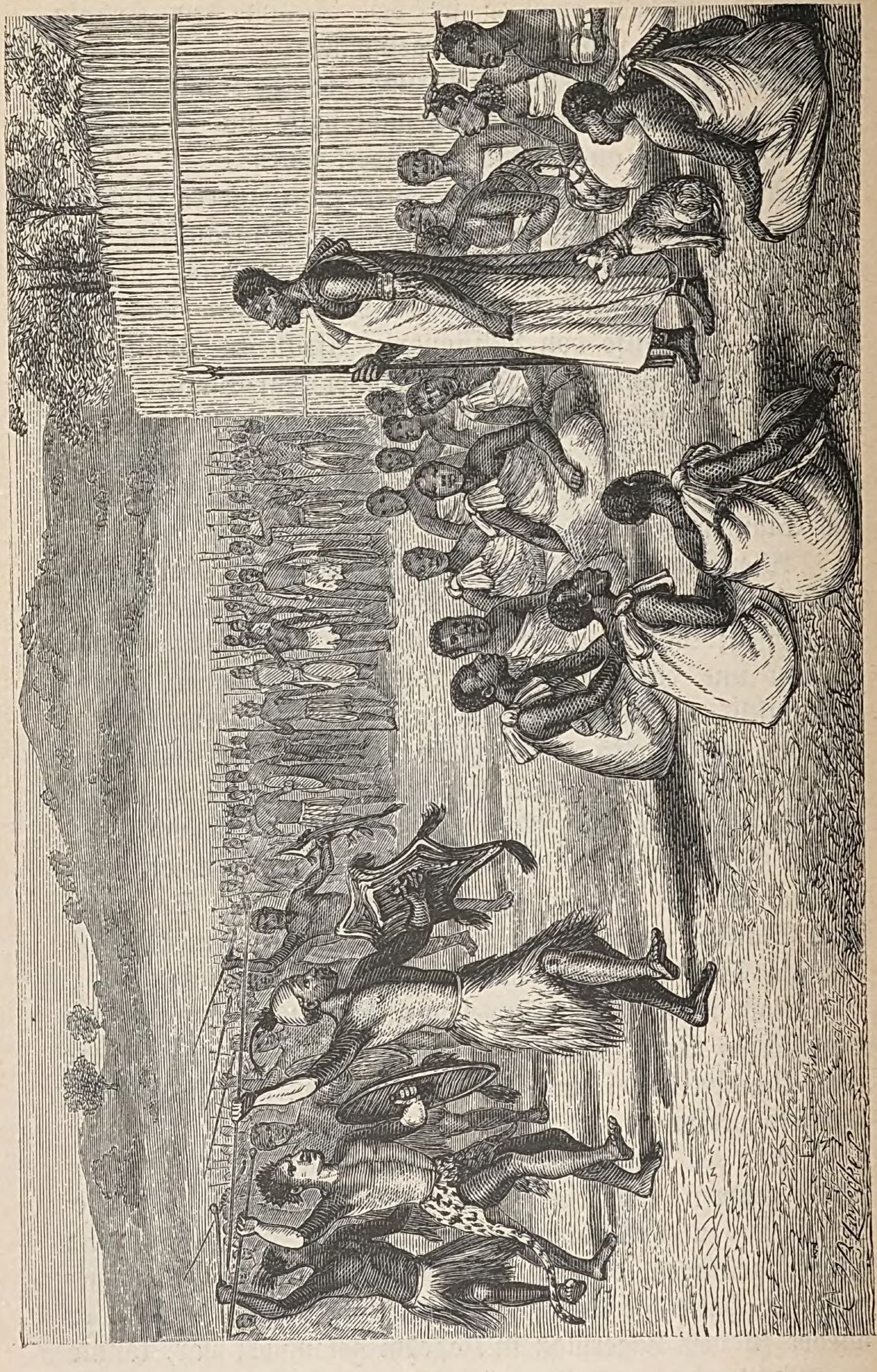
Das waren derselbe Mtesa und dieselbe Königinwitwe, welche vor 13 Jahren Speke besucht hatte und deren Hof uns von ihm so ausführlich geschildert wurde.

Auf Stanley hatte Mtesa einen ganz andern Eindruck gemacht. Der mächtigste Herrscher von Centralafrika war kein Bürschchen mehr, sondern ein ernster Mann, für den Stanley sich förmlich begeisterte. Mtesa schien ihm dazu berufen, mit Hilfe von Missionaren Afrika zu civilisieren. In der Beurteilung der Innerafrikaner war Stanley ziemlich oft optimistisch gewesen, Tippu-Tib schien ihm auch der bedeutendste Araber und größte Gentleman von Afrika zu sein. Die jüngsten Ereignisse haben es gezeigt, wie sehr sich Stanley geirrt.

Allerdings lag im Jahre 1875 das König- oder Kaiserreich Uganda nicht mehr vom Verkehr mit den Weißen abgeschlossen; im Norden arbeitete Gordon in dem ägyptischen Sudan und eines Tages überraschte Mtesa seinen Freund „Stamlih“ mit der Nachricht, daß ein Weißer vom Norden kommen werde. Es war Kapitän Linant de Bellefonds, ein Mitglied der Gordonschen Expedition, der wirklich eintraf und Stanley am Hofe Mtesas kennen lernte. Manche Züge in der Schilderung des Hoflebens in Rubaga erinnern noch deutlich an das „Bürschchen“ der Königinwitwe. So mußte auch Stanley nach einer Flottenrevue Proben seiner Fertigkeit als Schütze ablegen und ein Krokodil totschießen.

Noch während der Anwesenheit Linants schrieb er einen begeisterten Brief nach Europa, in welchem er Missionare nach Uganda berief und ihnen das dankenswerteste Thätigkeitsfeld versprach.

Aber er mußte bald von seinem neuen Freunde Abschied nehmen, um seinen Plan, die Umschiffung des Victoriasees, zu vollführen. Es war ihm im großen und ganzen gelungen, er war in viele Buchten des Sees eingedrungen, hatte die Umrisse seiner Ufer festgestellt, und als er wieder zu dem Lagerplatz in Kagehyi gekommen war, konnte



König Mtesa, Revue über Truppen haltend.

er feststellen, daß der Victoriasee wirklich ein einziger See und zwar der größte in Afrika ist und daß Speke und nicht Livingstone und Burton recht gehabt habe.

Er hatte auch auf dieser Fahrt schauerliche Abenteuer mit Eingeborenen bestanden und als er trotzdem froh und heil zu dem Lagerplatze heimgekehrt war, vernahm er, daß hier inzwischen das erste Grab für einen Weißen gegraben wurde; Frederik Barker, sein Begleiter, war am Fieber gestorben.

Bevor die Expedition den Victoriasee verließ, ging sie noch einmal zu Mtesa, und hier war Stanley Zeuge eines afrikanischen Krieges, der mit ungeheuren Massen von Soldaten geführt wurde und wahrhaft einzig in der Geschichte Innerafrikas dasteht.

Mtesa zog gegen die Wawuma zu Felde und rückte gegen die Inselfestung Ingira mit einer Armee von 150000 Kriegern und einem Troß von 100000 Sklaven, Weibern und Kindern, also zusammen mit einer Viertelmillion Menschen vor. Seine Flotte bestand aus 230 Booten, die zusammen 8600 Mann fassen konnten.

Die Wawuma, die nur 20000 Mann zählten, verteidigten sich äußerst tapfer. Wenn Stanley Bemerkungen darüber macht, daß Speke mit den Ereignissen am Hofe Mtesas 200 Seiten seines Werkes füllt, so gibt ihm Stanley keineswegs nach, denn diese Kriegsgeschichte vom Jahre 1875 füllt auch einen beträchtlichen Teil des Werkes „Durch den dunklen Weltteil".

Stanley war kein müßiger Zuschauer, sondern auch ein sporadischer Mitarbeiter im Generalstabe Mtesas.

Um den Krieg rascher zu Ende zu führen, gab er Mtesa den Rat, vom Kap Nakaranga bis zur Insel Ingira einen Damm zu bauen und zwar auf eine Strecke von etwa 700 Meter. Stanley citiert sich selbst, wie folgt:

„Du (Mtesa) hast Männer, Weiber und Kinder hier in diesem Lager, so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Befiehl, daß jeder, der laufen kann, einen Stein aufnimmt und in das Wasser wirft und du wirst die Tiefe desselben

schon sehr vermindern; wenn aber jeder einzelne täglich 50 Steine zuträgt, so stehe ich dafür, daß du in wenigen Tagen trockenen Fußes nach Ingira hinübergehen wirst."

Mtesa schlug, um seinem Beifall Ausdruck zu geben, seine Schenkel aneinander und befahl dem Premierminister, sofort zwei Legionen auszulesen und sie das Werk angreifen zu lassen. Sehr bald war die Vorderseite des felsigen Berges mit ungefähr 40000 Kriegern oder ungefähr einem Sechstel der Menschenmasse am Kap bedeckt und sie mühten sich mit der ungewöhnlichen Arbeit ab, einen Damm aus Felsstücken zu bauen.

Der Damm wurde nicht fertiggestellt. Ob daran die Negergenerale schuld waren, oder der Plan des Weißen etwas phantastisch war, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Zu Ehren Stanleys müssen wir jedoch anführen, daß er auch, seinem selbstgewählten Beruf eines Missionars bei Mtesa treu, bestrebt war, die Greuel und Schrecken des innerafrikanischen Krieges zu mildern.

Die Wawuma waren besonders wilde Leute, die selbst eine Abteilung Parlamentäre, die ihnen im Auftrage Mtesas Friedensbedingungen anbot, abschlachteten und die blutigen Köpfe der Gesandten dem gegenüberliegenden Heere hohnlachend zeigten. Für diese Frevelthat sollte Vergeltung geübt werden.

Es war Mtesa mit Hilfe seiner Spione gelungen, einen der vornehmsten Häuptlinge der Wawuma gefangen zu nehmen und seine Häuptlinge und vornehmsten Freunde waren eingeladen worden, der Hinrichtung dieses Anführers beizuwohnen.

Als Stanley auf dem dazu bestimmten Platze ankam, war schon eine große Masse von Reisbündeln aufgehäuft, um den etwa 60 Jahre alten Mann zu verbrennen.

Mtesa war in sehr heiterer Stimmung, er vermochte nicht das Frohlocken zu verbergen, das er bei der schrecklichen Rache empfand, die er für die Ermordung seines Lieblingspagen Webba, eines Mitglieds der obenerwähnten Friedensgesandtschaft, zu nehmen in Begriff stand.

„Nun, Stamlih,“ sagte er, „wenn der Häuptling an den Schandpfahl gebunden ist, dann sollst du sehen, wie ein Häuptling von Uwuma stirbt, er soll gleich verbrannt werden. Und die Wawuma werden erbeben, wenn sie von dieser Art des Todes hören.“

„Ach Mtesa,“ sagte Stanley, „haben Sie die Worte des guten Buches, aus dem ich Ihnen so oft vorgelesen habe, vergessen? ‚Wenn dein Bruder dich beleidigt, so sollst du ihm oftmals vergeben.‘ ‚Liebet eure Feinde.‘ ‚Thuet Gutes denen, die euch hassen.‘ ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.‘“

„Aber dieser Mann ist in Uwuma geboren und die Wawuma führen Krieg mit uns. Hast du Webba vergessen?“

„Nein, ich gedenke gar wohl des armen kleinen Webba. Ich sah ihn sterben und war tief betrübt.“

„Soll denn dieser Mann nicht sterben, Stamlih? Soll ich nicht Blut für Webba haben, Stamlih?“

„Nein.“

„Aber ich werde es haben, Stamlih. Ich will jeden Feind verbrennen, den ich fange. Ich will Blut haben, Blut, das Blut aller Feinde in Uwuma!“

„Nein, Mtesa, kein Blut mehr! Es ist Zeit den Krieg zu beendigen.“

„Was sagst du?“ rief Mtesa in einem Wutausbruch. „Ich will jede lebende Seele in Uwuma töten, jeden Pisangbaum will ich niederhauen und jeden Mann, jedes Weib und Kind auf seiner Insel verbrennen. Beim Grabe meines Vaters, das will ich!“

Stanley siegte trotzdem in diesem Streit, aber nicht die Grundsätze des Evangeliums, sondern eine Berufung auf alte Legenden Ugandas, wo ein König das Land verließ, da es nach Blut roch — und seine Drohung, daß auch er, der so gern gesehene weiße Gast, das Land verlassen werde, verhalfen ihm zum Sieg.

Charakteristisch für Stanley ist die Art und Weise, in

welcher er den Krieg endlich zum Abschluß brachte. Er griff zu einer List.

Er befahl einem der schwarzen Heerführer, er möge 1000 Mann beauftragen, lange einen Zoll dicke Stäbe zu schneiden, ferner 300 Mann drei Zoll dicke und sieben Fuß lange Stangen zu schneiden, und 100, um geradgewachsene lange vier Zoll dicke Bäume zu fällen, endlich 100, um alle diese Bäume abzuschälen und aus der Rinde Seile zu verfertigen.

Aus diesem Material und drei aneinander geketteten großen Booten baute nun Stanley in einer versteckten Bucht eine schwimmende Plattform, die einer Palissadenverschanzung von 21 m Länge und 8 2/3 m Breite ähnlich sah. Mit diesem Fahrzeug, welches eine unsichtbare Besatzung von 214 Mann barg, fuhr er gegen die Insel und ließ die Wilden auffordern, sich Mtesa zu unterwerfen. Der Sprecher war natürlich auch unsichtbar. Die Wawuma erschraken darüber so sehr, daß bald die Antwort erfolgte:

„Es ist genug; laßt Mtesa zufriedengestellt werden. Wir wollen noch heute den Tribut einsammeln und wollen zu Mtesa kommen. Kehre zurück, o Geist, der Krieg ist beendet!“

Dieser Feldzug fand dennoch einen grauenvollen Abschluß. Als die siegreiche Armee am 15. Oktober abrückte, geriet das Lager Mtesas, das aus dicht aneinander stehenden Grashütten bestand, in Brand. Stanley und seine Gefährten konnten sich nur mit Mühe aus dem flammenden Meere retten. Die Zahl der Weiber, Kinder und Kranken, die dabei in dem furchtbaren Gedränge niedergetreten wurden, ließ sich nicht feststellen, muß aber eine ungeheure gewesen sein.

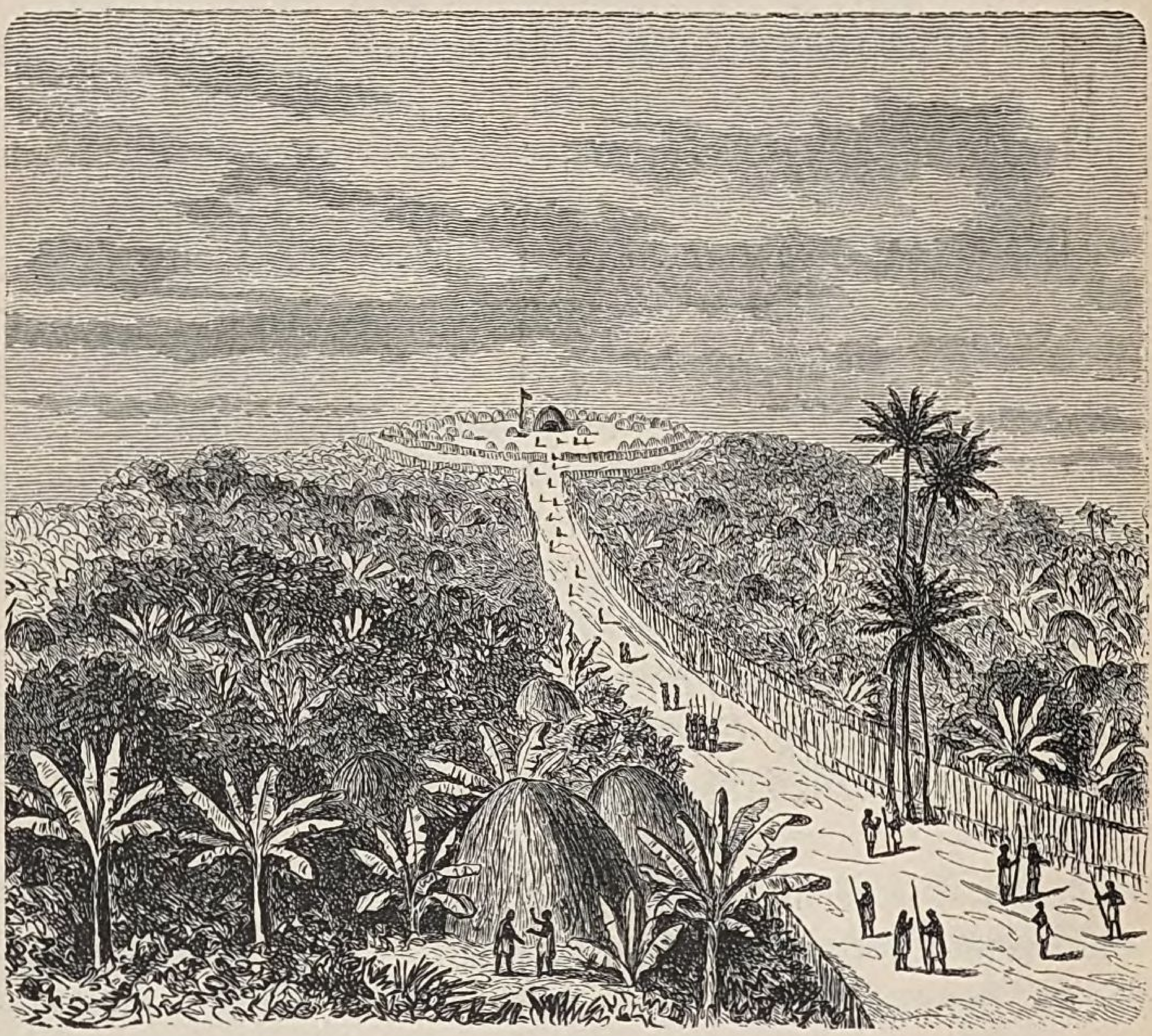
Als Stanley Mtesa verließ, baute er eine Kirche, in welcher ein junger schwarzer Missionsschüler aus Sansibar so lange walten sollte, bis ein würdigerer Mann käme. Der Brief Stanleys wurde in England sehr beifällig aufgenommen. Von allen Seiten flossen der Church Missionary Society große Spenden zu, um eine Missionsgesellschaft für Uganda

auszurüsten, und schon im Mai 1877 erschienen die Sendboten des Evangeliums an den Ufern des Ukerewe. Am 2. Juli desselben Jahres wurde einer derselben, Rev. Mr. Wilson, von Mtesa in dessen Residenz Rubaga herzlich bewillkommnet. Die Schar der Missionare wurde jedoch bald durch Tod infolge von Krankheit und von Feindeshand gelichtet, so daß eine neue Gesellschaft dem allein auf seinem Posten ausharrenden Rev. Wilson auf der Nilroute zu Hilfe eilen mußte und auch am 14. Februar 1879 glücklich in Uganda anlangte. In dieser befand sich auch der schottische Arzt R. W. Felkin, der im Verein mit Wilson ein Werk über Uganda und den ägyptischen Sudan herausgab. Beide hatten während des langen Aufenthaltes die beste Gelegenheit, Land und Leute genauer kennen zu lernen, und da Felkin als Leibarzt des Königs wirkte, konnte er den eigenartigen Negerfürsten besser prüfen als alle Reisende vor ihm.

Mtesa war damals gealtert und krank. Er hatte die Missionare anfangs freundlich aufgenommen, aber später verlangte er von ihnen Geschenke, Herstellung von Gewehren und Pulver. Das Christentum interessierte ihn, aber zu einer selbst oberflächlichen Bekehrung ist es bei ihm niemals gekommen.

Der Palast in Banda, in welchem Speke den Herrscher von Uganda besucht hatte, war damals spurlos verschwunden; Mtesa hatte seine Residenz nach Rubaga verlegt und für sich einen neuen Palast gebaut. Er war nach derselben Schablone aufgeführt; aber an den Menschen konnte man die Einwirkung der Kultur, mit der sie allmählich in Berührung kamen, bemerken. Während früher nur die Häuptlinge europäische Stoffe trugen, waren dieselben jetzt vielfach verbreitet, und vor dem Palaste war eine nicht übel uniformierte Garde mit roten Röcken und weißen Hosen, sowie roten Hosen und weißen Röcken, mit Schuhen und einem türkischen Fes erschienen. Für die Weißen war im Audienzsaale ein Schemel bereitgestellt. Mtesa selbst lag beim ersten Empfang auf einem kostbaren Teppich, mit dem rechten Arm auf schnee-

weiße Leinwandkissen gestützt. Sein Gesicht zeigte tief eingegrabene Linien und der ganze Ausdruck verriet die Spuren eines schweren Leidens; seine großen glanzlosen Augen leuchteten nur manchmal in hellem Feuer auf, wenn er von Zorn oder Freude erregt wurde. Er trug ein kleidsames, reich mit Gold- und Silberfäden gesticktes arabisches Gewand;



Rubaga, Hauptstadt von Uganda.

seinen Kopf bedeckte ein Fes und vor ihm lag ein großes juwelenbesetztes Schwert, mit dessen Heft seine langen nervösen Finger spielten.

Trotz des nunmehr so rege gewordenen Verkehrs mit Arabern und Europäern hatte Mtesa gar wenig gelernt und besaß keine Ahnung von der europäischen Kultur. Als ihm der Brief der Königin Victoria an ihn überreicht und vorgelesen wurde, freute er sich sehr darüber und sagte, es liege ihm viel daran, mit der Königin gut Freund zu bleiben,

woran er die ungewöhnliche Bemerkung knüpfte, außer Ihrer Majestät und seiner eigenen sei kein Monarch der Welt auch nur der geringsten Achtung würdig. Er freute sich auch, daß die Missionare so weit hergekommen waren, um ihn zu sehen, glaubte aber auch, daß der Anblick seiner Person alle Mühsale der Wanderung reichlich belohnen müsse. Stanley hatte gleichfalls einen Brief an Mtesa mitgegeben, als dieser aber vorgelesen wurde, unterbrach der König den Vorleser mit der Bemerkung, daß er Stanley gesehen habe, und wartete mit Ungeduld, daß ihm die Geschenke vorgelegt wurden. Die ärztliche Behandlung Mtesas war für Felkin keine besonders angenehme Beschäftigung. Es dauerte lange, bis ihm gestattet wurde, den Körper des hohen Kranken zu untersuchen; dann mußte der Arzt von der Medizin, die er dem Kranken gab, selbst kosten und auch einige Pagen damit füttern, um so zu beweisen, daß die Medizin kein Gift sei. Die Regelung der Diät war gleichfalls mit vielen Umständen verknüpft.

Einmal fragte Mtesa seinen weißen Leibarzt: „Doktori, wie viel Wochen glaubst du, daß ich noch Medizin nehmen muß?" Felkin sagte es ihm, Mtesa schwieg einige Minuten, dann sprach er: „Doktori, bringe mir so viel Medizinflaschen, als ich brauche, um gesund zu werden."

„Warum?" fragte Felkin.

„O," antwortete Mtesa mit der größten Gelassenheit, „meine Häuptlinge bitten mich, dich umzubringen, und dann macht niemand mehr Medizin für mich."

Natürlich schlug ihm Felkin dieses Ersuchen rundweg ab. Felkin erzählt noch ein anderes originelles Erlebnis.

„Einmal," schreibt er, „spielte mir Mtesa einen hübschen Streich; ich hatte ihm zwei Flaschen gegeben, deren eine ein Wasser zum Abwaschen enthielt, und hatte ihm ausdrücklich gesagt, daß es nur äußerlich anzuwenden sei. Bald darauf entfernte ich mich mit einem meiner Gefährten; aber kaum waren wir eine kleine Strecke gegangen, als uns ein Page einholte, der uns mit einem Krug Bananenwein und dem Gruß des Königs nachgeeilt war und mich bat, ich möchte

das Getränk versuchen und sagen, ob er täglich etwas davon trinken dürfe. Ich that es; aber da ich nicht wußte, ob der Wein von der stärkeren Sorte war, gab ich meinem Freund davon, der es verneinte und den Rest austrank. Ich erteilte dem Pagen die erbetene Erlaubnis und wir setzten unsern Weg fort; nach kurzer Zeit fragte mich mein Freund: „Ist Ihnen ganz wohl zu Mute?“ — „Nicht ganz,“ sagte ich und wirklich war mir ziemlich übel. „Ich hoffe, es war keine Mixtur in dem Wein!“ sprach er; gleich darauf hatte er einen Anfall von Seekrankheit; auch ich war etwas unwohl. Kein Zweifel, sie hatten wissen wollen, wie die Flüssigkeit innerlich wirkt! Sobald ich den König wiedersah, beschuldigte ich ihn, das Waschwasser mit dem Wein vermischt zu haben, was er aber hartnäckig leugnete; als ich aber nach der Flasche fragte, fand ich sie fast leer.“

Im Vergleich zu anderen afrikanischen Häuptlingen, denen früher namentlich von den Engländern so oft die Bezeichnung „König“ beigelegt wurde, war Mtesa wirklich ein großer Herrscher und sein Reich eine der Großmächte Innerafrikas. Im Vergleich zu anderen Staatenbildungen, z. B. zu den altamerikanischen Reichen Mexiko und Peru, erscheint Uganda jedoch recht unbedeutend.

Auf Grund sehr sorgfältiger Berechnungen hin schätzte Wilson die Gesamtbevölkerung von Uganda auf fünf Millionen. Die Zahl der weiblichen Bevölkerung übersteigt die der männlichen bei weitem, in einem Verhältnis von ungefähr $3\frac{1}{2} : 1$. Diese außerordentliche Ueberzahl hat drei Gründe.

Erstens ist durch genaue Beobachtung ermittelt worden, daß viel mehr Mädchen als Knaben geboren werden und unter den Gruppen spielender Kinder am Weg findet man immer eine Ueberzahl von Mädchen. Zweitens leben die Waganda in beständigem Krieg mit einem oder dem anderen benachbarten Stamm, und da sie Mann gegen Mann kämpfen, sind ihre Schlachten furchtbar verheerend. In einem Zusammentreffen, das Wilson selbst beobachtete, verloren die Waganda von hundert Kriegern fünfzig, und der Verlust des Feindes muß noch größer gewesen sein, da jene die

Schlacht gewannen. Drittens töten die Waganda bei der Einnahme einer Stadt oder eines Distrikts sämtliche erwachsene Männer und nehmen die Weiber und Kinder gefangen, und da die Waganda immer Krieg führen, kommen beständig Frauen ins Land, welche unter die Häuptlinge und ersten Krieger verteilt werden.

Ist die obige Schätzung richtig, so stellt sich die Zahl der männlichen Einwohner auf 1 400 000 und da jeder waffenfähige Mann Soldat ist, beläuft sich die Kriegsmacht des Landes auf ungefähr 500 000 bis 600 000 Mann. Dennoch kann im Kriegsfall kaum mehr als ein Drittel höchstens auf einmal mobil gemacht werden.

Zieht das Heer in den Krieg, so legen die Soldaten alle Kleider bis auf ein Lendentuch ab, damit die Freiheit der Bewegung nicht beengt werde. Speer, Schild, Bogen und Pfeile bilden die Waffen der Waganda; außerdem verfügte aber Mtesa noch über etwa 2000 Flinten, unter denen fast alle Feuerwaffen vom ursprünglichen Luntengewehr bis zum modernsten Gewehr vertreten waren. Die meisten waren nach dem Bericht Wilsons Feuersteinschloß- oder glatte Perkussionsgewehre, meist billige und geringe Waffen aus Belgien, deren Losgehen zahlreiche Unglücksfälle verursachte. Es gibt zwar unter den Waganda ausgezeichnete Schützen, aber da stets Mangel an Munition herrscht, so werden die Feuerwaffen nur wenig im Kriege gebraucht. Außerdem besaß Mtesa noch vier kleine Kanonen, wie man sie auf den Schiffen zum Signalgeben braucht. Er war ungemein stolz auf diesen Artilleriepark und glaubte, im Kriege würde er Wunder leisten.

Mtesa und seine Hauptleute hatten von den Arabern lesen und schreiben gelernt und darum war auch Mtesa stets in der Lage, genaue Kriegsrapporte zu erhalten. Der König besaß aber auch eine originelle Armeeliste. Um mit einem Blick die verfügbare Zahl seiner Krieger überblicken zu können, hatte er ein langes Brett, wie es die Araber zum Aufschreiben ihrer Gebete benutzen. Parallele Reihen zu je zehn Löchern befinden sich auf diesem Brett und in jedem

derselben steckt ein weißer Pflock. Jeder weiße Pflock stellt zehn Mann vor, jeder schwarze hundert, jeder rote tausend. Wenn der König einen Zug von Kriegern aussenden will, so läßt er sich sein Brett bringen, nimmt die nötige Anzahl von Pflöcken heraus und übergibt sie einem Häuptling, der die entsprechenden Soldaten aufzubringen hat. Am Schluß eines Feldzugs wird die Zahl der Gefallenen berechnet und von der ganzen Summe abgezogen, ehe die Pflöcke wieder an ihren Platz kommen.

Felkin sah das Brett mehrmals während seiner ärztlichen Besuche bei Mtesa, und dieser hat ihm selbst die Bedeutung desselben erklärt, aber niemals durfte der Fremde das Brett genauer betrachten; es wurde bei seinem Erscheinen sofort mit einem Tuch bedeckt und fortgetragen.

Dank der militärischen Organisation seines Staatswesens war Mtesa weit und breit gefürchtet, und da er so weit sein Blick reichen konnte der mächtigste Häuptling war, so hielt er sich auch für den mächtigsten Herrscher der Erde und die Waganda waren derselben Meinung wie ihr Häuptling.

Die Missionare faßten darum den Entschluß, zwei Waganda als Gesandte Mtesas nach Europa zu bringen, damit sie dort die civilisierte Welt schauen und Mtesa nach ihrer Rückkehr von der Macht Englands berichten konnten. Der Plan wurde ausgeführt und wir besitzen auch eine interessante Mitteilung über die erste Audienz der heimgekehrten Gesandten bei dem Könige von Uganda. Saabadu, der Aelteste von ihnen, führte dabei das Wort.

Aus dieser Erzählung, welcher die Versammelten am Hofe mit angehaltenem Atem lauschten, wollen wir nur einiges hervorheben.

„Dann kamen wir nach London. Die Königin hatte einen Häuptling mit einem Wagen und zwei Pferden für uns geschickt. In London gibt es so viele Pferde, daß sie niemand zählen kann. Und die Häuser sind aus Steinen gemacht. O, Herr, wundervoll! wundervoll!! Sie bauen zwei lange Steinwände (die Seiten der Straße), so lang

als man nur sehen kann, und die Häuser sind drinnen hinter den Wänden. Es ist nur ein Haus, aber in Abteilungen, daß viele Menschen darin wohnen können; niemand kann zählen wie viele (sie sahen jede Häuserreihe hartnäckig für ein einziges Haus an). O, London ist ein sehr großer Ort, nichts als Häuser von Stein, so weit wie von hier bis Buchwezi (etwa 20 engl. Meilen von Rubaga). — — —

„Nachdem wir lange Zeit in London gewesen waren, gingen wir an einen andern Ort, wo wir eine kurze Zeit blieben, wir gingen nicht zu Fuße, sondern fuhren in einem hölzernen Hause (Eisenbahnwagen), das mit uns allen von selber lief.

„Als wir wieder nach London kamen, sagten wir der Königin, wir wollten wieder nach Buganda zurück. Aber sie sagte: ‚Noch nicht; ihr habt meine Tiere noch nicht gesehen.‘ Wir gingen also zu den Tieren (im zoologischen Garten). Jedes Tier von der ganzen Welt ist im Garten der Königin. Erst sahen wir drei Tage lang die Löwen an; dann zwei Tage die Leoparden; dann sahen wir die Büffel drei Tage lang an; dann die Elefanten viele Tage; dann die Vögel sechs Tage. Jeder Vogel ist da, aus jeder Gegend. Dann betrachteten wir die Krokodile. Wundervoll! — Wundervoll!! Wundervoll!!! Die Krokodile sind nicht wild. Man hält ihnen ein Stück Fleisch hin und ruft ihnen, und dann kommen sie und nehmen das Fleisch dem Manne aus der Hand.“ (Mtesa frug, woher man all das Futter für die vielen Tiere nimmt.) „Sie bekommen Kühe und Ziegen.“ (Mtesa: Bekommen sie die Kühe und Ziegen lebendig?) „Die Tiere werden zuerst getötet und in Stücken verteilt.“ (Mtesa sagte zu seinen Häuptlingen: Hört ihr, wie viele Tiere die Basungu (Europäer) ihrer Königin geben?) Der Katikiro, Reichskanzler, antwortete: „Sie muß eine große Königin sein!“ (Mtesa deutete seinen Häuptlingen an, sie sollten ihm ebensoviele Tiere geben und ihn groß machen.) „O mein König,“ rief Saabadu gegen das Ende des Berichtes aus, „wir haben gar kein Land! Ein Häuptling in England hat mehr Land als ganz Buganda, Unyoro und

Usogo zusammen.“ „Sage das noch einmal,“ sprach Mtesa, „ich freue mich, wenn ein Mann die Wahrheit spricht.“

„Wir haben kein Land, mein König.“

„Hört ihr?“ sprach Mtesa, „wir haben gar kein Land!“

„In England“ fuhr Saabadu fort, „hat jeder Mann nur ein Weib und jedes Weib hat dreißig Kinder.“

Da riefen alle: „O wie viele, viele, viele Kinder!“

In seiner Erzählung kam Saabadu auf den königlichen Palast zu sprechen und sagte: „Das Haus der Königin ist ganz aus Spiegeln, Gold und Silber im Innern, und wir saßen auf Stühlen, die waren aus purem Elfenbein . . .“

Da aber gebot ihm Mtesa Schweigen und entließ den Hofstaat, indem er zu Saabadu sagte, er solle niemand, als ihm allein erzählen, was er sonst noch in England gesehen hätte.

Die Früchte, welche solche Negergesandtschaften tragen, sind oft fraglicher Natur. Der Reichtum der Europäer erscheint den Häuptlingen nach den Berichten der Heimgekehrten unerschöpflich und dadurch wird die Habgier noch mehr angestachelt. Die späteren Reisenden und Missionare haben darunter zu leiden, indem von ihnen ungebührliche Geschenke verlangt werden. Dies trifft namentlich in den Gebieten zu, in denen der Europäer nur ein vorübergehender Gast ist, die weit von der Küste entfernt sind und in denen der Neger die Macht eines civilisierten Staates nicht fühlen kann. Wo dagegen an der Küste feste Niederlassungen der Europäer bestehen, wo Kriegsschiffe von Zeit zu Zeit erscheinen, dort wie z. B. in Kamerun kann diese Methode von Nutzen sein; namentlich wenn die Neger sich Europa nicht nur ansehen, sondern in irgend einer Werkstatt etwas lernen.

Auf Mtesa hatten weder die Bekehrungsversuche, noch die Gesandtschaft einen irgendwie erheblichen Einfluß geübt. Bis zu seinem Tode ist er der echte Negerdespot geblieben, und als die Gründung Gordons unter dem Anprall der Mahdisten in Trümmer fiel, war Uganda für Emin keine besonders angenehme Nachbarschaft. Nicht einmal ein freier Durchmarsch zur Küste stand ihm durch das Land Mtesas

offen, ja es war sogar mit den größten Schwierigkeiten verbunden, auf diesem Wege eine Postverbindung mit Sansibar zu unterhalten.

Emin trat zu Mtesa frühzeitig in Beziehungen. Wiederholt besuchte er noch als einfacher Effendi den König im Auftrage Gordons, um an der Grenze friedliche Zustände zu schaffen. Ueber diese Reisen sind von Emin nur spärliche Berichte veröffentlicht worden; sie gestatten uns jedoch einen Einblick in die Meinung Emins über die Bekehrungsversuche bei Mtesa zu gewinnen und an ihrer Hand sind wir auch im stande, Emin als Afrikareisenden zu würdigen. Wenn wir bis jetzt den König und den Hof kennen gelernt haben, so werden wir von Emin in anziehender Weise über einen Teil des Landes und seine Einwohner unterrichtet.

* * *

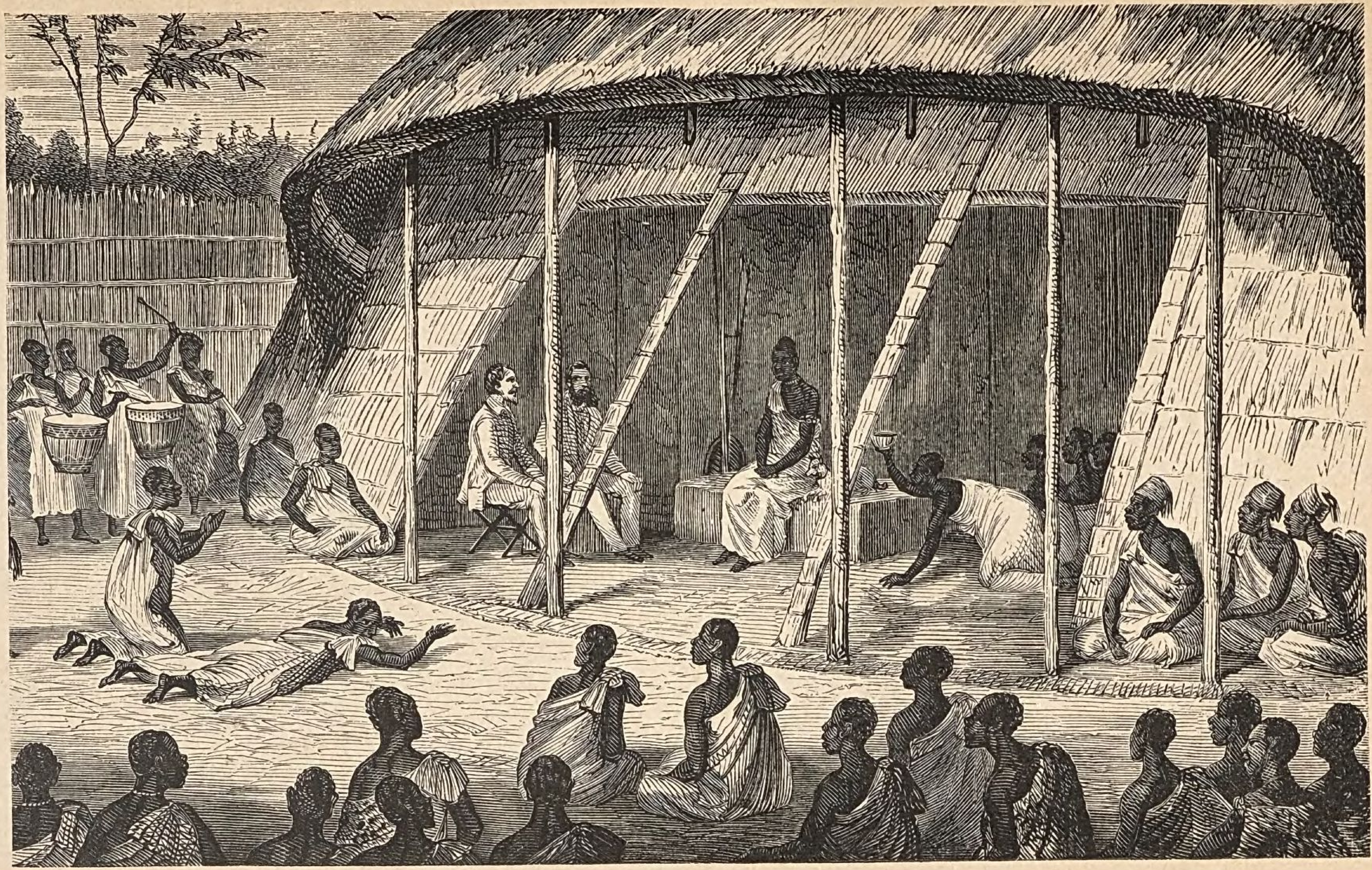
Mruli, eine der Grenzstationen der Aequatorprovinz, bildet den Ausgangspunkt unserer Reise. Die von Ugandas Herrscher erbetenen Träger und Führer sind endlich erschienen und am 20. November 1877 erfolgt der Abmarsch. Zunächst führt der Weg durch ein Kabrega, dem Herrscher von Unyoro gehörendes Gebiet. Es herrscht gerade die Regenzeit und zwar eine ungewöhnlich starke. Weit und breit steht das Land unter Wasser, alle früher begangenen Straßen sind überschwemmt und man wird sich neue Wege suchen müssen.

Auf der ganz flachen mit Gramineen dicht bewachsenen Ebene steht das Wasser überall kniehoch. Ein Pfad von 50 cm bis 1 m Breite führt durch dieses Chaos von Wasser und Schlamm; wo Elefanten ihn benutzen, sprechen Löcher, in welche man bis zur Brust hineinfällt, von ihrer Anwesenheit. Truppweise sieht man sie und kleine Büffelherden weitab vom Wege sich im Schlamme vergnügen. Nähert sich unser Zug, so stürmen gewöhnlich die Büffel durch das hochaufspritzende Wasser davon, während die Elefanten in kurzem Trabe sich zurückziehen. Auffällig waren die Massen kleiner Schmetterlinge, welche mitten im Sumpfe

die Wanderer umflogen und sich häufig auf deren Hände setzten. Gleich Inseln heben sich inmitten dieses Sumpflandes kleine höher gelegene Striche ab, die mit niederen Mimosen reichlich bewachsen sind.

So zog die Karawane Emins durch dick und dünn weiter, und kam trotz des Schlammes im Wege und trotz des strömenden Regens rasch vorwärts, denn die Waganda sind ausgezeichnete Fußgänger, wenn sie marschieren wollen, und hier haben sie allen Grund zur Eile, da sie durch fremdes, feindliches Gebiet ziehen. Am dritten Marschtage wird die Grenze Unyoros erreicht. Das Terrain hat sich bereits ein wenig gehoben. „Flaches, licht bewaldetes Land", schreibt Emin, „voll Schlamm und Wasserpfützen dehnt sich vor uns aus, so weit das Auge reicht; doch sind die trockenen Stellen häufiger als gestern. Meist besteht der Boden aus grauem, durch Humusverwitterung entstandenem und viele Pflanzenreste enthaltendem Thon, unter welchem die überall verbreitete mächtige Schicht roten Eisenthons liegt. Ein kleiner Anhalt wurde hier nötig, um für den nun zu durchgehenden breiten und tiefen Sumpf Dubenge, dessen Wasser zum Ergugu abfließen, Sumpftoilette zu machen. Alle nicht durchaus unentbehrlichen Kleider, die hundert kleinern Gegenstände, welche ein Reisender jeden Augenblick unterwegs nötig hat, Uhr, Kompaß, Aneroid u. s. w., alles wird in einen Pack zusammengebunden und auf dem Kopfe getragen. Bis an den Hals reicht uns das nach fauligem Pflanzendetritus riechende Wasser, glühend brennt die Sonne hernieder, und Wolken von Moskitos benutzen die ihnen gebotene Gelegenheit, sich schadlos zu halten. Langsam, den Weg mit Lanzen tastend, gehen die Träger vorwärts; übermenschlich ist ihre Arbeit, und doch wird keine Last abgeworfen. Beinahe eine Stunde dauert diese Passage, dann kommen wir wieder auf festes Land. Wir haben mit diesem Sumpfe Kabregas Land hinter uns gelassen und befinden uns nun auf Mtesas Territorien."

Uganda ist in verschiedene Distrikte eingeteilt und dieser hier heißt Kahura und wird von dem großen Chef Mreko



Speke und Grant bei König Mtesa's Lever.

verwaltet. Er war auch Führer Emins und hatte die Honneurs des Landes zu machen.

Jetzt wurden die Märsche kürzer, denn in den Dörfern winkte eine bessere Bewirtung, und schon am nächsten Tage sollte Mrekos Dorf erreicht werden. Unter Lachen und Singen ging es vorwärts. Die Träger tanzten förmlich dahin, oft mit beiden Händen ihre Lasten hoch über den Kopf erhebend; Chorgesänge, Hörner und Flöten erklangen und wechselten mit lautem Jauchzen und Rufen; Mrekos große Pauke warf ihre dröhnenden Laute dazwischen — ein reiches, wenn auch unharmonisches Konzert. Je weiter man vordrang, desto reicher wurde das Land; der enge Pfad weitete sich zu einer breiten Straße aus. Rechts und links erhoben sich starke Bäume, lagen wohlbestellte Felder. Hier gedieh üppig die Cajatenbohne, dort grünte frisch der Tabak, mit gelbem Blütenflor waren die Arachisfelder geschmückt, Mais- und Sorghumfelder schlossen sich ihnen an und weiter hinten grünten Wälder von Bananen. Aus ihnen lugten prächtige Ficusbäume hervor, deren Rinde den Eingeborenen Stoff zu Kleidern liefert. Eine reiche Vogelwelt belebt die Natur; überall sieht man Häuser, überall am Wege stehen Menschen, die Ankommenden begrüßend; dann knallen Schüsse, ertönen Freudenrufe — Mrekos Dorf ist erreicht.

Mreko beurlaubt sich, um Frau und Kinder zu begrüßen, und wohlgelaunt, etwas des süßen Weines voll, kehrt er später zu seinem Gaste zurück. Seine Leute bringen reiche Gaben herbei: Körbe voll großer, roter Cajaten, grüne Bananentrauben und reife Bananen, in grüne Blätter gehüllt, mächtige Kürbisflaschen voll schäumenden frischen Bananenweines, kleine Hühner der einheimischen Art und einen Hahn hochbeiniger Bastardrasse, dessen Stammvater einst von Gondokoro seinen Weg hierher gefunden, eine schwarze, hochgebuckelte Kuh und — Rarität der Raritäten — in zierlich geflochtenem Körbchen ein Dutzend Eier. Für alle diese Herrlichkeiten wird der Weiße allerdings um eine Gunst gebeten; die Leute wollen hier in der Heimat einige Tage

verweilen, und obwohl der Reisende es eilig hat, muß er den drängenden Bitten nachgeben.

Es ist der 6. Dezember. Zeitweilig setzt der Regen aus, der Himmel wird klar und die Sichel des Neumondes läßt sich auf ihm blicken. Staunend schaut der Weiße zu dem alten Erdtrabanten hinauf, denn so durchsichtig ist hier die Luft, daß der dunkle Mondkörper und die erhellte untere Mondpartie beide sichtbar sind. Die Eingeborenen aber begrüßen nach althergebrachter Sitte den Neumond; alle Pauken des Landes werden gerührt und Salven von Gewehrschüssen krachen ringsumher.

Endlich wird das freundliche Dorf verlassen, aber die Waganda marschieren noch langsamer, höchstens zwei Stunden täglich. Mit um so größerer Muße kann der Reisende Land und Leute betrachten. Der Weg führt zwischen parallelen Hügelreihen; Sümpfe mit eleganten Phönixpalmen kreuzen oder begleiten ihn; Bananenwälder und Häuser folgen sich in bunter Reihe. Einmal inmitten eines der Sümpfe lassen sich die Töne der großen Pauke vernehmen — ein Zeichen, daß eine Person von Rang naht. Bald darauf erscheint ein Neger an der Spitze einer Trägerabteilung; es ist der Chef der sämtlichen Wahumahirten dieses Bezirkes. Die Bananenpflanzungen sind meistens sehr sauber gehalten. Einmal im Jahre läßt man das Gras in ihnen aufschießen, rauft es dann aus und häuft um jede Bananenpflanze eine Menge davon — das ist die einzige übliche Düngung. Ist die Vermoderung beendet, was sehr schnell geschieht, so findet man zwischen den Stämmen absolut keinen Grashalm und der Wald sieht aus wie ein großer sehr sauber gehaltener Garten. Stellenweise werden die Pflanzungen von Grasflächen unterbrochen, es sind Wiesen, die man absichtlich schont, um Material zum Bau von Häusern zu erhalten. Man zieht wie durch einen wohlgepflegten Garten und findet in den Dörfern gute Aufnahme.

„Der späte Abend noch bringt mir Damenbesuch,“ schreibt Emin: „eine in bunte Ziegenfelle gehüllte, vielfach mit Steinchen, Hörnern und Kaurimuscheln behangene, noch

junge Frau mit stumpfem, ausdrucklosem Gesicht, aber auffallend schönen kleinen Füßen und Händen, kommt auf einem vielfach durchlöcherten kleinen Kürbis blasend, mich zu besuchen. Sie gehört jener Klasse Herumziehender, Heimatloser, ich möchte sagen, Zigeuner an, welche in ganz Unyoro und Uganda überall anzutreffen sind und Reste eines eigenen Volks zu sein scheinen. Mit den Zigeunern teilen sie das vagabundierende Leben, die Wahrsagerei und das



Beim Bananenwein.

Verfertigen von allerlei Amuletten und Zauber, sowie ihre Vorliebe für Ausübung der Musik."

Die Leute thun sich aber gütlich bei den Krügen des Bananenweins; sie führen ja einen Gast des Königs und nehmen selbst, wenn ihnen nicht gegeben wird. „'s ist die reine Bierfahrt; von Dorf zu Dorf, oder vielmehr von Biertopf zu Biertopf geht der Marsch."

In einem der Dörfer aber werden die Zechenden durch Lanzen, die durch die Luft schwirren, aufgescheucht, und plötzlich krachen Schüsse. Ein Ueberfall — alles eilt ins Lager, aber der Feind läßt sich nicht blicken und die ausgesandten

Patrouillen bringen nur einige harmlose Eingeborene als Gefangene, um sie vor Mtesa zu führen.

Weiter geht der Marsch. „Eine prachtvolle Mondesnacht folgt dem ebenso schönen Tage. Es ist ein eigener Genuß; im tiefen Dunkel der Bananen sitzend das Spiel der wechselnden Schatten zu beobachten, welche das bläuliche Mondeslicht zwischen all dem Blätterwerk hindurch auf den dunkelroten Boden zeichnet. Ueberall herrscht eine fast geisterhafte Stille, nur die mächtigen Bananenblätter rauschen mitunter leise, gleich als ob sie träumten. Gespensterhaft huschen große Fledermäuse durch die Luft; Cosmetornis Spekii, der ‚Vater der vier Flügel‘ (ein Ziegenmelker), fliegt lautlos, von seinen langen Federn umgaukelt; bläuliche Lichter zeichnen die Bahnen großer Lampyriden und schwirrende Nachtfalter in dunkler Tracht sind im Dunkel der Nacht kaum dem Auge erkenntlich. Ein Hauch tiefen süßen Friedens geht durch die ganze Natur.“

Andere Bilder soll jedoch der nächste Tag dem Auge bieten. Ein neuer Distrikt wird erreicht. „Zwischen Gras und Schilf erklimmt die Straße in hundert Windungen den steilen Berg Kjapissi, dessen Paßhöhe ein weithin sichtbarer einzelner Ficusbaum bezeichnet. Leider ist die Aussicht durch Riesengräser völlig geschlossen. Ein gesegnetes Land breitet sich vor uns aus; weite Pflanzungen aller Art umsäumen den Weg; fruchtschwere Kornfelder harren des Schnitters. Vor den Häusern liegt auf großen Hürden grüner Tabak, gelber Mais zum Trocknen, aber kein Bewohner ist sichtbar, kein Laut läßt sich vernehmen, nicht einmal ein Huhn gackert um die schweigenden Häuser herum. Ein Todesschweigen liegt über dem Lande.

„Auf dem enormen freien Platze des Hauptortes wächst kniehohes Gras und seine weiten Höfe und Häuser sind menschenleer. In der glühenden Mittagssonne rascheln die nackten Aeste der Gifteuphorbie, Eidechsen huschen über den Weg. Der Giftbaum im ausgeplünderten Lande! Denn das ist die Bedeutung des Schweigens. Mtesas Leute haben auf seinen Befehl nachts das Land überfallen und Leute

und Vieh, Vorräte und Hausgeräte fortgeschleppt, ihres Herrschers Gelüsten zu frönen. Vor einzelnen Häusern liegen noch Stücke frischgearbeiteten Rindenstoffes, halbvollendete zierliche Bastmatten — von ihrem Werke wurde die Hausfrau fortgeschleppt, als Sklavin des Königs Haushalt zu mehren. Wahrlich ein Schauspiel, um Mtesas civilisatorische Befähigungen, auf die große Hoffnungen gebaut wurden, deutlich und klar zu veranschaulichen."

Als Emin seine Führer fragte, weshalb das Land entvölkert sei, sagten sie ihm, es gäbe in Uganda einen mächtigen Zauber, Kampoddi genannt; wo dieser über ein Land sich breite, da entvölkere er es weit und breit. Auf die Frage, ob dieser Zauber auch Ziegen, Rinder und Hausgeräte befalle, schwiegen die beiden Herren. Es scheint demnach, als ob Mtesa seine Raubzüge immer mit einem Schleier von Mystik umgebe — finsterer Glaube und Aberglaube sind ja stets mit Grausamkeit gepaart.

Durch bevölkertes, friedliches Gebiet zieht die Karawane in strömendem Regen weiter. Die Nähte faulen an den Stiefeln, aber das Ziel der Reise, Rubaga, Mtesas Residenz, ist nur noch vier Stunden entfernt. Also vorwärts! Doch da kommt, in saubere Rindenstoffe gekleidet, ein Bote mit einem königlichen Schreiben. Mtesa läßt englisch an Emin schreiben, denn Stanleys ehemaliger Diener, der Suaheli Mitta Dallington, fungiert noch bei Mtesa als Dragoman und Sekretär. Der König schreibt dem Gast, dessen Haus erwarte ihn, er möge jedoch, um sich nicht anzustrengen, in jedem Orte unterwegs zwei Tage rasten. Des Königs Wunsch ist auch hier Befehl; und so vergehen noch einige Tage, bis die Residenz erreicht wird. Sündflutlicher Regen strömt hernieder und der Reisende sucht in der ihm eingeräumten Dorfhütte Zuflucht. Er kann mit Muße in dem Wohnraume Umschau halten und sein Tagebuch mit Notizen über die Hausgeräte der Waganda füllen; er findet auch besonders interessante Gegenstände. Dort hängt sorgfältig in Rindenstoff gehüllt die Wirbelsäule eines Python; ein Stück davon, kleinen Kindern um den Leib gebunden, soll

ein unfehlbares Mittel gegen Kolik und Krämpfe sein. Votive anderer Art finden sich auch an der Thür.

Der nächste Weg führt durch ein Land, welches den Frauen des Königs gehört, und in dem es verboten ist zu nächtigen, d. h. zu plündern. Nun, der König hat für seinen Gast gesorgt; die Führer treiben Kühe, Geschenke Mtesas für Emin, eine Art Wegzehrung. Aber es ist Sitte in Uganda, daß die Boten diese Geschenke dem Gaste nicht zur Verfügung stellen, sondern das Vieh schonen, um es dann in der Hauptstadt zu verkaufen. Der Reisende muß sich einen dieser Ochsen kaufen und kann mitunter noch froh sein, wenn die Führer mit dem gebotenen Preise sich zufrieden erklären.

Endlich kommt der letzte Marschtag, und Emin kann uns seinen Einzug in Rubaga schildern. Auf einem der nächsten Berge läßt er Halt machen, um seinen Leuten zum Ankleiden Zeit zu geben; dann wird der Marsch wieder aufgenommen. Schüsse krachen, Tausende von Menschen umringen schreiend und gestikulierend die Ankommenden; in langer Reihe marschieren Emins Führer, von Paukenwirbeln geleitet, vorauf und an einer Straßenscheidung erscheint eine Deputation von Mtesas Leuten, den Gast zu begrüßen und zu geleiten. Aufs neue knallen die Gewehre; alle Augenblicke erscheinen Mtesas Pagen, um mit Gewehren, länger als sie selbst, Grüße zu bringen und dann sofort zurückzueilen. Noch ein kurzer Marsch bergauf, eine volle Salve aus allen Gewehren — über Emins Hause wallt Aegyptens Banner im Sonnenglanze — wir sind am Ziele.

Wir kennen zur Genüge diesen Hof des afrikanischen Königs, vor dessen Thoren Henker, durch turbanartig zusammengelegte Schnüre leicht kenntlich, sich herumtreiben, jeden Augenblick bereit, den Blutbefehl ihres Herrn zu vollziehen. Von der Laune des Tyrannen hängt das Wohlergehen der Fremden ab, und dieser Herrscher ist nicht aus dem Stoff geformt, der sich für Beglücker eines Volkes eignet. Nicht in dem Palaste von Rubaga wird die Kultur,

wird das Christentum die ersten Wurzeln schlagen. Die Missionare lenken ihr Augenmerk auf die Armen und Bedrängten, die im Schweiß ihres Angesichts das Feld bebauen. Es wird aber noch lange währen, bis es gelingen wird, diesen Umschwung herbeizuführen. Heute noch paßt auf Uganda die Schilderung, welche Emin vor mehr als zehn Jahren entworfen hat: „Ein schönes, gesegnetes Land mit seinem roten Boden, seinen grünen Gärten, seinen luftigen Bergen, seinen dunkeln, lauschigen Thälern! Verschwenderisch hat die Natur ihre Reize gespendet — nur der Mensch stört die Harmonie solcher Bilder. Kadaver mitten im Wege zwingen uns auszuweichen; rauschenden Fluges verlassen Ugandas kleine Geier bei unsrer Annäherung die grausige Mahlzeit: vier Leichen liegen da; jung und alt hat sie der Henker zusammengerafft, dem einen mit breitem Schnitt die Kehle bis zur Wirbelsäule durchschneidend, dem andern mit wuchtigem Hiebe den Hinterkopf zerschmetternd. Und täglich und stündlich ziehen an ihnen die Leute vorüber — vielleicht bald ähnlichem Geschicke verfallen!“

Auch in der Beurteilung Ugandas tritt deutlich der Gegensatz zwischen den Anschauungen Emins und Stanleys hervor. Die ruhigere, weniger sanguinische Auffassung hat sich in dieser Hinsicht als die richtigere erwiesen.

Mtesa regierte bis zum Jahre 1884. An seinem Hofe verkehrten Araber und Europäer; in seinem Lande wirkten englische und französische Missionare; er sah alle diese Fremden gern bei sich, weil dadurch sein Ansehen gehoben wurde, aber von einer Bekehrung konnte bei ihm nicht die Rede sein. Im Grunde seines Herzens war er stets der rohe Heide geblieben, der an seine Götter glaubte und mit ihnen im Traume verkehrte. Er brachte ihnen selbst Menschenopfer dar. Noch in den letzten Jahren seines Lebens träumte er einmal von seinem Vater und ließ deswegen 500 Menschen umbringen. Verloren war der Mensch, von dem er träumte, denn er war in dem Aberglauben befangen, daß die Personen, die ihm im Traume erschienen, Verräterei sinnen, und er verurteilte sie rücksichtslos zum Tode. Er

starb am 9. Oktober 1884 und hinterließ 70 Söhne und 88 Töchter.

Man führt es auf den Einfluß der Missionare zurück, daß der Thronwechsel ohne die üblichen inneren Kriege sich vollzog. Die Häuptlinge wählten von den Söhnen Mtesas Muanga zum König. Damals war dieser ein Bürschchen von 16 Jahren und wie man sagte ein gutmütiger Junge. Er wußte aber nicht die Macht, die in seine Hände gelegt war, zum Guten zu verwenden. Bald hörte man von grausamen Befehlen, welche die seines Vaters noch übertrafen; er wurde ausschweifend, trank viel und rauchte den betäubenden Hanf. Dann spielte er sich als ein schwarzer Nero auf; in den neubekehrten Christen seines Landes erblickte er seine Feinde und begann sie zu verfolgen. Die einen wurden an Pfählen verbrannt, die anderen gefoltert und grausam verstümmelt, bis ihren Qualen ein Ende gemacht wurde. Selbst an Missionaren vergriff er sich und ließ den Bischof Hannington, der gerade an den Grenzen Ugandas angelangt war, ermorden. So war die Geschichte seiner ersten Regierungsjahre beschaffen, Blut und Feuerbrände bezeichneten sie im Inneren und nicht besser sah es nach auswärts aus.

Er setzte sich in den Kopf, Unyoro zu unterwerfen, und begann einen Krieg gegen dasselbe. Hier hatte er aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn Kabregas Krieger schickten seine Soldaten mit blutigen Köpfen heim. So war Muanga beschaffen, der jetzt als der Verteidiger des Christentums und Verfechter der europäischen Zivilisation gepriesen wird!

Seine Herrlichkeit sollte eines Tages ein jähes Ende finden. Die arabischen Händler, die in Rubaga saßen, wollten ihren Einfluß sichern und organisierten eine Revolution. Einer der Brüder Muangas, Kalema oder Kilema, wurde zum König erhoben und Muanga vertrieben. Die Araber triumphierten, Uganda stand unter ihrem Einflusse und man war mit Recht um die dortigen Missionare und die Christen besorgt. Das war die Lage der Dinge, als Stanley Emin-Pascha entsetzte und nach der Ostküste zog.

Während Emin sich in Bagamoyo langsam erholte und Stanley in Kairo sein Reisewerk schrieb, kamen plötzlich überraschende Nachrichten aus Uganda.

Einige Europäer, angeblich von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft ausgesandt, boten dem vertriebenen König Muanga ihre Hilfe an; gestützt auf den christlichen Anhang eröffnete er nunmehr den Kampf gegen Kalema und seine arabischen Freunde. In den Treffen, die auf dem See und vor der Hauptstadt geliefert wurden, erlitten die Araber eine völlige Niederlage und Muanga und die Europäer beherrschen das Land.

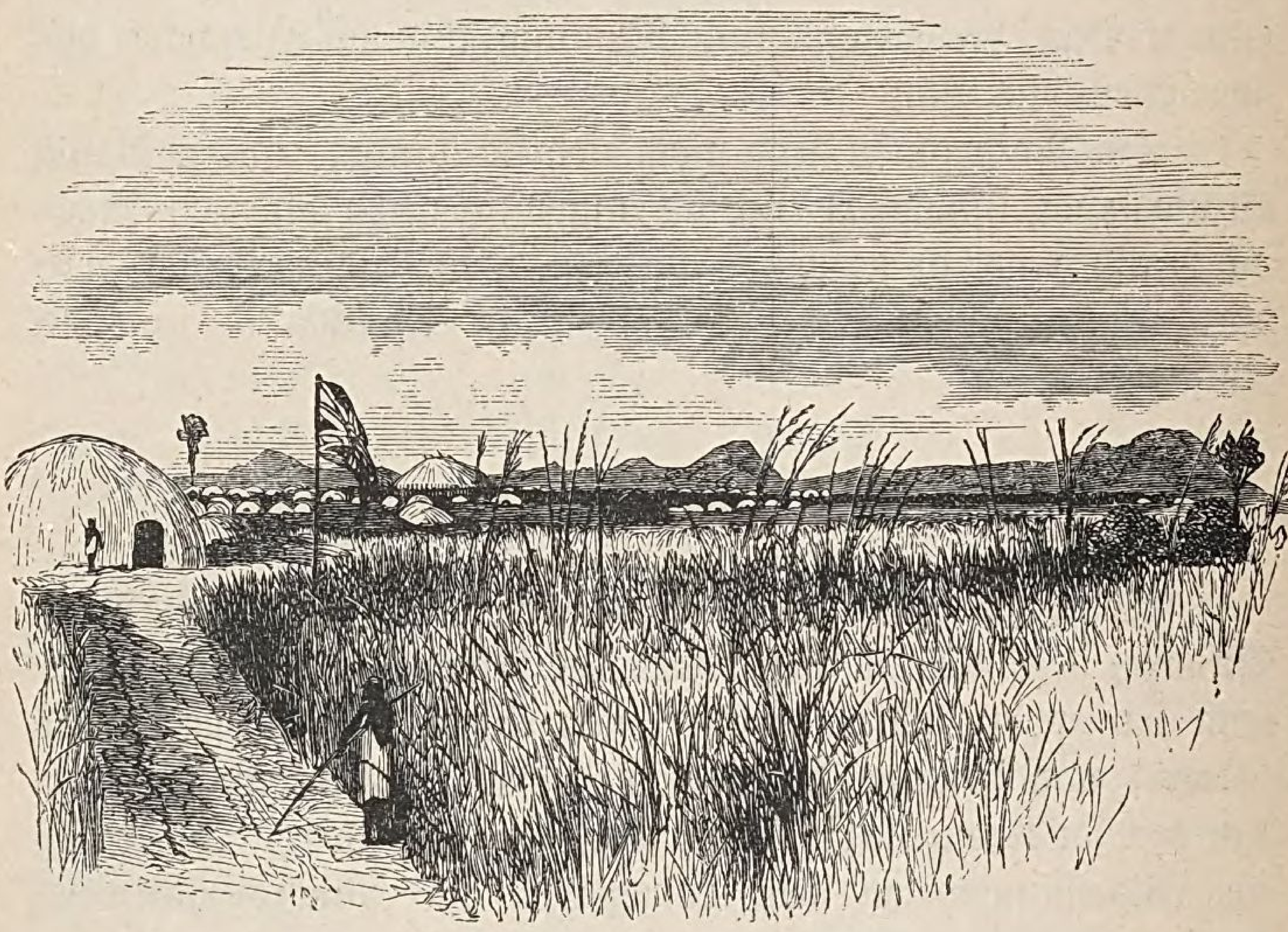
Die Nachrichten sind noch ziemlich dunkel, und es bleibt abzuwarten, inwiefern sich die angeblichen Erfolge der Europäer als dauernd erweisen werden. Für Emin-Pascha war auch dieser Wechsel der Herrscher in Uganda — zu spät eingetreten.

Unyoro.

Wichtiger als Uganda war für Emin das benachbarte Reich Unyoro, das sich an den Ufern des Albertsees erstreckt. Der erste Europäer, der es besuchte, war Speke, der in Begleitung Grants von Uganda hierher im Jahre 1862 gekommen war, um den weiteren Verlauf des Nils zu erforschen. Wie rasch die Beziehungen zu den Europäern die Machtverhältnisse innerafrikanischer Häuptlinge verändern, können wir gerade an Unyoro wahrnehmen, wenn wir den Besuch Spekes und Grants bei dem damaligen Herrscher Kamrasi mit den Besuchen Emins und Casatis bei dessen Sohn Kabrega vergleichen. Im Jahre 1862 waren in Unyoro Feuerwaffen unbekannt; als Stanley im Jahre 1889 den Durchmarsch durch Kabregas Gebiet erzwingen wollte, mußte er bereits damit rechnen, daß Kabrega über 1500 meist gezogene Gewehre verfügte. Die Herrscherfamilien von Unyoro stammen von der heller gefärbten Rasse der Wahuma, sie haben aber die Sitten der dunkelgefärbten Rasse angenommen und blicken mit Verachtung auf die Kuhhirten hinab, deren Blut unzweifel-

haft in ihren Adern rollt. In der Meinung des Königs von Uganda ist sein Nachbar nur sein Vasall, der sich unrechtmäßigerweise frei gemacht hat, und nicht anders denkt der König von Unyoro über den Herrscher von Uganda. Die Gebräuche, die Lebensweise der Waganda und Wanyoro stimmen gleichfalls vielfach überein.

Speke und Grant wurden anfangs an den Grenzen des Unyororeiches abgewiesen, und erst nach allerlei diplo-



König Kamrasis Residenz.

matischen Künsten erhielten sie die Einladung Kamrasis, ihn zu besuchen. Am 8. September trafen sie in der Residenz ein, die in einem Meere sumpfigen Grases auf einer niedrigen Landzunge zwischen den Flüssen Kafu und Nil lag. Seitdem Speke Uzinza verließ, hatte er eine elendere „Residenz" nicht gesehen. Sie bestand in einer breiten großen Hütte, in welcher der große König wohnte, und war von einer Masse kleinerer umgeben. König Kamrasi sollte gewöhnlich seine Gäste auf einer Insel des Albertsees plazieren. Speke wollte in ein derartiges Gefängnis nicht gehen und ver-

langte von Anfang an, es sollten ihm im Palaste selbst Hütten eingeräumt werden. Kamrasi seinerseits wollte die merkwürdigen weißen Gäste den Blicken des profanen Volkes nicht preisgeben und brachte sie in der Nähe des Palastes unter. Das Quartier bestand aus einer Reihe elender, schmutziger Hütten, die jenseit des Kafuflusses lagen und von denen Speke einen Ausblick nach der königlichen Residenz hatte.

Es dauerte jedoch lange, bis Speke und Grant der Gnade teilhaftig wurden, den König zu sehen. Als alle Vorstellungen nichts nützten, griff Speke zu der Drohung, er und sein „Sohn" Grant würden sich Gesicht und Hände schwärzen, so daß der Fürst um das noch nicht dagewesene Vergnügen, weiße Männer zu sehen, kommen würde. Dies wirkte, der König wurde nachgiebiger und endlich am 18. September fand das Lever statt — aber nicht im Palaste. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Kafu wurde eine kleine Hütte im tiefen Thale erbaut, hier konnten die Augen der Menge die weißen Männer nicht sehen und hier fand der Empfang statt.

Innerhalb dieser Hütte, auf einem niedrigen hölzernen Sessel sitzend, der auf einer doppelten Decke von Fellen stand — unten Kuhfelle, oben Leopardenfelle —, auf einer erhöhten Plattform von Gras, war der große König Kamrasi, in seinen Mbuguanzug eingehüllt, ruhig und thatenlos. Ein Armband von hübsch gedrehtem Messingdraht schmückte sein linkes Handgelenk, und sein halbzollanges Haar war in kleine pfefferkernartige Knötchen verarbeitet, dadurch, daß die Hand im Kreise auf dem Kopfe herumgerieben war. Die Augen waren länglich, das Gesicht schmal, die Nase vorstehend, nach der rechten Art seiner Rasse, und obgleich ein hübschgebauter Mann, bedeutend über sechs Fuß hoch, war er doch nicht so groß wie andere Fürsten desselben Stammes, die Speke gesehen hatte. Eine ausgestreckte und an das Dach befestigte Kuhhaut diente als Baldachin, den Staub abzuhalten, und ein Vorhang von Mbugu verbarg die unteren Teile der Hütte, vor welcher zu beiden Seiten des Königs ungefähr ein Dutzend Leute saßen.

Das war die ganze Herrlichkeit beim Empfang.

Die Waganda hatten von den weißen Männern allerlei Märchen ausgestreut, sie sollten Menschenfresser sein, Flüsse austrinken und Berge aufessen u. dergl. Kamrasi hörte nun zuerst die Anrede Spekes an, die sich darauf bezog, er möge sein Reich den Händlern öffnen, beantwortete sie aber nicht, sondern erklärte in ruhiger und freundlicher Art, er glaube nicht an die Wagandamärchen, freue sich aber zu sehen, daß die Fremden, wenn auch ihr Haar schlicht und ihr Gesicht weiß sei, doch Hände und Füße wie andere Menschen hätten. Von den Geschenken erregte die Brille Heiterkeit, ebenso die Schere, mit welcher einer der Diener Spekes, um deren Gebrauch zu zeigen, sich den Bart beschnitt; die Streichhölzchen wurden für ein Wunder gehalten. Neu war dem König nur die Flinte, von der er schon viel gehört hatte und die er nun besaß. Er überraschte aber Speke durch eine besondere Neugierde, er fragte nach seiner Uhr und ließ sie sich zeigen. Die Leute, die Speke nach Unyoro gebracht hatten, hatten nämlich Kamrasi von einem Wunderhorn erzählt, das der Reisende in der Tasche trug und das ihm den Weg zeigte. Das war nun der Kompaß, der leider mit dem kostbaren Chronometer verwechselt wurde. Kamrasi erklärte, er müsse ihn haben; doch der Chronometer, 50 Pfund Sterling wert, war Speke zu wertvoll und er erklärte, er müßte erst Leute nach Aegypten senden, um einen andern zu holen, denn dieser sei der einzig übriggebliebene und er könne sich von ihm nicht trennen. Das Schicksal des Chronometers war nur aufgeschoben.

Kamrasi wollte jedoch nicht nur Geschenke von den Weißen herauslocken, sondern sie auch im Kriege gegen seine aufrührerischen Brüder verwenden, so daß der Aufenthalt Spekes bei diesem Potentaten über Gebühr verlängert wurde und Speke wenigstens Gelegenheit fand, auch die Sitten der Wanyoro genauer kennen zu lernen.

Der Palast des Königs war mit dem von Mtesa nicht zu vergleichen. „Nichts konnte schmutziger sein,“ schreibt Speke, „als der Zustand des Palastes und die ganzen zu

ihm führenden Straßen; es war vielleicht gut, daß man nie von uns erwartete, hinzugehen, denn ohne Stelzen und Respiratoren wäre es unausführbar gewesen, so schmutzig ist die Natur dieses Volkes. Selbst die Kühe des Königs werden in den Einfriedigungen des Palastes gehalten, die Kälber kommen selbst in die Hütte, wo Kamrasi wie ein Farmer bis zu den Knöcheln im Schmutz unter ihnen umherwatet und sie besehend seine Befehle ihretwegen erläßt. Was für seine Gäste ausgewählt werden soll, bezeichnet er selbst."

In diesem Palaste herrschen auch besondere Begriffe über Frauenschönheit. Mager durfte keine Frau des Königs sein, und so machte eine jede eine wahre Mastkur durch, weswegen es in der königlichen Farm stets an Milch und Butter fehlte. Die Erfolge dieser Kur waren auch stets äußerst befriedigend und Kamrasis fette Frauen weit und breit berühmt. Auch seine Schwestern befolgten dieselben Prinzipien. Die armen Dinger durften aus Staatsgründen nicht heiraten und mußten ihr ganzes Leben im Palast verbringen; so aßen sie und tranken, bis sie stolz auf ihre runden Glieder blicken konnten; je fetter, desto schöner; derselbe Geschmack wird bei königlichen Frauen auch in anderen Gegenden Afrikas angetroffen. Die armen Vestalinnen von Unyoro waren so fett, daß sie kaum gehen und einige von ihnen von je acht Mann auf der Tragbahre getragen werden mußten. Jede von ihnen trank täglich die Milch von zehn bis zwanzig Kühen.

Kamrasi war Selbstherrscher, aber milder als Mtesa. Er wußte das selbst, und wenn er seine Leute prügeln ließ, pflegte er ihnen zu sagen, daß, wenn sie in Uganda wären, ihre Köpfe statt ihrer Rücken leiden würden; denn hier besorgt der König, soweit es nur angeht, alle Regierungsgeschäfte selbst, teilt Strafen aus und sieht, daß sie vollzogen worden. Als bei einer Mobilmachung seiner Berechnung nach zu wenig Soldaten sich versammelt hatten, ließ er zehn Offiziere binden, weil sie nicht eine hinreichende Anzahl streitender Männer herbeigeführt hätten, und ließ sie erst frei, als sie versprachen, mehr Soldaten aufzutreiben.

Ein hervorragender Zug der Könige von Unyoro ist ihr Aberglaube und ihre Beschäftigung mit allerlei Zauberkünsten. So hatte auch Kamrasi seine Zauberhörner, welche ihm Zukünftiges eröffnen und in schwierigen Fragen Auskunft erteilen sollten, verfertigte Zauberpulver, Amulette u. dergl. Daß an einem solchen Hofe die Magier in hohem Rufe stehen, unterliegt keinem Zweifel, und daß sie mitunter auch nützlich sind, beweist folgender Vorfall.

Speke pflegte die Menge der Niederschläge zu messen; eines Tages aber fand er, daß der Regenmesser und die Flasche verschwunden waren. Er sandte darum an den König, dieser möchte ihm einen seiner Magier senden, um das verlorene Gut wiederzufinden. Bald darauf kehrte der Bote mit dem nötigen Adepten zurück, einem alten, beinahe blinden Manne, der mit Streifen alten Leders, an der Taille befestigt, bekleidet war, und in der einen Hand ein mit Zauberpulver gefülltes Kuhhorn trug, dessen Oeffnung sorgfältig mit Leder bedeckt war, an dem eine eiserne Glocke hing. Das alte Geschöpf ließ die Glocke klingen, betrat Spekes Hütte, kauerte auf seinen Hintern, sah erst den einen, dann den anderen an, frug, was die fehlenden Sachen ungefähr gewesen seien, grunzte, bewegte seine häutigen Arme und seinen Kopf, als wolle er Luft von allen vier Seiten der Hütte haschen, drückte dann die gewonnene Luft auf den Kopf seines Hornes, roch es an, um zu sehen, daß alles in Ordnung war, ließ die Glocke wieder dicht an seinem Ohr klingen und grunzte seine Befriedigung, die fehlenden Sachen müßten gefunden werden.

Um die Zaubereien indessen noch wirksamer betreiben zu können, wurde nach allen Leuten Spekes geschickt. Sie mußten sich ins Freie vor die Hütte hinsetzen, worauf der alte Zauberer sich vor die Leute stellte, das Horn schnell vorwärts stieß, als wolle er sie damit ins Gesicht schlagen, dann roch er das Horn an, stieß es auf einen anderen los u. s. w., bis er darüber befriedigt war, daß unter den Leuten die Diebe nicht waren. Dieselbe Inspektion wurde in Grants Hütte vorgenommen und dann ging man an

den Ort, wo der Regenmesser gestanden. Hier schritt der Magier im Grase auf und nieder, mit gehobenem Arm und die Glocke erst an der einen, dann an der anderen Seite dicht am Ohr klingen lassend, bis ihm die Spur einer Hyäne den Schlüssel gab und er die Flasche in zwei oder drei weiteren Schritten fand. Eine Hyäne hatte sie in das Gras geschleppt und dort fallen lassen. Bravo dem untrüglichen Horn! Mtesa wollte einmal, als Speke in Uganda Pulver gestohlen wurde, sein Zauberhorn nicht senden, weil — böse Leute behaupteten es — der König selber der Dieb war.

Eine gleichfalls hervorragende Eigenschaft Kamrasis, die sich auch auf seinen Sohn Kabrega vererbt hatte, war das Betteln oder die Freude an Geschenken. Kamrasi ging nicht gern „mbwika“, d. h. mit leeren Händen fort. Als er einmal von Speke und Grant fortgehen wollte und diese ihm nichts gaben, sagte er: „Ich habe noch nie das Haus eines großen Mannes besucht, ohne irgend eine Kleinigkeit nach Hause zu nehmen, die ich meiner Frau und meinen Kindern zeigen könnte.“ Speke, der über diese fortwährende Bettelei ärgerlich war, rief: „Wirklich, großer König? Dann bist du nicht gekommen, uns zu besuchen, sondern um zu betteln. Du wirst nichts erhalten, nichts; denn wir wollen nicht haben, daß es heißt: der große König ist nicht gekommen, uns zu besuchen, sondern um zu betteln!“

Kamrasi wechselte die Farbe; er sagte ärgerlich: „Wir wollen gehen!“ Zur Strafe sandte er den Weißen an jenem Tage keinen Pombe. So heißt ein berauschendes Getränk, eine Art Bier, das aus Bananen bereitet wird. Man vertilgt es in Afrika in ungeheuren Quantitäten; die Pombebrauereien sind den ganzen Tag in Betrieb und die Gefäße, die dazu benutzt werden, stehen manchmal denen unserer Großindustrie nicht nach.

Um jedoch freien Durchzug durch Unyoro zu erhalten, mußte Speke Kamrasi ein teures Geschenk geben, den Chronometer, auf den der König erpicht war. Eines Tages sagte Kamrasi:

„Es stände mir schlecht an, vor euch Geheimnisse zu

haben und du sollst es daher sofort wissen; ich bin sehr niedergeschlagen über eine Störung, die nur du heilen kannst."

„Was ist es, Majestät?" erwiderte Speke. „Ich kann nichts in deinem Gesichte sehen. Vielleicht erfordert es eine Inspektion unter vier Augen?"

„Mein Herz," sagte Kamrasi, „ist beunruhigt, weil du mir dein Zauberhorn nicht geben willst — ich meine das Ding in deiner Tasche, was du eines Tages herauszogst, als deine Führer über den Weg stritten, und sobald du es angesehen hattest, sagtest du: ‚Dies ist der Weg zum Palast.'"

Es wäre müßig gewesen, Kamrasi darüber zu belehren, daß nicht der Chronometer, sondern der Kompaß es gewesen sei. Kamrasi hätte höchstens beide haben wollen. Der König feilschte und da Speke meinte, daß er das Instrument brauche, so erbot sich der König, es an sich zu nehmen und es Speke dreimal täglich zum Ansehen zu schicken. So wanderte die Uhr, die wohl mehr als 500 Kühe von Unyoro wert war, in Kamrasis Besitz — samt der goldenen Kette. Sie wurde Speke oft geschickt zum Aufziehen — und zum Reparieren, da namentlich der Sekundenzeiger vielfachen Angriffen der königlichen Hand ausgesetzt war.

Um jene Zeit erzählte man sich als Hofneuigkeit, daß Mtesa von Uganda einen Büffel geschossen hätte, der ihn hinter dem Palast angriff, und daß er das Tier, solange es noch lebte, stückweise nach seinem Palaste habe tragen lassen. Auch Kamrasi hatte jetzt eine Flinte und er ließ mit ihr Kühe schießen. Dies mußten aber die Diener Spekes besorgen. Er selbst lernte erst nach und nach und nicht ohne Furcht die Feuerwaffe zu gebrauchen.

Bilderbücher, die Skizzenbücher der Reisenden, besah sich der König gern. Auch ließ er sich ein Porträt Mtesas schenken, aber selbst wollte er zu einer Skizze nicht sitzen. Auch mit der Bibel wurde er bekannt. Speke unterhielt sich mit ihm über die Vorgeschichte, die Wanderungen seines Stammes und las ihm das vierzehnte Kapitel des zweiten Buchs der Chronika, worin geschrieben steht, wie Zerah, der Aethiopier, mit Tausenden und Abertausenden dem



Emin-Pascha auf einer Inspektionsreise.

Juden Asa und seiner großen Armee im Thale bei Mareshah begegnet. Kamrasi nahm die Bibel in die Hand und begann die Blätter zu zählen, in der Meinung, daß jedes Blatt ein Jahr der Zeit seit Beginn der Schöpfung darstellt; er setzte die Arbeit durch ein Viertel des Buches fort und schloß es erst dann, als ihm gesagt wurde, wenn er die Zeit noch näher bestimmen wolle, solle er lieber die Worte zählen.

Am Hofe dieses Königs gab es auch einen Zwerg namens Kimenya, der hier wie die Narren an den Höfen des Mittelalters seine Possen trieb; es war aber kein Akka, kein Zwerg von der kleinen Menschenrasse, mit der uns Schweinfurth bekannt gemacht hat, sondern eine Mißgeburt. Speke erbot sich, zwei Prinzen von Unyoro nach England zu nehmen, damit sie dort die Zauberkünste der Weißen erlernten. Kamrasi stellte ihm jedoch ein paar gemeine Negerbuben zur Verfügung, die Speke verwarf; so unterblieb die Sendung, denn Kamrasi erklärte, seine eigenen Knaben seien bloße Fettkugeln und zu klein, um die Heimat zu verlassen. Dagegen wollte Kamrasi Speke einige Frauen schenken; als die fette Gabe jedoch entschieden zurückgewiesen wurde, wollte er wenigstens die Hauptdiener der Expedition damit beschenken und die Damen heimlich in die Boote schmuggeln.

Am 9. November ruderte endlich die Expedition, nachdem sie dem König noch den Skizzierstuhl geschenkt hatte, heimlich den Kafu hinab, damit das profane Volk die weißen Männer nicht sehe und der König allein sich dieses hohen Genusses rühmen dürfe. Nur das Palastufer war mit Neugierigen gefüllt, worunter eine respektable Person — des Königs Amme.

Speke war damals nicht mehr weit von den „Vorposten der Zivilisation“ entfernt; er betrat die Gebiete, welche später zu der Aequatorprovinz gehörten; schon damals waren die „Türken“ bis dorthin vorgedrungen, und wie sie wirtschafteten, das ist uns aus den Schilderungen im ersten Bande bekannt, wo auch die Begegnung Spekes mit dem schwarzen

Offizier Mahamed beschrieben wurde. Diese Vorposten der ägyptischen Macht gingen bald weiter nach Süden. Auch Forschungsreisende folgten dem von Speke gewiesenen Wege. In den Jahren 1863 und 1864 zog Baker durch Mruli, die damalige Residenz Kamrasis, nach dem Albertsee. Der Gesichtskreis des Königs von Unyoro erweiterte sich merklich, und als Kamrasi im Jahre 1870 starb, wurde sein Sohn Kabrega in die kriegerischen Ereignisse, welche die Expedition



Baker gelangt mit seiner Begleitung an den Albertsee.

Bakers zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit sich gebracht hatte, verwickelt. Baker verstand nicht, mit dem Häuptlinge einen richtigen Verkehr anzubahnen. Seit jener Zeit blieb Kabrega, der ebensowohl den Aberglauben, wie die Bettelhaftigkeit oder Habgier von seinem Vater geerbt hatte, den Unternehmungen der Aegypter feindlich gesinnt. Gordon-Pascha, der im Süden der von ihm neu organisierten Provinzen friedliche Zustände schaffen wollte, beauftragte im Jahre 1877 Emin auch mit einer Mission bei Kabrega. Wir wollen mit ihm den Sohn Kamrasis aufsuchen.

* * *

Es ist wieder Regenzeit, in der wir Emin von Mruli nach der Residenz Kabregas aufbrechen sehen. Der laute Trommelschlag, der ihn auf der Reise nach Uganda begleitete, läßt sich hier nicht hören, denn die Wanyoro rühren die Noggara nur als Kriegszeichen. So rufen am frühen Morgen die Hörner die Träger zusammen, aber widerwillig folgen sie den langgezogenen Tönen. Es ist eben Regenzeit und die Wanyoro scheinen sich vor Tau und Regen sehr zu fürchten, und begegnen sie unterwegs taufeuchtem Grase, so werden die Lasten niedergelegt und schnell ein großes Bananenblatt oder ein Büschel trockener Blätter vorgebunden, um sich zu schützen. Dort reist mit Emins Leuten eine Frau, so in dürres Laub gehüllt, daß sie einem wandernden Busche gleicht. Langsam setzt sich die Kolonne in Bewegung und nun ergießt sich der Regen stromweise. Alle Augenblicke bleibt ein Träger stehen, um ein Bananenblatt über sich zu decken oder die ihm als Kleid dienende Rindshaut abzunehmen und vor dem Regen zu schützen, der sie hart macht. Natürlich ist dann die ganze Kolonne zum Halt gezwungen, sehr angenehm bei dem Regen, der einem zum Kragen hinein- und zu den Stiefeln herausläuft.

Der Charakter der Landschaft, durch die der Weg führt, wechselt von Zeit zu Zeit ab. Bald geht es durch bebaute Felder und zwischen Bananenpflanzungen, bald auf- und niedersteigend durch hohes wüstes Gras, dann erhebt sich an den Ufern eines Regenlaufes eine prachtvolle, galerienartige Waldung. Gigantische Bäume, aus deren Kronen das silberweiße Haar von Kolobusaffen herableuchtet, sind mit Schlingpflanzen umsponnen, in denen die Meerkatze turnt; Phönixbüsche mit Kalladien, Amomum- und Brombeergewächsen bilden das Unterholz. Nur wenig Wasser ist in diesen Regenbetten, die nun als Straße dienen, vorhanden, es reicht den Wanderern kaum zu Leibe —, desto mehr aber Schlamm und verflochtenes Wurzelwerk, das den Tritt erschwert. „Das mitgenommene Pferd ist völlig unnütz; ich gehe zu Fuß besser," bemerkt Emin.

In Lichtungen zwischen üppigen Bananenfeldern liegen

Hütten zerstreut; in einer dieser Lichtungen wird Halt gemacht und obwohl nach dem langen Regengusse die Sonne wieder am blauen Himmel leuchtet, weigern sich die Träger weiter zu gehen, denn das Gras sei zu feucht und die Sonne brenne zu heiß. Der Forscher macht aber einen Ausflug. Auf hohen Bäumen findet er Farnparasiten, die dem Schweinfurthschen Platycerium elephantotis*) äußerst ähnlich scheinen. Die großen etwa 36 m messenden rundlich quadratischen Blätter sind dunkelgrün, fleischig und vielfach generot. Wie riesige Ohrlappen hängen sie an den Stämmen des Baumes, der sie beherbergt. Alle Bäume sind mit Nestern von Astrilden, in denen sich Eier und Junge dieser Finken vorfinden, förmlich überdeckt. Ein unteres Nest beherbergt nachts die Mutter und die Eier, über diesem ist ein kleineres Sitznest für den Vater. An den Bäumen hämmert ein schöner bunter Specht, ärgerliches Gezwitscher begleitet sein Klopfen, gleich als wäre er erzürnt über die mühselige Arbeit.

Der Abend kommt und er findet den Forscher in seiner leider nicht wasserdichten Hütte — beim Schein der Kerze mustert er im Tagebuche sein Tagewerk, das diesmal auch für die Wissenschaft eine Ausbeute liefert — draußen aber erschallt fast betäubend der Sang einer riesigen braunen Cikade: 8 cm lang ist das Ungetüm, das vom Lichte gelockt nun im Hause umherschwirrt.

Schon um Mitternacht werden die Hörner geblasen, um Träger herbeizurufen; früh um 6 Uhr sind aber noch keine zehn Personen vorhanden und nun behaupten alle, daß sie den Weg nicht kennen, obwohl Kabregas Residenz nur 5 bis 6 Stunden entfernt ist. So gehen zwei Männer auf gut Glück zu Kabrega, um ihn um einen Führer zu bitten. So spielt man Komödie auf Reisen in Afrika!

Am andern Tage rufen wieder schon am frühen Morgen die Hörner, und die Leute eilen rasch herbei, denn aus der Ferne hört man eine große Noggara — ein Zeichen, daß Kabrega durch einen hohen Beamten seinen Gast abholen

---

*) Vgl. Bd. I, S. 37.

läßt. Es dauert denn auch nicht lange, so erscheint der große Chef Bkamba, von einem Gewehr- und Noggaraträger, sowie fünf bis sechs andern Leuten begleitet, um Emin zu begrüßen. Wie durch Zauber arrangiert sich nun alles und vorwärts geht es — zum König!



Papyrusstaude.

Noch ein Hindernis! Ein Papyrussumpf breitet sich vor den Reisenden aus. Er ist nur 200 m breit, aber der Uebergang nimmt eine halbe Stunde in Anspruch, weil das Wasser zwischen den einzelnen Horsten brusttief ist und das Wurzelwerk den Fuß wie in Schlingen fängt. Dazu brennen noch und stechen die Vossiagräser. Zwischen Bergen, durch hohes Schilf und Rohr marschiert man weiter; ein klarer Bach wird überschritten, Rinder grasen hier, Rinder ohne Hörner, denn die Wanyore zerstören oft die Hörner durch glühendes

Eisen, da der Mangel an Gehörn den Tieren die Passage durch die hohen Gräser und das wirre Gestrüpp erleichtern soll.

Welche Straße zieht wohl der Reisende? Mit Vorsicht muß er die Entfernungen abschätzen, „denn wohl ist es möglich, daß der Fremde, um ihm einen Begriff von der Größe des Landes und natürlich auch der seines Fürsten zu geben, tagelang im hohen Grase herumgeführt wird und am Ende kaum drei Wegstunden zurückgelegt hat."

Noch ein Marsch durch riesiges Schilf, durch Kulturen, in denen häufig kleine Miniaturhäuser stehen, Votive für das Gedeihen der Saat; dann thun sich die Berge etwas auseinander, und vor Emin liegt Mparo-Njamoga, Kabregas Hauptquartier, Unyoros „Hauptstadt". Die für den Reisenden bestimmten Hütten liegen etwas abseits vom Wege auf einem Hügel, über dem hohe Berge sich auftürmen; von hier überblickt man in einer Entfernung von 10 Minuten einen Hüttenkomplex, des Königs Residenz, und seitwärts von ihr das eigentliche Dorf. Kaum sind die Sachen untergebracht, da prasselt schon wieder der Regen hernieder und der Donner kracht, so unterbleibt die Audienz und der König läßt sich noch entschuldigen, daß es ihm deswegen unmöglich sei, irgend etwas zum Geschenk für seinen Gast aufzutreiben.

So etwa schilderte Emin seinen Einzug in Kabregas Residenz.

Mit Sonnenaufgang am andern Tage war aber bereits ein Häuptling bei Emin erschienen und brachte als Geschenk zwei Affen, Korn und Mehl und Bananenwein. Dann rüstete sich der Gesandte Gordons, um den König zu begrüßen und zog hoch zu Roß in Mparo-Njamoga ein.

„Quer über einen Platz gehend," schildert Emin den Empfang, „lassen wir rechts die Rinderseriba des Königs mit vielen Häusern für die beaufsichtigenden Wahumahirten. Vor uns befindet sich ein kreisrunder Togul mit hoher Vorder- und Hinterthür, vor denen ein kleiner bedachter Raum liegt. Der Boden des Hauses ist sauber mit grünen Papyruswedeln bestreut; in der Mitte sitzt auf hohem Stuhle Kabrega, ringsum kauern auf dem Boden die Würdenträger des Chefs;

hinter dem Könige etwa zehn mit Gewehren bewaffnete Knaben und Männer. Zu Füßen des Königs kauert sein Dragoman Maniara, ein wahres Vogelgesicht. Mein Stuhl wurde dicht neben den Sessel des Herrschers gestellt, und wir musterten uns gegenseitig einige Augenblicke.

„Das war also Kabrega, der feige, tückische, bettelhafte Trunkenbold Bakers. Ein Stück feinen, lachsgelben Rindenstoffes deckte in malerischen Konturen den Körper bis hoch zur Brust hinauf; von da aufwärts war der Körper völlig unbekleidet, nur über der linken Schulter lag ein anderes Stück von etwas dickerem Rindenstoff wie ein Plaid. Der hübsch geformte, völlig glattrasierte Kopf zeigte an den Schläfen jederseits zwei Brandnarben, das Stammeszeichen der Wanyoro; die unteren vier Schneidezähne fehlen wie bei allen Wanyoro und die oberen Schneidezähne treten leicht vor, sind jedoch glänzend weiß. Ein Halsband von Schwanzquasten der Giraffe mit einer einzigen blauen Glasperle in der Mitte umringt den Hals. An den sehr muskulösen Armen befand sich ein Wurzelamulett und ein eisernes Armband als einziger Schmuck. Die Hände waren klein und sehr wohlgepflegt. Sein Kolorit ist auffallend hell, wohl Folge des reinen Wahumablutes. Der Totaleindruck war ein äußerst günstiger, jedoch von sehr ausgesprochener Sinnlichkeit. Die Umgebung bestand aus etwa fünfzig in Felle und Rindenstoffe gehüllten Leuten, unter denen sein Bruder, ein schwarzer, häßlicher Gesell.“

Im Gegensatz zu anderen Afrikaforschern stellt Emin Kabrega ein sehr günstiges Zeugnis aus. Niemals hat Emin von ihm ein unpassendes Wort, eine indecente Gebärde, eine wie immer genannte Unart gesehen, abgesehen vielleicht, daß er manchmal wie alle Neger spritzend vor sich spuckt. Ein Chef beeilt sich dann, den Speichel mit der Hand von der Bastmatte abzuwischen: „eine neue, für Europa zu empfehlende Hofcharge“. Kabrega ist lebhaft, lacht gern und viel, spricht viel und scheint mit allem Ceremoniell sich Zwang anzuthun, ganz im Gegensatz zu Mtesa, dem selbsteingenommenen Herrscher Ugandas.

Emin kann ihm auch Bettelhaftigkeit nicht vorwerfen, im Gegenteil Kabrega sandte ihm in freigebigster Weise Vorräte von Korn, Mehl u. s. w. Die Freundlichkeit Kabregas wurde selbst durch einen peinlichen Vorfall nicht beeinträchtigt. Die Soldaten der benachbarten ägyptischen Stationen hatten trotz strikter Befehle, sich ruhig zu verhalten, einen Raubeinfall in das Gebiet Kabregas gemacht und mehrere Wanyoro getötet. Der Beamte, welcher Emin im Auftrage des Königs diese Nachricht überbrachte, versicherte zugleich, daß dieser Vorfall, wie unangenehm er auch Kabrega sei, in den Beziehungen desselben zu Emin durchaus nichts ändere. Bei einer der Audienzen, an der auch Händler aus Karagua teilnahmen, brachte Emin das Tagebuch Spekes vor, um den König zu überraschen, und zeigte ihm seinen Vater Kamrasi, sowie andere Bilder, besonders den Zwerg Kimenya, der bereits vor einigen Jahren verstorben war. Die Freude der Anwesenden hatte keine Grenze.

Vierzehn Tage blieb Emin in Mparo-Njamoga und es gelang ihm, Kabrega mit Aegypten auszusöhnen. Allerdings hatte Gordon in seiner Freigebigkeit Kabrega so reiche Geschenke geschickt, wie sie dieser noch niemals erhalten hatte. Bei der Abschiedsaudienz überreichte Emin dem Wanyorofürsten noch einen stark vergoldeten Säbel, der dessen höchstes Entzücken hervorrief. Kabrega aber übergab Emin seine „tote Uhr", damit dieselbe in Chartum repariert würde, und dann trennten sich beide mit dem ehrlichen Wunsch, einander wiederzusehen.

* * *

Wir verdanken Emin auch eine treffliche Schilderung der Wanyoro, von der wir an dieser Stelle einiges hervorheben möchten. Beginnen wir mit der Tradition des Volkes.

Unyoro bildete einst mit Ussoga, Uganda, Uddu und Karagua ein großes Land, bevölkert von den Witschwesi. Da kamen aus dem fernen Nordosten Leute mit weißer Haut und kreuzten den Fluß (Somerset-Nil); ihre Zahl war

sehr groß und die Einwohner fürchteten sich vor ihnen, denn die weißen Leute waren „Waliabantu“ (Menschenfresser). Als nun die neuen Ankömmlinge alle über den Fluß gekommen, sammelten sie sich in Matjum, einem noch heute existierenden Orte südöstlich von Mruli, und beschlossen eine Kolonne nach Unyoro, eine andere nach Süden (Uganda u. s. w.) zu senden und sich dieser Länder zu bemächtigen. Die Eindringlinge nannten sich „Wawitu“, Leute von Witu, ein Name, der heute nur den herrschenden Geschlechtern zukommt, das Volk aber nannte sie „Wahuma“, Leute von Norden; in Uganda auch „Walindi“. Sie waren und sind Hirten, während die Witschwesi Ackerbauer waren. Als nun die Wawitu immer weiter vordrangen, zogen sich die Witschwesi vor ihnen immer weiter nach Westen zurück; ein großer Teil von ihnen ertrank im Mwutan-Nzige (Töter der Heuschrecken) oder Albertsee, weil sie keine Kähne besaßen. Der Rest wurde zu Sklaven gemacht; aus ihrer Vermischung mit den Ankömmlingen entstand die heutige hellfarbige Rasse. Wo die Einwanderer sich ganz rein erhielten, sind sie noch heute rein weiß, wie in Toru und Gambaragara, wo die Witschwesi rein blieben, und viele von ihnen durchziehen noch heute das Land als fahrende Sänger und Zauberer — sind sie rein schwarz. Die Einwanderer adoptierten die Sprache der Ureinwohner, unter sich aber sprechen sie noch heute die Sprache der Wahuma. In Unyoro ist heutigestags der Name Witschwesi gleichbedeutend mit Leibeigener.

Das Land Unyoro ist gegenwärtig in Hauptdistrikte eingeteilt, an deren Spitze je ein vom König ernannter „Makungo“ steht. Seine Macht ist beschränkter als die der gleichen Beamten in Uganda. In Unyoro darf kein Makungo die Todesstrafe aussprechen, nur der König entscheidet über Tod und Leben, aber er thut es nicht gern, weil, wie er Emin bemerkte, „ein toter Mann keine Abgaben zahlt“. Der Makungo hat die Pflicht, die Abgaben an Rindern, Getreide u. s. w. einzuziehen. Entledigt er sich seiner Pflichten nicht gut, so wird eines Nachts eine kleine Exekutivmacht abgesandt, sein Haus umstellt und alles, was sich darin be-

findet, Frauen, Kinder und Herden, mit Ausnahme erwachsener Söhne, zum Besten des Königs konfisziert.

Ueberhaupt sind die Könige dieser Länder sehr für ihre eigene Person bedacht und Kabrega nicht minder. Er hat einen besonderen Brunnen, der von einem Häuschen überdacht und von einer Seriba umzäunt ist. Täglich einmal bei Sonnenaufgang wird hier das für Kabrega bestimmte Wasser geschöpft und in verschlossenen Gefäßen nach seinem Hause gebracht. Ein Blutsbruder des Königs bewacht mit einer Anzahl der Krieger diese Stätte. Auch die Kühe für den persönlichen Milchbedarf Kabregas werden gesondert gehalten; er selbst pflegt sie am frühen Morgen zu melken, dann werden sie von einem Manne und einem Knaben zur Weide begleitet. Ihnen vorauf geht der Knabe und ruft: „des Königs Rinder!" und wer sich gerade in der Nähe befindet, läuft von dannen, wenn ihm das Leben lieb ist; denn nach der Meinung der Wanyoro gibt es Leute, deren Blick Milch in Blut verwandeln könne! Auch in Afrika kommt also der Bacillus vor, welcher die Milch rot färbt, und dient als Stütze des Aberglaubens.

Es wird behauptet, dahingestellt bleibe es mit welchem Rechte, daß der König von Unyoro niemals eines natürlichen Todes stirbt, sondern wenn er schwer krank oder alt und schwach wird, von seinen Frauen getötet wird, denn einer alten Sage zufolge würde die Dynastie Wawitu des Thrones verlustig gehen, wenn ein König eines natürlichen Todes stürbe. Eine Thronfolge ist in Unyoro nicht bestimmt; die Erzieher der Söhne des toten Königs sollen den neuen Herrscher wählen. Natürlich kommt es dabei regelmäßig zu Kriegen, die oft jahrelang dauern. Die erste Pflicht des Nachfolgers ist, den toten König beizusetzen.

Sein Leichnam wird nämlich unmittelbar nach dem Tode gewaschen, über und über mit frischer Butter gesalbt und in leichte Rindenstoffe gehüllt auf ein hohes Gerüst in eigens dazu erbauter Hütte und Seriba gelegt. Ueber dem Gerüst brennt Tag und Nacht Feuer -- die Lieblingsfrauen und Diener des Verstorbenen sind stets anwesend --, bis der

Körper völlig getrocknet und geräuchert ist; sodann wird der Lieblingsstier des Verstorbenen getötet, seine Haut zubereitet und der Leichnam in sie und eine Menge Rindenstoffe und Häute gewickelt. Er bleibt nun mit Frauen und Dienern in jenem Hause, bis der Krieg um die Thronfolge beendigt ist.

In der Totenhütte befindet sich der Thronstuhl, dessen sich der siegreiche Prätendent bemächtigt. Dem Begräbnis des Vaters folgt die Hinrichtung der nächsten Verwandten des Königs.

Gegen diese Sitte empören sich natürlich stets einige der Betroffenen und so gibt es an der Grenze von Unyoro ein paar unabhängige Fürsten, Brüder des Königs, die sich ihrer Haut wehren; so hört auch hier die Veranlassung zu Kriegs- und Raubzügen nimmer auf.

Das Leben der königlichen Frauen ist dasselbe, wie es Speke geschildert hat; sie erhalten nur Milch, zweimal wöchentlich Fleischbrühe und eine Handvoll Salz. Die Milch ist überhaupt in vornehmen Kreisen das beliebteste Nahrungsmittel und auch Kabrega trinkt viel Milch, ißt aber auch Bananen und Rindfleisch.

Den Königinnen ahmen in gewisser Hinsicht auch die Frauen der vornehmsten Chefs nach. Sie kochen nicht; die Feldarbeiten, das Wasserholen u. s. w. müssen Dienerinnen besorgen und die Unyoro-Damen sitzen nur — rauchend und plaudernd auf ihren Matten. Sie kleiden sich mit Vorliebe in aus Uganda importierte feine Leder, über welche Rindenstoffe geschlagen werden, und zieren sich mit Armbändern von Messing und Kupfer, mit Perlenschnüren um den Hals und um den Leib, sowie seltener mit Beinringen. Die Armbänder bedecken oft zwei Drittel des Vorderarmes.

Hoch und niedrig, alt und jung hat in Unyoro ebenso wie in Uganda eine gewisse Abscheu vor Wassertrinken, viele trinken nie Wasser, sondern erquicken sich an Nationalgetränken, die Bier oder Wein genannt werden können. Obenan steht der Ssandi, der frisch ausgepreßte, gar nicht oder leicht gegorene Saft reifer Bananen, ein angenehmes,

leicht moussierendes, weinartiges Getränk, das besonders von Frauen geliebt wird. Er kommt selten zum Verkauf und ist dann ziemlich teuer. Herrenwein ist dagegen der Muënge, der unter Zusatz von Wasser aus künstlich (über Feuer oder unter der Erde) gereiften Bananen bereitet, durch Zufügung von gebrannter Durra stark gegoren wird; er ist ein saurer, herber „Wein", der stark berauscht. Merwua heißt ähnlich das Bier von Unyoro, welches aus Sorghum oder Eleusine gebraut wird. Am häufigsten wird Muënge getrunken, selbst kleine Kinder erlaben sich daran; aber sinnlos Betrunkene, wie in Europa, sieht man hier sehr selten.

Der Kaffee gedeiht im Süden und wird viel aus Uganda exportiert, aber man trinkt ihn hier nicht, sondern kaut die Bohnen. Dagegen ist das Tabakrauchen, und zwar aus Pfeifen, allgemein verbreitet. Die Pfeifenrohre sind sehr lang und Emin hat oft welche von 1,50 m Länge gefunden; die Pfeifenköpfe sind gleichfalls groß und mitunter fassen sie ein ganzes Pfund Tabak, denn je größer der Pfeifenkopf, desto größer ist auch der Herr.

Die Wanyoro sind teils Hirten, teils Ackerbauer, aber sie jagen auch gern und zwar gemeinsam. Die Verteilung der Beute geschieht alsdann nach einem Uebereinkommen. Es gibt hier auch eine Art Jagdgerechtigkeit, wobei auch für die Rechte des Königs gesorgt wird. Ihm gehört z. B. die Haut eines erlegten Löwen oder Leoparden, und von dem getöteten Elefanten ein Zahn; den anderen kann der Jäger behalten, in der Regel aber tauscht ihn der König gegen ein Mädchen aus. Ja die Frau ist hier Ware, ebenso wie in Uganda, wo die Schmiede für die Reparatur eines Gewehrhahnes als festen Preis eine Sklavin festgesetzt haben.

Weit verbreitet ist hier der Glaube an Zauber und Amulette. Während des Neumonds tönen überall Hörner und Flöten und Kabrega mischt dann in seinem „Palaste" Zauberpulver zusammen und befragt wohl auch die Zukunft. Auch an Hexen glaubt man und an „bösen Blick", durch welchen Menschen krank, ja tot gemacht werden können. Anklänge an unsern Aberglauben aus alten Zeiten fehlen

auch hier nicht. So berichtet Emin von dem Glauben an Menschen, die nachts ihre Häuser verlassen und Wanderer töten, um ihr Fleisch zu essen oder zu allerlei Zauberkünsten zu verwenden. Solche Leute behalten bei ihren nächtlichen Ausflügen die menschliche Form bei, verstehen es jedoch, durch Zauber sich ungreifbar zu machen. Lanzen und Schüsse berühren sie nicht, wohl aber starke, lange Stöcke, mit denen man sie vor sich hertreiben kann, bis bei Tageslicht sie sichtbar und kenntlich werden. Die eben besprochene Passion für Menschenfleisch — erzählt man — ist in einzelnen Familien üblich und erblich; ihre Mitglieder taugen weder zum Dienste, noch ihre Mädchen zur Heirat, weil sie widerwillig sind und nicht alle Speisen essen. Die betreffenden Familien lieben es jedoch, sich durch Heiraten von weit entfernten Orten neues Blut zuzuführen. Mädchen aus der Nachbarschaft bleiben nicht bei ihnen, sondern fliehen, wollen aber gewöhnlich nicht sprechen, wenn man sie fragt, was sie gesehen.

Für sich abgeschlossen lag Unyoro am Albertsee, als Speke es besuchte. Der Herrscher von Uganda erlaubte den arabischen Händlern nicht, in das Nachbarland zu gehen, lieber spielte er selbst die nutzbringende Rolle des Zwischenhändlers. Am Anfang der siebziger Jahre hat sich das geändert. Zwei unternehmenden arabischen Kaufleuten aus Karagua war es gelungen, direkt die Hauptstadt Unyoros zu erreichen und trotz des hier üblichen Systems ein gutes Geschäft zu machen. Es bestehen nämlich sowohl hier als in Uganda ganz besondere Handelsgebräuche. Erscheint ein Kaufmann im Lande, so muß er bei seiner Ankunft die Hälfte der mitgebrachten Güter, besonders aber Pulver, Blei, Gewehre, dem Herrscher als Geschenk darbringen. Dafür ist er aber des Königs Gast: er erhält von ihm ein Haus zum Wohnen, einen Garten, Gaben an Vieh und Früchten — kurz er lebt auf Königs Unkosten und kann noch mit Sicherheit erwarten, daß dieser ihn bei seiner Abreise reich mit Elfenbein beschenkt. So machen beide, der König und der Kaufmann, ein gutes Geschäft. Der leidende Teil

ist das Volk, welches ja Vieh und Feldfrüchte und Elfenbein dem Herrscher liefern muß, welches noch mehr liefern muß, seine eigenen Töchter. „Besucht man ein solches arabisches Etablissement," schreibt Emin, „so fällt sofort die Zahl der daselbst befindlichen Frauen und Mädchen auf; männliche Sklaven, oft zu vier bis fünf aneinander gekoppelt, sind nie so häufig, da der Transport zu weit und somit durch sie kaum ein Gewinn erzielt werden würde. Anders steht es mit den Mädchen, von denen wieder die wirklich hübschen meist ziemlich hellfarbigen Wahuma auch ihrer Anstelligkeit wegen am gesuchtesten sind. Die fortwährenden Razzien sowohl Mtesas als auch Kabregas haben denn auch neben dem Gewinne, welchen sie an Vieh, Elfenbein und allerlei anderen Dingen eintragen, die Erlangung von Sklavinnen im Augenmerk, und alle nach Süden gen Tabora ziehenden Händler und Karawanen sind mit diesem Artikel reich versehen. Die Wahumamädchen spielen hier genau dieselbe Rolle im Menschenhandel, wie weiter nördlich die Abessinierinnen, denen sie in mehr als einer Hinsicht gleichen."

Elfenbein und Sklavinnen, das sind die beiden einzigen Artikel, die für den weiteren Export, für den Welthandel in Unyoro in Betracht kommen. Wie überall, so sind auch hier die Araber den Europäern zuvorgekommen; Emin bezeichnete es als einen argen Mißgriff der Gordonschen Verwaltung in der Aequatorialprovinz, daß er nicht mit allen Kräften jene Gebiete für den Handel Aegyptens zu eröffnen getrachtet. Nirgends hätten die Europäer mit den Arabern glücklicher konkurrieren können als in Unyoro und Uganda, den wichtigsten Reichen Innerafrikas. Sie hingen hier nicht von der Gnade der Araber ab, wenn sie reisen wollten; auf dem Nil standen ihnen Dampfer zur Verfügung, in dem großen Apparat der Sudanverwaltung hatten sie eine gewaltige Stütze. Man hatte versucht, Soldaten nach Unyoro und Uganda zu senden, man hatte an Mtesa Missionare gesandt, hätte man dorthin Kaufleute gesandt — man hätte sicher mehr erreicht und in Uganda längst festen Fuß gefaßt.

Im afrikanischen Handel mit den benachbarten Stämmen bietet Unyoro mehr Handelsartikel. Abgesehen von Rindenstoffen, ist es im Besitz eines für die äquatorialen Länder Afrikas höchst wichtigen Artikels — des Salzes, welches an den Ufern des Albertsees gewonnen wird. Das Unyorosalz, reines Kochsalz, weit und breit in Afrika das beste, wird aus konzentrierten Laugen gewonnen. Es kommt, in trockene Bananenblätter verpackt, in langen Paketen, die 2 bis 4 kg davon enthalten, zu Markte und wird besonders in Uganda gesucht und teuer bezahlt.

Wo Menschen zusammenströmen, auf Messen und Jahrmärkten, kann man das Volk kennen lernen und Emin ist auch auf den Markt von Mparo-Njamoga gegangen und hat uns eine stimmungsvolle Schilderung des geschäftigen Treibens gegeben, mit dem wir diesen Abschnitt schließen wollen:

„Dicht hinter König Kabregas großem Gehöfte liegt ein weiter, unregelmäßiger Platz, eingefaßt von üppig grünen Bananenpflanzungen und von hohen Rohrzäunen großer Hüttenkomplexe. Riesige Ficus, auf deren eigensinnig gewundenen grauen Aesten ganze Kolonien grotesker Platyzerien sich angesiedelt haben, gewähren Schatten und Kühle, wenn gegen Mittag die Sonne gar zu empfindlich brennt. Gerade um diese Zeit aber entwickelt sich hier ein lebhaftes Bild beweglichen Treibens. Von allen Seiten strömen Leute herzu, bald als Verkäufer beladen mit ihrer Ware, oder zum Verkauf bestimmte Tiere vor sich her treibend, bald als Käufer lärmend und feilschend, auf Schnüre gereihte Kaurimuscheln oder die zum Austausch bestimmten Waren in den Händen. Neben dem in Felle gehüllten lichtbraunen Wahumahirten mit dem schönen reinen Profile, welcher seine sauber in Bananenblätter gehüllte frische Butter zum Verkaufe bringt, bewegt sich, von bunten Fetzen bedeckt, der dunkelschwarze Witschwesi-Paria, mit Amuletten und allerlei kuriosem Schmuck behangen, bettelnd und seine Künste preisend, der Zigeuner des Landes. Lichtgelbe Maskat-Araber mit dem vollen Bewußtsein ihrer Farbe und Superiorität, das hackige Doppelmesser, die Schamba, im Gürtel, verschmähen nicht, ihre

Lebensbedürfnisse an Gemüsen, Früchten, Fleisch selbst einzuhandeln, ihr weich klingendes Kisuaheli liegt nicht so weit ab von Kinyoro, als daß sie nicht bald sich zu verständigen wüßten. Bewegliche, schwatzhafte Waganda, in saubere ledergelbe Rindenstoffe drapiert, haben die schönen, weichen Matten Ugandas, feine Rindenstoffe und dicken Kupferdraht zum Austausche herübergebracht. Untersetzte stämmige Leute von Nkole verkaufen in Bündeln vorzüglichen Tabak ihres Landes. Die lichten Bewohner der Berglande im Süden haben Vieh zum Verkaufe ausgestellt, und die langaufgeschossenen Wakidikrieger mit ihren turmhohen Frisuren und den eisernen Panzerhalsbändern schauen sich das Treiben gleichgültig an. Kleiderstoffe sind ihnen nicht nötig und was sie sonst bedürfen an Kupfer, Eisen, Glasperlen u. s. w., gibt ihnen Kabrega reichlich als Gegengabe für das Elfenbein, das sie ihm gebracht. Es liegt ja in seinem Interesse, die lohnende Kundschaft sich zu erhalten und günstig zu stimmen. Zwischen all diese Leute aber drängt sich die Masse derer, die aus den umliegenden Dörfern gekommen, um für ihre Bananen, süße Bataten, Bohnen, Kürbisse, Kolocasien, Mehl Absatz zu finden, die Fischer vom Albertsee mit getrockneten und (soi disant) frischen Fischen, die Frauen mit enormen Kürbisgefäßen voll schäumenden Bieres, Bettler und Bettlerinnen, nackte Kinder, Rinder, Ziegen, Schafe, Hunde — alles das schreit und lärmt in buntem Gewirr. Hin und wieder läßt sich auch Musik hören, gewöhnlich von Gruppen ausgeführt, die sich um volle Bierkrüge geschart, wobei des Landes käufliche Schönen ihnen gute Gesellschaft leisten. Wer seine Geschäfte beendet und zum Gehen sich rüstet, spricht dann gewöhnlich noch in einer der nahen Schmiedewerkstätten ein, die hier, wie in allen unseren Negerländern, in gewisser Beziehung das Konversationslokal bilden; sicher, dort stets eine Gruppe von Nichtsthuern zu finden, nimmt man noch gern den neuesten Stadt- und Hofklatsch mit sich in das ferne Heim. So geht das rege Getreibe fort, bis gegen 4 Uhr nachmittags die Leute sich nach und nach verlieren und statt des Lärmens der Käufer und Ver-

käufer nur das Gebell der Hunde und ärgerliche Gezwitscher der Geier hörbar wird, die um ihre Mahlzeit sich befeinden, bis im Abenddunkel auch sie verschwinden und im bleichen Mondlichte Flederhunde ihren Gespensterflug beginnen."

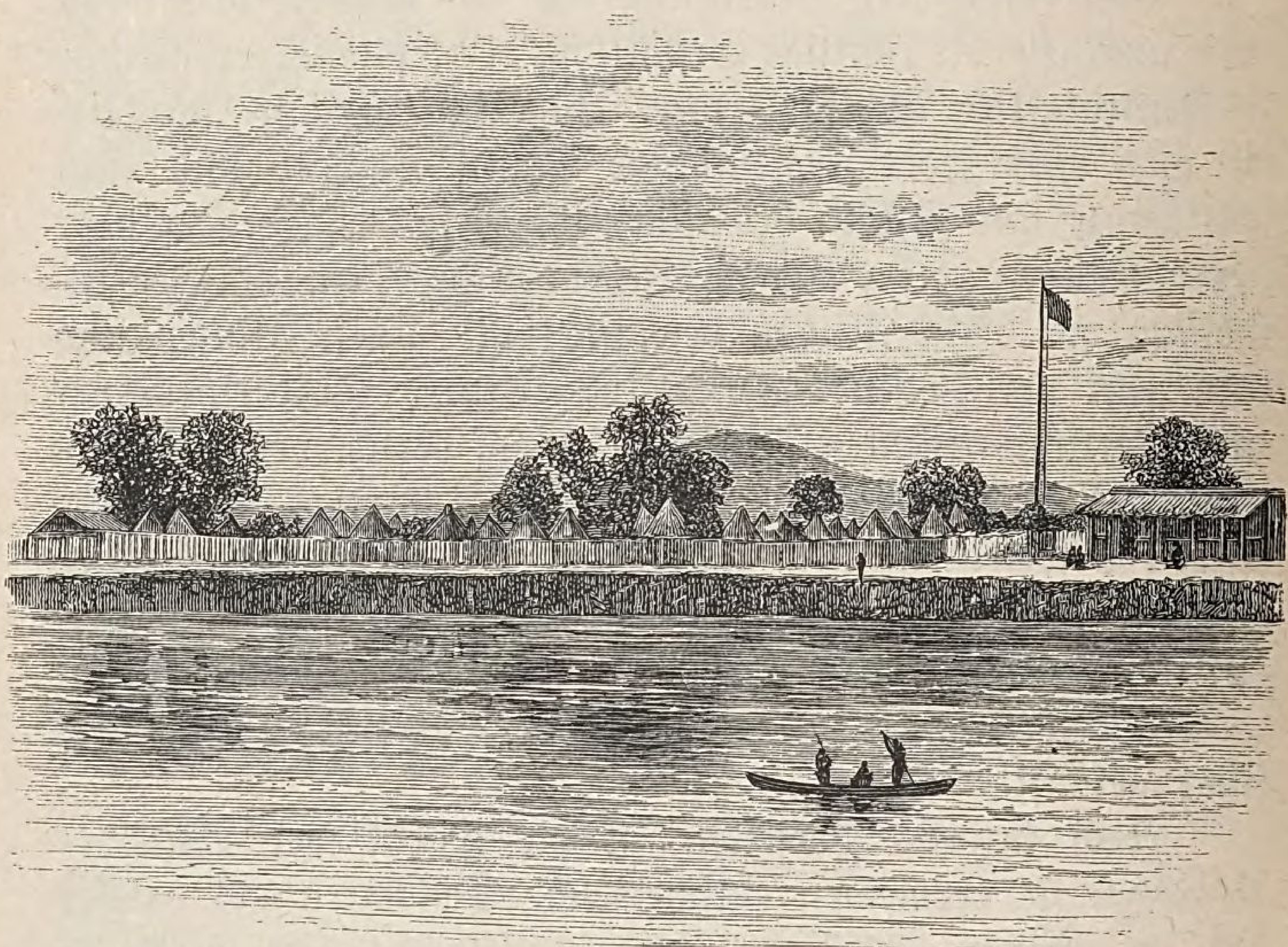
* * *

Von besonderer Bedeutung für die Aequatorialprovinz und auch für die künftige Gestaltung der Kolonialverhältnisse in Zentralafrika ist die „Armee" Unyoros. Selbstverständlich ist auch hier jeder waffenfähige Mann Soldat, und zieht mit Lanze und Schild bewaffnet ins Feld. Außerdem aber verfügt Kabrega über eine Art stehendes Heer, ein Gardecorps, welches mit 1500 Flinten bewaffnet ist. Diese Flinten sind nun sehr verschieden: Remingtongewehre, Sniderkarabiner und Perkussionsflinten. Kabrega ist auf verschiedenen Wegen in deren Besitz gelangt. Eine Anzahl stammt von ägyptischen Deserteuren, eine andere hat er von den kriegerischen Langos erworben, welche den ägyptischen Truppen wiederholt Niederlagen beigebracht und die Gewehre erbeutet haben; andere wiederum hat er von arabischen Kaufleuten aus Sansibar gekauft.

Nach Casatis Berichten ist die Taktik der Wanyoro folgende: sie vermeiden entscheidende Schlachten und greifen nie im offenen Felde an, suchen vielmehr den Feind zu überrumpeln, ihn in Hinterhalt zu locken oder durch fortwährende Beunruhigungen zu schwächen. Ihre Kriegspläne werden oft mit vielem Geschick entworfen. Casati meint, daß Unyoro den Kern einer wirklich tüchtigen Armee stellen könnte, die unter einer guten Führung sich auch gut schlagen würde. Derselbe Reisende stellt dem Ugandaheere kein ebenso günstiges Zeugnis aus, schildert es vielmehr als einfache Räuberbanden, welche mehr durch rücksichtsloses Sengen und Plündern als durch regelrechte Kämpfe sich dem Gegner gefährlich erweisen.

Hatt-el-Estiwa.

Von dem arabischen Sudan wurde schon in früher Zeit das eigentliche Land der Neger abgetrennt und erhielt den Namen der Aequatorprovinz. Man teilte es in drei Verwaltungsbezirke, deren jeder einen Gouverneur hatte. Der nördliche Bezirk, der Bahr=el=Ghasal, war der vornehmste



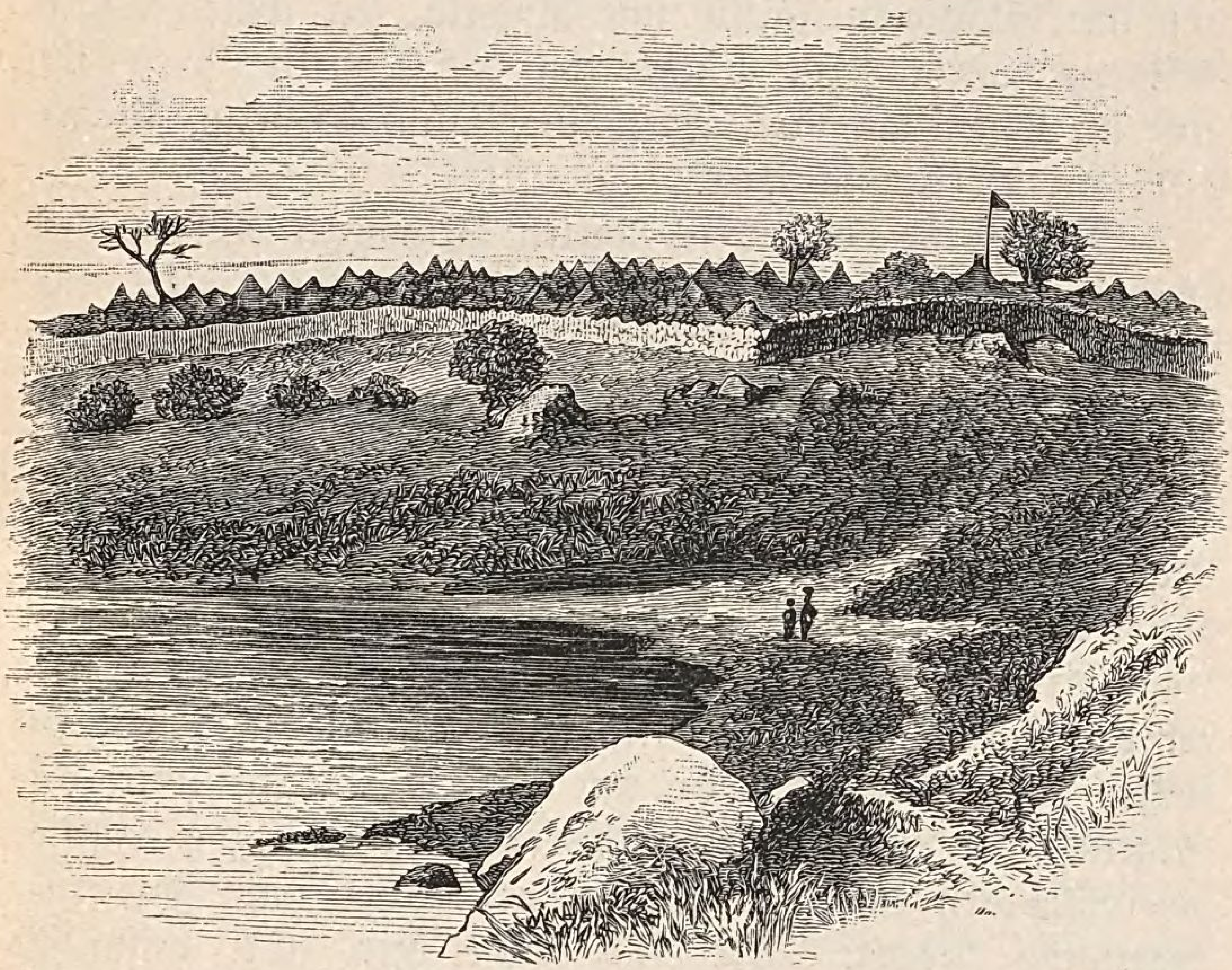
Lado.

Sitz der Sklavenhändler und der Schauplatz der Kämpfe Romolo Gessis; an ihn grenzte der Distrikt Rohl oder Rumbehk und im Süden erstreckte sich die eigentliche Aequatorprovinz Hatt=el=Estiwa, das Gebiet, in welchem Emin=Pascha wirkte.

Diese Einteilung wurde später abgeändert. Als Gessi=Pascha abberufen wurde, löste man vom Bahr=el=Ghasal die Makraka= und Monbuttubezirke ab und übertrug deren Verwaltung, ebenso wie die der alten Mudiriё Rohl, Emin. So gab es nun im Süden zwei Provinzen, Bahr=el=Ghasal und Hatt=el=Estiwa.

Zur Zeit ihrer höchsten Blüte zählte die letztere zehn Verwaltungsbezirke und etwa 50 größere und kleinere Stationen. Emin selbst gab folgende Zusammenstellung derselben.

Im Westen des Bahr=el=Djebel lag zunächst der Distrikt Rohl, dessen Hauptort Ajak war; in ihm befanden sich die Stationen: Schambé, Busi mit Lehssi, Rumbehk und Gohk.



Fort Kiri.

Der zweite Distrikt war Lado, mit dem Hauptort gleichen Namens, der lange Zeit die Hauptstadt von Hatt=el=Estiwa bildete; hierher gehörten die Stationen Amadi mit Ssajadihn, Gondokoro, Redjaf und Bedden. Viel wichtiger als Lado war der dritte Distrikt Makraka, mit dem Hauptort Wandi und den Stationen: Kabajendi, Kudurma, Ombamba, Gosa, Mundu, Loggo, Tambira, Kallika und Korobehk; hier war die Verpflegung günstiger, die Bevölkerung zuverlässiger, und aus ihm wurden die meisten Negersoldaten Emins rekrutiert. Wichtig in betreff des Elfenbeinhandels

war der vierte Distrikt Monbuttu mit dem Hauptort Mbaga, an den sich die Stationen Gango, Kubbi, Tingasi, Gadda und Dongu anschlossen. Die Ortschaften Laboré, Kiri, Muggi und Chor Aju bildeten den fünften Distrikt Kiri.

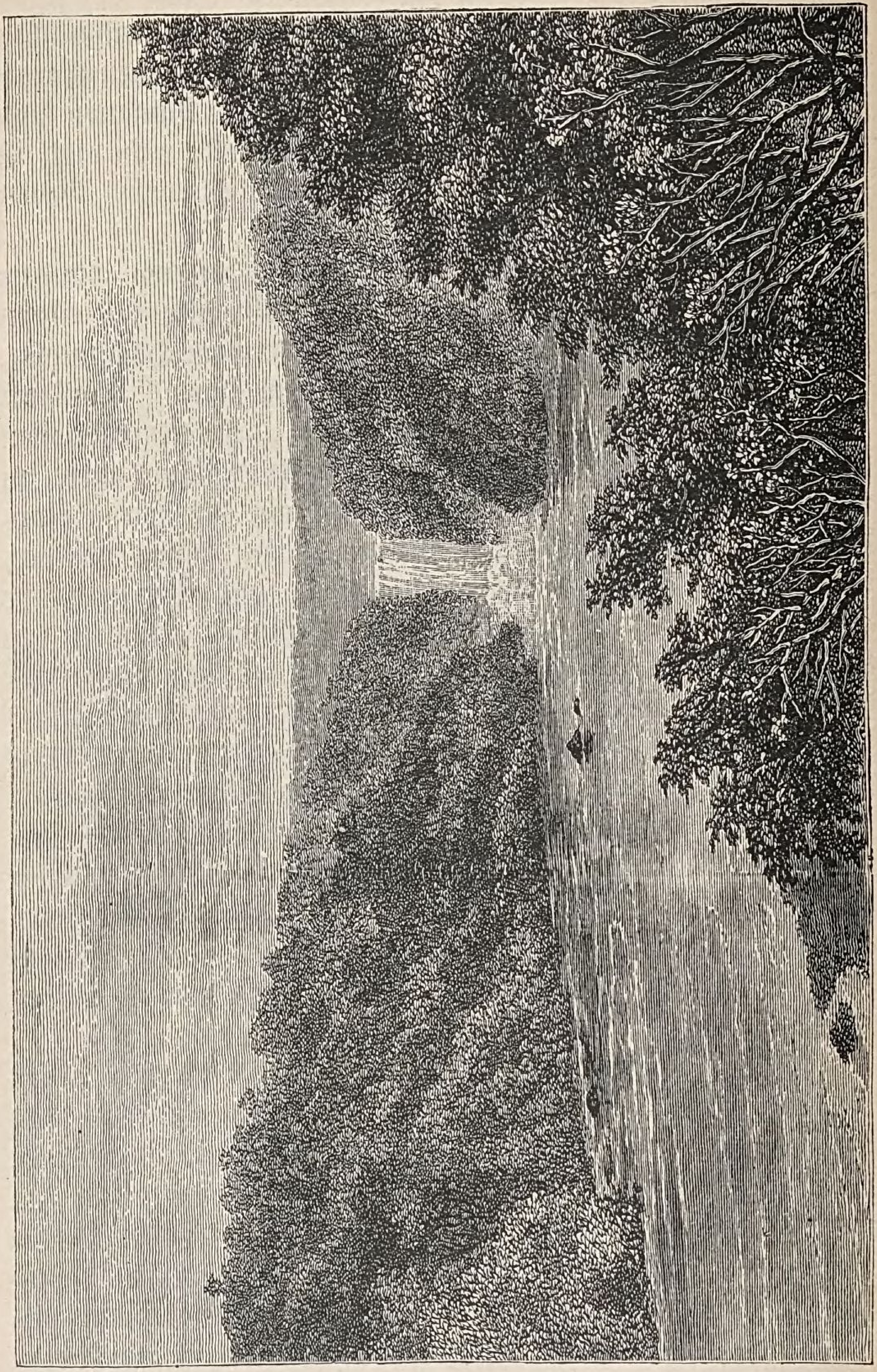
Am westlichen und östlichen Ufer des Obernil erstreckte sich der Bezirk Dufilé, mit dem Hauptort gleichen Namens und den Stationen Fatiko und Wadelai, das später Emins Residenz wurde. Im Süden lag der Distrikt Fauwera und im Osten die drei letzten Verwaltungsbezirke: Fadibék, Lattuka und Bor.

Die Lebensader dieser weiten Provinzen bildete der Obernil. Bald nachdem der Fluß dem Victoriasee entströmt, passiert er das felsige Defilé von Dschindscha und breitet sich in eine Reihe seeartiger Becken aus, die von den Sümpfen der weiten Alluvialebenen von Unyoro begrenzt werden. Später jedoch treten wieder Berge an seine Ufer heran und der eingeengte Strom fließt, eine Reihe von Schnellen und Wasserfällen bildend, zum Albertsee. Er trägt hier den Charakter eines Gebirgsstromes. Felsige Ufer erheben sich zu beiden Seiten, dank den reichlichen Regenfällen dicht bewaldet, nur an wenigen Stellen wird die Gegend flach und das Ueberschwemmungsgebiet des Flusses von Sümpfen mit der eigenartigen Gras- und Papyrusvegetation bedeckt. Der Nil bildet hier eine auffällige Grenze der südlichen und nördlichen Vegetation. Sein Nordufer, nur mit einer dünnen Humusschicht bedeckt, weist die lederblätterigen starren Pflanzenformen des afrikanischen Nordens auf, die Steppenkinder, denen eine zeitweilige Dürre nicht schadet. Anders auf dem Südufer, wo die Bodenbeschaffenheit eine günstigere ist. Trotz der hohen Lage dieses Berglandes kommt hier doch, wenn auch in geringerem Maße, die tropische Vegetation zur Geltung; saftiges Grün leuchtet von den Uferhängen dem Wanderer entgegen und hier beginnen auch die oft stundenweit sich erstreckenden Bananenpflanzungen, wahre Bananenwälder bildend. Denn wie hier der Nil eine Völkergrenze darstellt und die eigent-

lichen Negervölker von den Bantustämmen scheidet, so ist er auch eine Grenze für die Verbreitung der menschlichen Nahrungsstoffe. Der Getreidebau ist für den Norden charakteristisch, im Süden beginnt das Gebiet der Bananen und süßen Bataten. Aehnliche Unterschiede bemerkt man auch in der Verbreitung der Tierarten und darum ist dieses Gebiet für den Forscher von hoher Bedeutung.

Die Reihe der Stromschnellen findet in dem von wundervollen waldigen Thälern umgebenen Murchisonfall ihren würdigen Abschluß und dann eilt der Nil dem Hochlandsee, Albert-Nyanza, entgegen. „Je weiter wir kamen," schildert Dr. Felkin den Besuch dieses Wasserfalles, „desto mehr schlossen sich die Ufer zusammen, bis das Tageslicht kaum mehr zu uns dringen konnte, und bald hörten wir das ferne Rauschen der Wasserfälle. Der Strom wurde immer wilder, die Schlucht immer düsterer; da führte uns eine plötzliche Wendung ins Freie. Durch eine Oeffnung zwischen den Hügeln fielen die hellen Sonnenstrahlen auf den Wasserfall, der nun vor uns lag. Erst konnten wir nur den Wasserstaub unterscheiden, der in Wolken aufstieg und vom Wind umhergeweht wurde; aber bald erblickten wir den großartigen Fall selbst, der in einer ununterbrochenen Säule, 126 Fuß hoch, zwischen zwei Felsen herab in eine strudelnde Wassermasse stürzt. Der Staub, der im Sonnenlicht wie Myriaden von Edelsteinen glänzt, steigt bis zu den Felsenspitzen auf und auf mehrere hundert Ellen braust der Strom in wilden Wirbeln dahin."

Den Albertsee verlassend, wendet sich der Nil gegen Norden. Er ist ein majestätischer, schiffbarer Strom, den bald in näherem, bald in weiterem Abstande Bergreihen begleiten, bis sie in dem Madilande wieder dicht an ihn herantreten und zwischen 3° 40′ und 4° 40′ nördlicher Breite wieder eine Reihe von Stromschnellen bilden. Das Flußthal, welches sich hier erstreckt, ändert seinen pflanzlichen Charakter. Der durch die Zerbröckelung der nahen Berge gebildete Boden besteht aus Sand, oft mit Lehm untermischt, und aus einer eisenschüssigen Thonerde, welche einer



Der Murchisonfall.

Waldentwicklung nicht günstig sind. So gehört dieses Thal in das Steppengebiet, aber es ist nicht die Sand- oder Grassteppe, sondern eine bewaldete Steppe, die uns hier entgegentritt. Jenseit der Stromschnellen von Bedden durchfließt der Nil ein Flachland und wird zu dem uferlosen, von weiten, unübersehbaren Sumpfstrecken begrenzten Fluß, den wir mit seinen Grasinseln und Grasbarren aus unsern früheren Schilderungen bereits kennen.

Die Natur des Stromes teilte die Provinz in zwei Gebiete, ein nördliches und ein südliches. In Verwaltungsfragen spielen die Kommunikationsmittel eine höchst wichtige Rolle; diese aber sind auch auf dem oberen Nil durch die Stromschnellen unterbrochen. Nördlich von denselben war die Kommunikation mit Chartum gesichert, und solange Chartum der Sitz ägyptischer Regierung war und von dort Zufuhren nach der Aequatorprovinz gesandt wurden, blieb Lado die Hauptstadt des Landes. Als aber diese aufhörten, hatte Lado keinen Wert mehr, es wurde aufgegeben und die Macht Emins konzentrierte sich auf die Linie am Nil zwischen den Stromschnellen von Bedden und dem Murchisonfall oder dem Albertsee. Diese Strecke des Flusses war schiffbar und die Kommunikation durch den Besitz von Dampfern erleichtert. Es standen Emin zwei Dampfer auf dieser Strecke zur Verfügung, der „Nyanza“ und „Khedive“. Letzterer war ein sehr starker Zwillingsschraubendampfer von 100 Fuß Länge; er hatte sehr bequeme Kajüten und man konnte sich auf ihm sogar den Luxus eines erquickenden Bades gestatten.

Die nördliche Endstation dieser Dampferlinie war Dufilé (3° 34′ 35″ nördlicher Breite und 32° 20′ östlicher Länge). Die Straßen dieser wohlgebauten Station waren breit und reinlich; die Hütten für die Soldaten u. s. w. sauber aus Gras hergestellt, die Regierungsgebäude sehr geräumig und aus getrockneten Luftziegeln aufgeführt. Die großen Magazine der Regierung waren sogar aus gebrannten Ziegeln errichtet und am Nilufer sah man einen Schiffsbauplatz — das Wahrzeichen des Ortes. Dufilé war mit

starken Holzpalissaden befestigt und durch drei Feldkanonen verteidigt. Es bot ein Bild friedlichen Gewerbfleißes dar, denn alle Beamten besaßen hier schöngepflegte Gärten, in denen die im Lande gedeihenden Gemüse gezogen wurden, und wenn man nach dem Osten hinblickte, so schweifte das Auge über weite Dhurrafelder.

Die Reise von Dufilé nach Magungo am Albertsee dauert etwa drei Tage. Auf dem Wege nach Wadelai bietet sich als Sehenswürdigkeit der „Arbatascha" (Vierzehn), ein seltsam geformter Felsen mit einem hübschen Dorf, welches seinen Namen dem Umstand verdankt, daß hier vierzehn Negerhäuptlinge der ägyptischen Regierung ihre Kornabgaben entrichten. Längs des Ufers befinden sich auch in gewissen Abständen Plätze zum Holzeinnehmen. Kohlen gibt es hier nicht.

Es dauerte lange, bis die Eingeborenen sich an den Anblick der Dampfer gewöhnten. Noch in den letzten Jahren erschraken sie, wenn die Dampfpfeife ertönte, und lange Zeit hindurch pflegten Weiber und Kinder der Uferdörfer beim Erscheinen der Dampfer ihre spärliche Habe zusammenzupacken und ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Die nächste ägyptische Station ist Wadelai, als Residenz Emins in letzter Zeit so viel genannt. Sie war eine der jüngsten Stationen, von Emin selbst im Jahre 1879 angelegt. Am 16. November nachmittags gelangte Emin mit dem Dampfer „Khedive", dessen Ueberlandtransport so vielen Makrakanegern das Leben gekostet hatte, vor die Ortschaft Wadelai, nach einem Negerchef so genannt. Eine niedrige Hügelreihe zieht sich hier dicht am Flusse hin; ersteigt man diese, so liegt eine weite, nach Westen leicht aufsteigende sanft gewellte Ebene vor dem Auge, in welcher zwischen weitausgedehnten Kulturen von Sesam und Kajaten sehr zahlreiche kleine Häuserkomplexe verstreut sind, meist von Bananenpflanzungen umgeben. Das Land machte auf Emin einen äußerst wohnlichen Eindruck, wozu die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit der Bewohner viel beitrug.

Am Ufer hatte sich inzwischen ein reger Handel ent-

wickelt, Holz für den Dampfer, Kajaten, Kürbisse, Bananen und Hühner wurden gegen Glasperlen ausgetauscht. Am anderen Tage kam der Milchbruder des Chefs Wadelai zu Emin, um die Erlaubnis zur Anlegung einer Station zu geben. Er war ein kräftiger, intelligent aussehender Mann. Um den glattgeschorenen Kopf waren grüne Ranken ge-



Nilpferd.

wunden, seine Arme hingen voll hübschen Eisenschmucks und seine Kleidung bestand aus einigen über die Schulter gehängten Ziegenhäuten. Nachdem er seine Geschenke in Glasperlen, Stoffen und Kupfer erhalten, erzählte er, Wadelai habe nicht selbst kommen können, weil er zum Gehen zu dick sei; der ihm gestern abend gesandte Kaftan sei zu eng, weil wenn er sitzt, ein Kind auf seinem Bauche stehen könne! So sah der Herr aus, dem ursprünglich der viel-

genannte Name Wadelai gebührte. Eine lange Verhandlung führte zum befriedigenden Schluß, und gegen das Versprechen, die Soldaten streng zu beaufsichtigen, erhielt Emin die Erlaubnis, eine Station anzulegen. Das ist die Gründungsgeschichte von Wadelai im Lande Lur.

An vielen, vielen Dörfern vorüber gelangt man an die Ausmündung des Nils und fährt an zahlreichen mit Gebüsch und Papyrus bedeckten Inseln in den Albertsee hinein. Seine bewegten Wellen, mit Schaumkronen geziert, gemahnen an den Ozean, und oft werden die „Seefahrer“, wenn der See hochgeht, von der Seekrankheit befallen; an seinen Ufern weiden Herden von Antilopen und Elefanten und stattliche Nilpferde wandeln hin und her, am Horizonte erheben sich aber die Bergketten, die seine westlichen Ufer umsäumen.

So bietet sich dieser See dem Auge des vom Norden Kommenden dar. Ein interessanter Fleck Afrikas, denn die Geschichte vieler Expeditionen knüpft an ihn an. Speke hatte in Uganda und Unyoro Nachrichten über ihn gesammelt, Baker folgte seinem Winke und wurde zum Entdecker des neuen Nyanza, den er dem Prinzgemahl seiner Königin zu Ehren den Albertsee nannte; er war dicht an sein südliches Ende gelangt, wurde aber hier zum Opfer einer optischen Täuschung und gab dem See auf seinen Karten ungeheure Dimensionen. Romolo Gessi und Mason umschifften ihn später und nun schrumpfte der See zusammen; auch Emin umschiffte ihn und entdeckte einen großen Fluß, der in ihn im Süden mündete. Den Gouverneur riefen jedoch Pflichten in seine Provinz zurück, er konnte seine Entdeckung nicht verfolgen. Da kam Stanley und er führte die Reste der Expedition und die Schar der Flüchtlinge diesen Fluß aufwärts und löste die Frage der südwestlichen Nilquellen. Am Albertsee spielten sich die Hauptereignisse der Befreiungsexpedition, er war auch die natürliche Basis, auf die sich Emin, im Norden von den Mahdisten bedrängt, zurückgezogen hatte; er verdient darum, daß wir ihn ausführlicher schildern.

Dringen wir auf dem See südwärts vor, so wird die

landschaftliche Scenerie nicht anziehender, die steilen Hänge des Hochplateaus, welches den See umgibt, sind nicht bewaldet, der Baumwuchs wird spärlich und immer seltener auch die Kulturen. Die Uferbewohner treiben Fischfang und tragen ihre gedörrte Ware nach Osten und Westen über die Berge. Die Fischerei ist hier lohnend, denn ungeheure Fischscharen durchziehen den See, der oft auf weite Strecken von ihren Schuppen blaugrün gefärbt erscheint.

An dem östlichen Ufer des Sees liegt aber ein Ort, der für das Reich Unyoro die Bedeutung von Goldminen besitzt und auch in dem Rufe eines Badeortes steht, es ist das durch seine heißen Quellen und durch seine Salinen berühmte Kibiro.

Den Hauptplatz der Salzbereitung schildert Emin ausführlich in einem seiner Briefe an Felkin:

„Wir befinden uns hier im Grunde einer ziemlich tiefen Schlucht, deren hinterstes Ende eine halbmondförmige Einbuchtung darstellt, gebildet von senkrechten Abstürzen der Bergmassen. In chaotischer Verwirrung liegen Steinblöcke und Trümmer umher, Urgebirgssplitter, welche durch die kombinierte Einwirkung von Hitze und Feuchtigkeit häufig ein wackenartiges Aussehen angenommen haben; der Boden und die Steine sind so heiß, daß man die Hand nicht auflegen kann und der beschuhte Fuß die Hitze empfindet. Von allen Seiten brodelt und zischt es, aufgurgelnde Gase entquellen dem heißen Schlamme. Hunderte kleiner Quellen entspringen dem überhitzten Boden und füllen die Luft mit schwefligen Gasen, in welche sich ein leiser Geruch von Erdpech mengt. Die Lufttemperatur ist hoch, daß man wie in einem Dampfbade nach Luft ringt, und der von allen Seiten aufsteigende Dampf des kochenden Wassers mehrt diese Aehnlichkeit. Kabiggo nennen die Wanyoro diese Hexenküche, in der wir eine hochinteressante Werkstätte thätiger Naturkräfte begrüßen. Unter Steinen, aus Felsritzen, direkt aus dem Boden sprudelt das völlig klare, im Glase ein wenig gelblich aussehende Wasser hervor, das an verschiedenen Stellen Temperaturen von 85—90° C. zeigt und einen leichten Ge-

ruch nach Schwefelwasserstoff entwickelt. Der Geschmack ist sehr leicht salzig.

Aus dem Erdboden dieser Schicht wird das berühmte Unyorosalz ausgelaugt, die Lauge filtriert, in Thongefäßen der Verdunstung ausgesetzt und das Salz gesammelt."

Anfangs befanden sich nur im Norden des Albertsees zwei ägyptische Stationen. Mahagi am Nordwestufer war nur von wenigen Soldaten besetzt; an der Einmündung des Nils in den See lag dagegen das wichtigere Magungo, die



Hütte in Fauwera.

Endstation unserer kleinen Dampferlinie. Wir sind hier im Grenzgebiete angelangt, und so ist auch Magungo von starken Erdwällen und einem zehn Fuß tiefen Graben umgeben. Eine Feldkanone und zwei Raketengeschütze bildeten die Armierung des Forts, das vor dem verräterischen Wanyoro auf seiner Hut sein mußte und selbst in Friedenszeiten eine Vorpostenkette aufstellte. Ein Zeichen der Zivilisation begrüßte hier den Reisenden, eine hufeisenförmige Landungsbrücke, die in einem so tiefen Wasser stand, daß der Dampfer mit der Längsseite anlegen konnte. In der Blütezeit der Aequatorprovinz machte die Garnison einen sehr guten Ein-

druck und die schneeweißen Anzüge der dunkelfarbigen Soldaten bildeten einen guten Gegensatz zu den prächtigen Offiziersuniformen. Magungo wurde einmal ernstlich bedroht und zwar durch den Nil, dessen Flut nach und nach das Land am Nordostende des Sees fortschwemmt. Die Station wurde so feucht und ungesund, daß sie an eine andere Stelle verlegt werden mußte.

Als Emin-Pascha während des Mahdiaufstandes seine Kräfte im Süden konzentrierte, legte er am Albert-Nyanza



Der Nil bei Fauwera.

noch neue Stationen an, deren äußerste Msua war. Diese Stationen werden in den Kapiteln, in denen von der Befreiung Emin-Paschas die Rede sein wird, erwähnt werden.

In Magungo hören die Dampferfahrten auf. Wollen wir nach dem äußersten Süden der Provinz vordringen, so müssen wir wieder die Wanderung zu Fuß antreten. Wir gelangen hier in den Distrikt Fauwera, in dem einst Mruli die äußerste der ägyptischen Stationen bildete. Das Reisen ist hier nicht mehr sicher, da die Banden Kabregas den Karawanen auflauern. Im Norden vom Nil bei Fauwera lebt der kriegerische Stamm der Lango; im Süden dehnt

sich das Gebiet der Wanyoro aus. Hier aber herrscht nicht Kabrega, sondern zwei andere Fürsten haben das Land unter sich geteilt, beide Verwandte Kabregas, welche in den dynastischen Kriegen Unyoros sich an den Grenzen des Reiches zu behaupten wußten.

In der Nähe von Fauwera liegt die Residenz Anfinas, des einzigen Negerfürsten, dem nach Emins Erfahrungen Kleidung und was sonst von Zivilisation hier Eingang fand, wirklich zum Bedürfnis geworden, so wie er der einzige war, der zum Essen Teller und Schüsseln, zum Trinken Gläser gebraucht. Ankarebs, Stühle, selbst Löffel aus Metall fanden sich hier und die Bananen wurden Emin auf einer Porzellanschüssel gereicht! Auch ein „Ballett" wurde gegeben, wobei die Tänzer Emin nachäfften, die Namen von Bergen, Choren und Pflanzen u. s. w. erfragend und notierend, auch das Visieren mit der Bussole wurde nicht vergessen.

„Unser Empfang war sehr ergötzlich," schrieb Felkin über Anfina. „Ueber den Diwan waren türkische Teppiche gelegt, die Sitze und Polster mit schneeweißem Linnen überzogen. Hübsch gekleidete Knaben reichten mit feierlichen Gebärden Kaffee und Cigaretten herum; die alte Mutter des Häuptlings kam, um uns zu sehen, wurde aber von ihren zehn Schwiegertöchtern, Anfinas Frauen, vollständig in Schatten gestellt, eine Sammlung von Schönheiten, wie man sie nicht oft zu sehen bekommt. Sie tragen alle einfache Kleider aus Fellen oder dem einheimischen Rindenstoff. Natürlich wurden wir mit den gewohnten Fragen überschüttet; sie waren hoch überrascht und befremdet, daß wir keine Frauen hatten, und Anfina erklärte sich bereit, dem Mangel abzuhelfen und uns so viele zu geben als wir immer wollten. Selbstverständlich lehnten wir ab, wie immer in solchen Fällen."

In der Nähe von Mruli residiert ein anderer Wanyorofürst Rionga, der lange Zeit ein ausgezeichneter Verbündeter Aegyptens und stolz auf seine Flaggen mit dem Halbmond und den Sternen war. Er selbst ist mit der

Zeit infolge des vielen Trinkens etwas stumpf geworden, hatte aber eine geistreiche Schwester, Nickachuppi, eine schön gebaute Mhuma reinen Stammes, mit klaren Zügen und stolz blitzenden Augen. Felkin citierte auf sie:

„Schlank war ihr Wuchs, und ihre zarte Stirn
Im Strahl der Heimatsonne leise nur
Gedunkelt, nicht entstellt.“

Sie war eine Patriotin im Interesse Riongas und flehte Felkin auf den Knieen um seinen Revolver an; als er ihre Bitte abschlug, bat sie nochmals dringend darum: „er ist klein, ich kann ihn in meinem Kleide verstecken, und ich will meines Bruders Feind töten, wenn ich ihn sehe!“ Dieser Feind war aber der „Usurpator“ Kabrega.

Die ägyptischen Stationen standen hier auf recht unsicherem Boden. Die Fürsten des Landes waren mächtig und die Aegypter konnten nicht nach Belieben kommandieren. So wurde auch später ein Teil derselben aufgegeben.

Wenden wir uns jetzt anderen Gebieten der Aequatorprovinz zu.

Emin als Gouverneur und Forscher.

Im Jahre 1879 reiste Dr. Felkin durch die Aequatorialprovinz, um die Gesandten Mtesas nach England zu bringen. Er rühmte die Sicherheit, mit welcher man durch das Land wandern konnte und stellte in seinem Werke: „Uganda und der ägyptische Sudan“ Emin folgendes Zeugnis aus.

„Dr. Emin ist einer der liebenswürdigsten und selbstlosesten Menschen, die mir je vorgekommen sind; er unterstützt jeden Fremden nach Kräften und teilte jede Bequemlichkeit mit uns. Er gab uns die eingehendste Anweisung in Bezug auf die Länder, die er so genau kannte, und wir verdanken ihm eine Menge von Nachrichten über die Sitten und Gebräuche des Volkes. Sein einziges Ziel ist das Volk, welches ihm anvertraut ist, glücklich und zufrieden zu

machen, und es so viel wie möglich zu fördern und zu heben. Wieviel er gethan hat, wird wohl nie bekannt werden; eines aber kann ich bezeugen: Sklaverei und Mißhandlung der Eingeborenen ist aus allen seinen Provinzen verschwunden. Die Eingeborenen stehen mit den Soldaten auf gutem Fuß und leben in Frieden und Freude. Obgleich seit beinahe zwei Jahren keinerlei Vorräte ins Land gelangt waren, wußte er doch für die Menschen zu sorgen, und wenn auch viele seiner Soldaten als einziges Kleidungsstück ein Lendentuch trugen, hörte ich doch nie eine unzufriedene Aeußerung. Bei seiner angestrengten Thätigkeit findet er noch Zeit, die wichtigsten geographischen und meteorologischen Aufzeichnungen zu sammeln; in Lado führt er die Aufsicht über das einzige Krankenhaus in der Provinz, und dabei hat er nur einen Assistenten, der wenig genug von medizinischer Praxis versteht."

Lado war damals die Hauptstadt der Provinz und für innerafrikanische Verhältnisse gut gebaut. Diwan, Läden, Moschee und Regierungsgebäude bestanden aus gebrannten Ziegelsteinen und waren mit rostigem Eisen gedeckt. Die andern, aus Holz und Gras hergestellten Häuser müssen infolge der Zerstörung durch die weiße Ameise und den kleinen Holzwurm alle zwei bis drei Jahre erneuert werden. Die Straßen waren breit und gerade und um die Station führte eine schöne Promenade, zwischen den Festungswerken und den Häusern befand sich ein etwa 30 Ellen breiter freier Raum. In den großen Gärten außerhalb der Mauer wuchs außer den üblichen arabischen Gemüsen die Banane, und Emin hatte eine Menge europäischer Gemüse und Blumen eingeführt. Dieser Garten war der Stolz Emins und wurde anfangs durch Wasserschöpfräder, später durch eine Lokomobile — die erste im Herzen Afrikas! — bewässert. Wir werden auch noch später von ihm berichten. Kurz bevor Lado geräumt werden mußte, wurde er durch ein ungewöhnlich starkes Hochwasser zerstört.

Die Station besaß drei Thore, welche von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends offen standen und Tag und

Nacht bewacht wurden. Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang durfte bei der Station keine Flinte abgefeuert werden, es sei denn als Alarmsignal. Um 5½ Uhr morgens wurde die Reveille und bald darauf „das Feuer anzünden!“ geblasen; um 6 Uhr folgte der Appell und die Thore öffneten sich. Dann exerzierten die Soldaten und die Weiber begannen mit dem Straßenkehren. Um 8½ Uhr gingen alle, mit Ausnahme der Schildwachen, zur Arbeit aufs Feld, schöpften Wasser oder holten Holz, und das Vieh wurde, wenn der Tau aufgetrocknet war, zur Weide getrieben. Von 11½ bis 2½ Uhr wurde Ruhe gehalten und dann arbeitete die Mannschaft wieder bis 5 Uhr; um diese Zeit kehrten alle in das Fort zurück. Um 8 Uhr wurde Appell gehalten, um 9 Uhr mußten alle Feuer ausgelöscht werden und ein Offizier machte die Runde, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist.

Die Feuerpolizei wurde sehr streng gehandhabt; denn der alte Städtefeind des Mittelalters, das Feuer, war auch der grimmigste Feind der Seriben im Sudan; wir haben schon im vorhergehenden Bande von der Gefährlichkeit solcher Brände berichtet. Wenn eine Hütte vom Feuer ergriffen wird, so kann man nur mit größter Mühe die ganze Station vor dem Untergang bewahren. Auch Lado wurde im Frühling 1878 von einer Feuersbrunst heimgesucht, wobei die sämtlichen noch von Baker herrührenden Vorräte der Provinz zu Grunde gingen. Als in den „hölzernen Städten“ des Mittelalters das Feuer noch in einer Grube im Fußboden unterhalten wurde und Oefen mit Essen noch nicht bekannt waren, gab man abends ein Glockenzeichen, auf welches jedes Feuer ausgelöscht werden mußte. Solche Signale waren auch in der Aequatorialprovinz eingeführt. Selbst am Tage, wenn sich ein starker Wind erhob, wurde dieses Signal geblasen, und wer ihm nicht auf der Stelle gehorchte, streng bestraft.

Die Soldaten Emins, die fast alle von Makraka kamen, schilderte Felkin: „Sie sind tapfer, beinahe tollkühn, höflich und wohlgemut. Mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks

führen sie jeden Befehl aus, denken aber zugleich bei der Erfüllung ihrer Pflichten. Ihre Waffe ist die Remingtonflinte, welche sie sehr wert halten und sorgfältigst putzen. Zum Dienst in der Station tragen sie weiße Tunika und Beinkleider, Stiefel, den Fez und einen Gürtel aus Leopardenfell für die Patronen, an welchem Seitengewehr und Messer hängt. Auf dem Marsche haben sie braune Röcke und Jagdhosen, selten Stiefel. Nur die Artilleristen sind ägyptische Soldaten, die jedoch das Klima nicht gut vertragen; selbst die Offiziersstellen werden jetzt meist mit Eingeborenen besetzt." Leider war noch in den beiden Bataillonen der Aequatorialprovinz eine genügende Menge ägyptischer Offiziere bis auf die letzte Zeit geblieben, um die Wirren hervorzurufen, welche zum Untergang der Provinz führten.

Eine besondere Beamtenklasse in den Dörfern der Eingeborenen bildeten die sogenannten Dragomane. Es waren dies Neger, ehemalige Sklaven der Seribenbesitzer; sie sprachen alle auch arabisch, hatten in ihrer Jugend als Waffenträger gedient und versahen jetzt eine Art Polizeidienst bei den Eingeborenen. Jedes Dorf hatte einen oder zwei zu ernähren; der Dragoman war dagegen für die Ordnung im Dorfe verantwortlich und hatte die Steuerentrichtung zu überwachen. In der Nähe eines jeden Forts lebt eine Anzahl dieser Beamten, welche Träger und Arbeiter für die Station besorgen müssen, wenn diese nötig sind. Da die Afrikaner im Rechnen schwach sind, erhält der Dragoman nach uralter Sitte ein Bündel von so viel Strohhalmen, als er Arbeiter anzuwerben hat.

Die Organisation des Trägerdienstes war eine vorzügliche. Jede Gruppe von Trägern wurde von einem Soldaten überwacht, was zur Aufrechterhaltung der Ordnung sehr viel beitrug und den Reisenden besonders erleichterte. Die Reihenfolge der Karawanen war der alten nubischen ähnlich. Zuerst kam die Vorhut mit der Flagge vom Dragoman geführt; in einer Entfernung von etwa 30 Schritt folgten die Träger in kleinen Abteilungen, jede von einem Soldaten begleitet. In der Mitte des Zuges wurde die

Munition unter sorgsamer Obhut des Sergeanten befördert, und dann kamen die Weiber mit Lebensmitteln und Kochgerät, eine Nachhut schloß den Zug. Der dienstthuende Offizier mußte von Zeit zu Zeit den Zug entlang an die Spitze eilen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei.

Zog die Karawane durch unsicheres Gebiet, so wurden Kundschafter ausgesendet und außerdem marschierten rechts und links vom Zug in einem gewissen Abstand einige Soldaten. Ertönte das Alarmsignal, so drängte alles nach der Mitte, die Soldaten erhielten Munition und die Weiber und Träger suchten sich, so gut es ging, hinter dem Gepäck zu verbarrikadieren.

In der Regel wurde eine Stunde vor dem Sonnenuntergang ein Lagerplatz aufgesucht. Das Gepäck der Träger wurde gezählt, die Weiber kochten und die Männer bauten Grashütten; dann wurde bei Sonnenuntergang Mahlzeit gehalten, die Wachtfeuer wurden angezündet und Wachen ausgestellt, welche auf jeden schossen, der sich dem Lager ohne Fackel näherte.

Im Lager herrschte aber noch lange keine Ruhe, oft tanzen hier die Träger bis spät in die Nacht hinein, so daß sie sich nur zwei bis drei Stunden Schlaf gönnen und dennoch am andern Morgen munter vorwärts marschieren.

Ebensogut war auch die Post in der Aequatorialprovinz organisiert. Allwöchentlich wurden die Briefe regelmäßig und sicher befördert. Es war eine Post zu Fuß. Zwei Soldaten und ein Dragoman transportierten den Ledersack oder Postbeutel. Sie marschierten hintereinander und der mit den Briefen wurde in die Mitte genommen. Diese Post zu Fuß war keine Schneckenpost; im Gegenteil, die Schnelligkeit derselben wurde gerühmt, die Postboten legten täglich 40 miles und mehr zurück, und auf einem schlechten Wege kam eine Extrapost in 4½ Tagen an einem 178 miles entfernten Orte an (1 mile = 1,6 km). In der Regenzeit oder bei besonders langen Märschen wurden die Briefe in Zinnbüchsen verpackt und die Ritzen der letzteren durch Fett gegen die Feuchtigkeit verwahrt. Die Abgangszeit, sowie

Ankunft und Abgang bei den Zwischenstationen wurden dem Boten auf einem Zettel bemerkt, so daß man am Bestimmungsort genau wissen konnte, wie lange er unterwegs war.

Auf kurze Entfernungen wurde die auch in anderen Teilen von Afrika übliche Beförderung durch Läufer gewählt. Dieselben trugen die Briefe in einem gespaltenen Stock in der Hand und kamen sehr rasch vorwärts.

Strenge Disziplin war hier mehr als irgendwo nötig und Emin, der durch seine Milde ausgezeichnet war, hielt die ihm untergebenen Neger, wie er sich selbst ausdrückte, unter „eiserner Zuchtrute". „Die Afrikaner," bemerkt Felkin, „sind wie große Kinder, die einer festen und weisen Führung bedürfen. Freiheit in unserem Sinne wäre bei ihnen nicht am Platze. Es muß vor allem der Gehorsam gegen die Gesetze in Bezug auf Abgaben, Trägerdienst, regelmäßigen Postverkehr u. s. w. durchgesetzt werden, und dazu ist eine viel schärfere Ueberwachung von seiten der Beamten nötig, als sie ein zivilisierteres Volk dulden würde."

So geordnet hat Emin seine Provinz nicht übernommen. Im Gegenteil, sie war mit Elementen durchsetzt, die zum Widerstand gegen die Gesetze neigten, und es bedurfte fortwährender Inspektionsreisen, um Ordnung zu stiften und die einmal geschaffene aufrecht zu erhalten. Eine Reihe dieser Inspektionsreisen hat Emin selbst geschildert und ein Verfolgen derselben gewährt uns Einblicke in die Zustände der Provinz, die sich dem Auge eines schnell vorüberreisenden Forschers entzogen.

* * *

Am 15. September 1881 verließ Emin Lado, um die alte Mudirië Rohl, die jetzt der Aequatorialprovinz zugefügt worden war, zu inspizieren. Es war ein verrufenes Gebiet, in welchem die Danagla lange Zeit geherrscht und sich häuslich niedergelassen hatten, und in welcher den Gouverneur eine schwierige Arbeit erwartete.

Nachdem die sumpfige Ebene in der Nähe von Lado, welche durch ihren Reichtum an Löwen berüchtigt ist, passiert

worden war, kam man in den Distrikt Kudji, in welchem die Makrakastraße an zahlreichen Euphorbiengehegen vorüberführt. Noch vor wenigen Jahren, als Junker durch dieses Gebiet reiste, zeigten sich hier zahlreiche Weiler und Herden. Jetzt hämmerten die Spechte an ihnen und wüstes Gras und Solaneen deckten die Trümmer der Hütten, mitleidiger als die Menschen, die hier ihre Jagden auf Rinder und Mitmenschen hielten. Erinnerungen an die Kämpfe aus jener und noch früheren Zeiten sind noch erhalten, da fließt der Chor Temanihn, der „Bach der Achtzig“, so genannt, weil hier 80 Danagla von den Njambara aufgerieben wurden. Die Träger von Lado gehen nur bis zum Distrikt Lofutta und hier wird eine längere Rast gehalten, da man Träger aus Moru erwartet.

Eine Pause tritt in den Regierungsgeschäften ein und in Emin erwacht der Forscher; er beobachtet und findet Zeit, in sein Tagebuch wieder eins seiner wirkungsvollen Stimmungsbilder einzutragen:

Die Sonne sank, und Myriaden von Glühwürmern zogen ihre feurigen Linien durch die stille Luft, während die Sterne flackernd herunterschauten und der Himmel oft minutenlang durch Wetterleuchten von allen Seiten im Feuer zu stehen schien.

Chef Tombe hatte seine große Noggara unter den Kodjurbaum*) auf dem freien Platze vor der Hütte aufgestellt und nun dröhnten die Schläge, zu drei und drei sich wiederholend, weit über das ganze Land, die Einladung zum Tanze. Sofort strömte denn auch das Volk herbei, und in einem Augenblicke waren zwei lange Linien gebildet, eine von Frauen, die andere von Männern, jedes mit zwei Stäben aus dem vorzüglichen Holze von Diospyros melliformis, das beim Anschlagen einen fast metallischen Klang hören läßt. Im Dreiachteltakt setzte nun die große Pauke, von einer kleinen Trommel begleitet, ein; die in Dreiviertel ihrer Länge angeschlagenen Stämme accompagnierten und

*) Zauberbaum.

Chorgesang leitete den Ball ein. Aus dem hüpfenden Rhythmus dieser ganz hübschen Produktion entwickelte sich ein langsamer Marsch der Frauen und Männer zugleich, rings um die Pauke ausgeführt und vom Gesang begleitet; doch dauerte das feierliche Gebaren nicht lange. Die Pauke ließ einige Kapriolen hören, einzelne junge Männer sprangen hoch auf und krähten sich an wie erzürnte Hähne, einzelne besonders eifrige Frauen ließen das anfeuernde Tremulieren hören, das allen Negerfrauen so lieb ist, und auf einmal war man mitten in einem Allegro furioso. Hochauf sprangen die Männer, im Niederfall wieder elastisch aufschnellend, die Stäbe klapperten, der Gesang schwoll an, hier und da avancierte eine Frau zwischen die Männer, hüpfend und den Körper nach rechts und links schwingend, während sich die Arme wie die Flügel einer Windmühle drehten. Die Einladung wurde auch sofort angenommen, zu zwei und drei sprangen und balgten die Männer um die Frauen. Allgemeiner und allgemeiner wurde die Lust, die Männer warfen die unbequemen Kleider ab, die Frauen ließen ihre Schürzen und Schwänze fliegen, bis ein rasender Rundtanz sie um die Pauke führte; die Frauen als innerer, die Männer als äußerer Ring, ein wahres Pandämonium, erleuchtet vom roten Schein der Fackeln, die, von den Tanzenden geschwungen, ihre Funkenschauer weithin stieben ließen.

Vom Tanz zur Fron! Das ist des Negers Schicksal und solche Bilder bietet uns auch die Inspektionsreise. Die Rückseite der Medaille werden wir in der ersten der Regierungsstationen sehen.

Biti, zwei Stunden von Amadi entfernt, war der Ort, an dem Emins Thätigkeit begann. Er verlangte die Dokumente betreffs der hiesigen Bevölkerung, die ihm widerwillig eingereicht wurden, und konnte sehr lehrreiche statistische Studien anstellen. Die Stände und Stämme, die darin aufgezählt werden, müssen dem Leser zunächst erläutert werden.

Unter „Danagla“ (arabische Pluralform für Dongolavi) versteht man Dongolaner, Einwohner von Dongola,

schlechthin aber alle Nubier. Sie sind zumeist Kleinhändler, welche im ägyptischen Sudan reisen und für Stoffe und Pulver Sklaven kaufen. In welcher Art und Weise sie sich mitunter „niederlassen“, werden wir bald erfahren.

Manche von ihnen stehen als eine Art irregulärer Miliz, genannt Hoterie oder Hutterie, im Dienst der Regierung, andere bebauen das Land, und da sie den Zehnten zahlen sollen, werden sie Zehntenzahler, Uschurië, genannt. Eine andere Einwohnerklasse sind die Fakihs, Heilige, fromme Leute, die wir bereits aus den Schilderungen im ersten Bande kennen. Die Dragomane sind erst vor kurzem erwähnt worden. Makalil heißen Negersoldaten der Danagla; dann gibt es noch Gewehrträger, und Farach-Miri, d. h. Regierungssklaven, die allerdings dem Gouverneur, der den Sklavenhandel bekämpfte, ganz neu waren.

Die Statistik des Distrikts von Biti ergab nun folgendes Resultat.

Im Dienste der Regierung als Irreguläre standen 40 Danagla; 96 Danagla waren ansässig und 46 davon behaupteten Zehntenzahler zu sein, es zeigte sich aber, daß sie weder Land bebauten, noch den Zehnten zahlten; 13 waren Krämer, einer fungierte als Schneider, ein anderer als Bootsmann und acht waren Fakihs, während 27 ohne jede Beschäftigung waren. Zusammen lebten hier also 136 Danagla und neben ihnen hielten sich noch 319 Dragomane auf. Diese 455 Mann hatten natürlich Frauen, Kinder, Sklaven und Sklavinnen, so daß die Gesamtzahl der unproduktiven Bevölkerung 3000 Seelen betrug — diese mußten nun von der Negerbevölkerung des Distrikts ernährt werden, die höchstens 10—15000 Mann hoch war. Man kann sich denken, was das Volk unter der Herrschaft dieser Nichtsthuerbande gelitten haben muß.

Emin traf nun sofort Anstalten, um dieses Gesindel los zu werden. Die Herren ohne Beschäftigung wurden ausgewiesen, in ihre Heimat zurückgeschickt oder, wie es offiziell hieß, nach Chartum repatriiert. Den Ackerbauern wurde eine Abgabe von 100 Piaster aufgelegt, und ihnen

außerdem bedeutet, daß wenn sie die Neger nicht in Ruhe lassen und Klagen gegen sie einlaufen würden, man sie gleichfalls repatriieren werde. Von den heiligen Männern wurde einer als Schullehrer in den Regierungsdienst genommen, die übrigen sieben nach Chartum geschickt. Und damit auch jemand Ordnung aufrechterhalte, wurde über die Hotterie eine Garnison, bestehend aus einem Offizier mit 50 Mann Regulären, eingesetzt. In dem Dokumente, welches Emin überreicht wurde, waren die Fakihs mit folgenden Worten näher gekennzeichnet: „ohne jede Beschäftigung, angewiesen auf Gott, den Höchsten".

Das Land war sehr erschöpft. Viehstand war längst ausgerottet; Jagd wurde kaum betrieben; man war auf den Kornbau angewiesen, der nicht nur die Nahrung, sondern auch den Branntwein, der hier schwunghaft getrieben wurde, liefern mußte.

Man sollte denken, daß die Drohnen die Bienen, deren Honig sie aßen, wenigstens ruhig arbeiten ließen. Weit gefehlt! Bald erschienen vor Emin die Häuptlinge der benachbarten Ortschaften und führten Klagen, daß man ihnen Leute, meist Mädchen und Frauen, geraubt habe, und in der That wurden von Emin nach erfolgter Untersuchung unter den vielen repatriierten Sklaven allein 200 freigelassen, die aus den Dörfern der nächsten Umgebung stammten.

Ueber die Station Busi, wo 180 Sklaven freigelassen werden mußten, wandte sich Emin nach Ajak, dem Hauptbollwerk der Danagla. Vor der Ortschaft auf einem freien Platze wurde er von etwa 200 bewaffneten Danagla feierlich empfangen, ein böses Omen für die Zahl der hier zu erwartenden Sklaven, um so mehr, als der Vorsteher dieser Station ein gewisser Defa' allah war, ein selbst unter diesem Gesindel hervorragender Schurke, der, den Koran in der Hand, plünderte.

Die Umgebung von Ajak ist eine so traurige, wie man sie nur denken kann, da alles weithin entholzt ist und die wellige Ebene von allen Seiten grasbestanden sich ausdehnt.

Die Station selbst, ein völlig regelloses Gewirr von Hütten und Gehöften, meist auf hohen Werften, nahm, da viele Leute sich auch auf ebener Erde angesiedelt hatten, einen ziemlich großen Raum ein. Von Gärten war nicht viel zu sehen, da man hier eben nur für Sklaven Sinn hatte; trotzdem mußte bei entsprechender Kanalisierung und Bewässerung gerade hier viel zu leisten sein.

Die Bevölkerung war aus dem Abschaume von Chartum, Berber, Dongola u. s. w. zusammengesetzt; wer immer dort kein Auskommen fand oder zu faul zum Arbeiten war, hatte sich hier Hütten gebaut, und lebte, nachdem er sie mit Frauen und Dienern angefüllt, auf Kosten der Neger wie Gott in Frankreich. Die runde Summe dieser Bevölkerung ohne ihre Sklaven und sonstige Anhängsel betrug etwa 300; die Zahl der Sklaven 1500.

Die Beamten murrten über die neuen Anordnungen Emins; sie meinten, früher seien 3000 bis 4000 Sklaven in dem Distrikt gewesen und kein Mensch habe nur danach gefragt. Der Stationschef wurde aber von Emin abgesetzt und auch hierher reguläres Militär beordert.

Die Mißwirtschaft, die hier geherrscht hatte, war eine schreckliche. „Es ist hier in so großem Maßstabe gestohlen worden," schrieb Emin an Schweinfurth, „und man hat das so lange getrieben, daß man sich nur wundern kann, wenn noch etwas übriggeblieben ist; und daß noch so viele Neger existieren, ist wahrhaftig nicht der Protektion des Gouvernements, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Dinkastämme mit ihren langen Lanzen sich selbst zu schützen wissen."

Totschlag war hier etwas ganz Gewöhnliches; „es waren Abihd-(Sklaven-)Neger!" pflegte man zu sagen. Darin zeichnete sich namentlich ein gewisser Abd-es-Sadik („Diener des Gerechten!") aus, der selbst ein Sklave des Defa' allah war. Als der Vorsteher wegen dieses seines Dieners zur Rechenschaft gezogen wurde, erklärte er, er habe jenem längst die Freiheit gegeben, obwohl er noch tags zuvor im Hause Defa' allahs wohnte, und Abd-es-Sadik habe sich auch sein

eigenes Dorf angelegt. Diese „Dorfgründungen" bildeten wieder eine Spezialität der Danagla. Die „Ansässigen" unterhielten eine große Zahl männlicher Sklaven und bewaffneten diese — da ja die Beamten ihre Vettern und Brüder waren, mit Waffen und Munition der Regierung. Diese Burschen ließen sich dann inmitten von Negerdörfern nieder und zwangen deren Bevölkerung mit bewaffneter Hand zur Entrichtung von Abgaben an allerlei Produkten, die teilweise zum eigenen Unterhalt verwendet wurden, größtenteils aber in die Häuser ihrer Herren flossen. Auch Paschas und Beys beschäftigten auf diese Art ihre Sklaven und deckten sie mit ihren glänzenden Namen!

Von Ajak zog Emin nach einer in der Geschichte des ägyptischen Sudan viel genannten Stätte: nach Rumbehk, dem Hauptort der Mudirië Rohl, der ehemaligen Seriba des berüchtigten französischen Sklavenhändlers Alfonse de Malzac. Nach Malzacs Tode erstand sie der Siebenbürger Binder, dann wechselte sie noch dreimal den Besitzer, bis sie an die Regierung überging, deren Autorität jedoch hier bis zur Ankunft Emins völlig nominell war. Rumbehk war die erste Station, welche Emin verloren hatte; im Jahre 1881 bot sie nach dessen Schilderung folgenden Anblick:

Ursprünglich der Elefantenjagd halber errichtet, gewann der Ort im Laufe der Jahre Ansehen als Zentralpunkt der hiesigen Niederlassungen und noch mehr als Ausgangspunkt der über Amadi nach Monbuttu zu sendenden Karawanen, als Stapelplatz für das von dort gebrachte Elfenbein, weißes und schwarzes, und endlich als Asyl und Freistätte für alle Müßiggänger und Nichtsnutze der von Danagla bewohnten Zentren des Sudan. Die sehr dichte Besiedelung der Umgegend, sowie die reiche Kornproduktion erleichterte diesen Aufschwung. Heute ist der Anblick der Station ein geradezu befremdlicher. Durch das Ausgraben des gelben Thonbodens zu den Hüttenumwallungen und zum Dichten und Glätten der Plattformen, auf denen sie stehen, sowie durch die früher versuchte Anlage einer Art Graben ringsherum und die Anlage von Brunnengruben, wurde eine Reihe tiefer Löcher

geschaffen, welche der Regen des Harif*) teils vertiefte, teils zum Zusammensturz brachte, so daß man heute versucht wäre, zu glauben, eine Kolonie von Goldgräbern habe hier gearbeitet. Mitten aus diesem Chaos von Gruben, Erhöhungen, Pfützen erhebt sich wie eine Insel die eigentliche Station heraus, ein Gewirr von mit Hütten besetzten Plattformen, das in seinem regellosen Durcheinander jeder Beschreibung spottet. Fußbreite, mit Unsauberkeit jeder Art bedeckte Pfade führen durch diesen Wirrwarr, und da auch die unter den Hüttenplateaus belegenen Räume von Massen von Sklaven bewohnt sind, die da nach ihrer Weise Haushalt führen, vermehrt sich die Menge des Unrats und des Gestanks ganz prodigiös. Kaum einer hat daran gedacht, sein Haus einzufriedigen; jeder schaut in seines Nachbars Haus, und zankt einer mit seiner Konkubine, so muß es die ganze Station sehen und hören. In einer Ecke liegt eine Art Garten, dessen Bäume — von Malzac gepflanzte Datteln, Limonen und Granaten — aus Mangel an Pflege und besonders an Wasser halb vertrocknet sind, sowie denn überhaupt Wasser hier nur sehr spärlich aus tiefen Brunnen zu erhalten und dann noch von trüber Farbe und häßlich erdigem Geschmack ist. Die ganze Anlage der Station so fern von allem Wasser ist eine verfehlte und nur die Bequemlichkeiten, die sie zum Sklavenhandel und Betriebe darbot, können erklären, wie man gerade sie zum Zentrum gemacht.

Auch hier herrschten dieselben Verhältnisse und von den Sklaven, welche in Freiheit gesetzt werden mußten, gehörten allein 45 frisch geraubte dem Vorsteher der Station. Der schlimme Einfluß der Chartumer auf die Neger zeigte sich hier besonders deutlich. Der Dinkastamm der Umgebung, die Agahr, profitierten von den Räubern. Sklaverei hatte sich auch bei ihnen eingeführt und mit ihr das verderbliche Branntweintrinken, wozu aus Duchn destillierte, sehr starke und helle Fusel vorgezogen wurden. „Das sind die Zivili-

---

*) Regenzeit.

sationsergebnisse mehr als zwanzigjähriger Residenz der Danagla bei ihnen!" rief Emin aus.

Die Verwaltung lag hier, in dem Hauptorte der alten Mudirië Rohl, sehr im argen. Seit 1877 hatte man weder Rechnungen geführt, noch eingereicht. Die unteren Beamten und Soldaten hatten keinen Sold erhalten, alle aber waren bei den Chefs verschuldet, die mit den Regierungsgeldern billige Waren aufkauften und diese zu dreifachem Preise an ihre Untergebenen verkauften. Darüber gab es Quittungen, in denen Sklaven als Rinder, Esel u. s. w. figurierten; ebenso gab es Quittungen darüber, was die Regierung den Chefs schuldete, die mit gefälschten Siegeln ausgefertigt wurden. Dabei sah man in Rumbehk viele Gebetplätze durch weiße Fähnchen kenntlich und eine Menge Fakihs.

Der unerwünschte Zuzug der Danagla kam aus der benachbarten Provinz Bahr-el-Ghasal, wo das Danaglaregiment, wie vor Gessi, in höchster Blüte stand. Aus Bahr-el-Ghasal kamen auch bewaffnete Banden, um in den Distrikten der Aequatorialprovinz zu sengen und zu rauben. Dort war ja wieder eine türkische Regierung eingeführt, alles war Bruder und Vetter und so sah sich Emin genötigt, an der Grenze Militärposten aufzustellen, um sein Land vor der Invasion aus einer ägyptischen Provinz zu schützen! Er hoffte nun, daß seine regulären Truppen Ordnung schaffen würden. „Sind unsere Soldaten auch keine Engel," schrieb er damals, „lieben auch sie, Frauen zu haben und sich gelegentlich bedienen zu lassen — es sind ja eben auch nur Neger —, so sind sie doch an Disziplin gewöhnt, und ich kann, was Behandlung der Bevölkerung und gutes Einvernehmen mit ihr betrifft, sie nur loben."

So war die Lage der Dinge kurz vor dem Ausbruch des Mahdiaufstandes beschaffen. Es gab in der Provinz eine starke Partei, die augenblicklich sich vor der Regierung beugte, in gegebenem Augenblick aber bereit war, dieser den Gehorsam aufzukündigen und sich Empörern anzuschließen, welche ihr das Plündern der Negerländer wieder freistellen würden.

*   *
*

Die Politik allein macht Länder nicht groß; Hand in Hand mit ihr muß die wirtschaftliche Arbeit gehen, welche den Wohlstand des Volkes hebt und es leistungsfähiger macht. Dieser Grundsatz war Emin klar und er handelte danach. Er wußte aber auch im Gegensatz zu vielen anderen Kolonisatoren in Afrika, daß die Früchte einer solchen Arbeit nicht rasch reifen, daß man darauf gefaßt sein muß, die Saat langsam sprießen zu sehen, und danach richtete er sein Leben ein. Vor allem aber ging er von der Ansicht aus, daß man althergebrachte Einrichtungen nicht mit einemmale abschaffen darf und schritt darum in seiner Arbeit weit langsamer, aber dafür auch sicherer vor. Er war ebensogut „entschlossen", wie andere in Afrika berühmt gewordene Männer, aber frei von hastiger, gefährlicher Ueberstürzung.

Sein inniger Verkehr mit afrikanischen Völkern hat in ihm die Ueberzeugung gestärkt, daß durch Missionen und Schulen allein wenig erreicht werde. Das Gebiet, welches ihm unterstellt war, bedurfte zunächst anderer Dinge. Es war ein Land, in welchem lange Zeit hindurch die rohe Gewalt, Raub und Totschlag geherrscht hatten, und seine erste Sorge war, geordnete Zustände zu schaffen. Unter Emins Regierung sollte sich der Ureinwohner des Landes, der allein produktive Kraft besaß, sicher fühlen. Er sollte wissen, daß auch er die Ernte seiner Felder für sich einheimsen werde, daß die Regierung ihn für die geringen Abgaben, die er zu entrichten hatte, vor der Willkür fremder Eindringlinge schützen werde. Die Regierungssoldaten sollten keine Drohnen sein, wie einst die Soldaten der Seribenbesitzer; der Neger sollte zu der Ueberzeugung gelangen, daß die bewaffnete Macht in erster Linie zu seinem Schutze da sei, daß sie die alten Bedrücker verhindere, die Frauen und Kinder des Landes in die Sklaverei fortzuschleppen.

Wir haben bereits gesehen, daß es Emin gelungen war, dieses Ziel in einem großen Teile seiner Provinz zu erreichen, und daß dort das Verhältnis der Eingeborenen zu der Regierung ein durchaus befriedigendes war, die Neger eine Stütze derselben bildeten. Dabei aber befand sich Emin

in einer sehr ungünstigen Lage: der größte Teil seiner Beamten war nicht von demselben Geiste beseelt; er neigte vielmehr dem alten Bedrückungs- und Plünderungssystem zu, er suchte die Anordnungen des Chefs zu durchkreuzen, handelte auch im entgegengesetzten Sinne, wenn er den Gouverneur fern von der Station wußte. Es ist darum bewundernswert, daß Emin mit einem solchen Beamtentum überhaupt Erfolge erzielen konnte.

Was nun die wirtschaftliche Seite seiner Regierung anbelangt, so kam es ihm in erster Linie darauf an, seine Provinz so zu stellen, daß sie sich selbst erhalten konnte, auf die unsicheren Zuschüsse von Aegypten nicht angewiesen zu sein brauchte. Auch dies gelang ihm, er war in der Lage Ueberschüsse nach Chartum zu senden, aber auch hier erntete er Undank von seiten Aegyptens. Die Generalgouverneure — selbst Gordon — und das Ministerium legten auf die Aequatorprovinz einen geringen Wert, und bemühten sich nicht, den Gouverneur zu unterstützen. Alles, was Emin an Elfenbein und Landesprodukten erzielte, mußte er nach Chartum abliefern, und dafür brachten ihm die Dampfer von dort die schlechtesten Waren, ja während das benachbarte Bahr-el-Ghasalgebiet Sendungen erhielt, wurde die Aequatorprovinz einfach vergessen. Dabei aber war sie von dem Generalgouverneur in Chartum abhängig und wichtigere Unternehmungen Emins bedurften einer Gutheißung desselben; auf die Anfrage aber erfolgte die Antwort erst in fünf oder sechs Monaten. Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten arbeitete Emin unermüdlich; indem er die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu eröffnen strebte, wußte er sich zum Teil von den auswärtigen Zufuhren unabhängig zu machen. Das Land blühte für afrikanische Verhältnisse auf, während er selbst monatelang wie ein Ausgestoßener von der menschlichen Gesellschaft leben mußte.

In erster Linie widmete sich Emin dem Ackerbau, um zu sehen, inwiefern sich sein Land zu Pflanzungen eignen würde. Sein Garten in Lado ist oft erwähnt worden; er arbeitete jedoch nicht allein in diesem, auch in anderen

Stationen wurden Gärten angelegt, damit die verschiedene Beschaffenheit des Bodens und des Klimas auf die Kulturpflanzen geprüft würde. Lassen wir ihn selbst darüber berichten: „Von den mir freundlicherweise gesandten Bambusarten," schrieb er an Schweinfurth, „sind Bambusa arundinacea und Dendrocalamus strictus gut aufgegangen und hoffe ich das beste davon. Nicht so glücklich war ich mit dem italienischen peperoni. Die Kultur der Zea Mays (amerikanische Samen) breitet sich langsam auch unter den Negern aus; Reis kommt in Lado und Dufilé prächtig und soll nun auch in Makraka in Kultur kommen. Von Weizen brachte ich eine kleine Probe aus Chartum mit, wo die Mission selben aus algerischen Samen zog. Das Resultat war gut, nur lassen die Vögel die Aehren nicht in Ruhe; so habe ich denn von dem hier gezüchteten Samen ebenfalls nach Makraka und an die südlichen Stationen versandt, um die Kultur zu versuchen. Die Weinrebe hat endlich gewurzelt, nachdem es mir wohl zehnmal fehlgeschlagen. Die Carica Papaya hat sich von hier aus auch über das Bahr-el-Ghasalgebiet verbreitet. Gujaven kommen gut und tragen reich; ich versende jetzt die Ableger. Mango besitze ich leider nicht, und die Samen, von denen Sie mir sprachen, sind nie an mich gelangt. Von Oelfrüchten lasse ich Arachis extensiv kultivieren; ihr Oel ersetzt uns die Butter. Zwiebeln finden sich in allen Stationen kultiviert, gedeihen aber ganz besonders in Dufilé und Makraka. Im allgemeinen hat sich die Liebe zur Gärtnerei und Kultur im letzten Jahre bedeutend gehoben, und täglich erhalte ich Briefe, um Sämereien und Pflanzen anhaltend. Unsere Soldaten und Offiziere verstehen ganz gut, daß ein gut gepflegter Garten dem Eigentümer nicht allein Vergnügen, sondern auch greifbaren Nutzen abwirft, Sie kennen ja die Negernatur. — Ist die Pflanze oder Frucht zur Reife gekommen, so wird sie verspeist; Samen für die nächste Aussaat zurückzubehalten, daran denkt gewiß niemand — dazu ist ja Emin-Bey in Lado! Hundertmal habe ich Samen gesandt und gebeten, solche zu bewahren, hundertfache Versprechungen wurden mir ge-

macht, und kam die Aussaatzeit, so schrieb man mir um Samen. In jüngster Zeit ist es übrigens ein wenig besser geworden, und ich denke, mit Geduld werde ich doch zuletzt es zu etwas bringen können!"

Dabei war dieser Garten kein teueres Versuchsfeld, in welches Geld ohne Zinsen hineingesteckt wurde, im Gegen-



Kautschukbaum.

teil: er warf monatlich für die Regierung einen Reingewinn von 1000 Piaster ab; jährlich also etwa 2400 Mark, während die Gesamtüberschüsse der Provinz 160 000 bis 200 000 Mark betrugen. Emin hat somit gezeigt, daß er zu wirtschaften verstehe, ein ihm in Afrika anvertrautes Kapital nutzbringend zu verwenden wisse.

Ein großer Teil des Gewinns floß allerdings aus dem



Monbuttudorf.

Elfenbeinhandel, da dieser aber in einer absehbaren Zeit versiegen mußte, sah sich Emin frühzeitig nach anderen Handelsprodukten in dieser Gegend um.

Da gab es Kautschuk, von dem er auf Verlangen große Massen zu liefern im stande war. Er wollte auch Versuche mit Kaffee anstellen, der ja in dem benachbarten Uganda gedeiht. Er bat Mtesa um Kaffeepflanzen in Töpfen; der geistreiche Monarch sandte ihm ein Bündel trockener Aeste des Kaffeebaumes. Von Schweinfurth erhielt er Samen der Coffea liberica aus Westafrika, derselbe keimte aber leider nicht.

Auch war er bemüht in Wäldern neue Harze und dgl. zu entdecken, beobachtete eifrig das Treiben der Eingeborenen, um von ihnen etwas über neue Droguen zu erfahren, und sandte die gesammelten Proben nach Kairo und Europa. So erwähnt er den „Mgaffu" (Canarium edule), einen Baum, dessen Harz ein nach Zedern riechendes Parfüm liefert, und aus dessen Früchten man gleichfalls ein wohlriechendes Oel preßt, welches für die Chefs reserviert ist.

Sein klarer Blick zeigte ihm überall die Schätze, welche hier auch für die Wissenschaft zu heben waren. Er wußte auch, wie Stanley, daß jenseit der Grenzen seines Reiches im Westen und Süden viel Wichtiges zu entdecken war, und er schrieb und bat, man möchte ihm eine kleine Expedition senden. „Merkwürdigerweise," heißt es in einem seiner Briefe an Schweinfurth, „hat man in Europa unsere Länder ganz aus den Augen gelassen und zieht vor, das Geld auf der nun doch etwas abgetretenen Straße von Sansibar ins Innere hinauszuwerfen und Sultan Mirambo und andere Helden durch Tribute zu fördern. Hätte man nur ein Tausendstel der zu jenen Expeditionen, die doch Stationen gründen wollen, verwandten Gelder zur Ausrüstung einer kleinen Expedition verwandt, freilich mir am liebsten aus Deutschen zusammengesetzten, und selbe hierher gesandt, so hätte ich dieselbe in das noch unokkupierte Land südlich von Makraka — ein Paradies — vorgeschoben, die Leute wären, nur einige Tage von uns entfernt, in dauerndem Kontakt

mit der Welt, in gesundem Hochlande, ein Schutz und Segen für die umwohnenden Neger geworden, und die Vorschiebung kleiner Stationen bis zum Kongo in der bisher völlig unbekannten Strecke vom Westufer des Albert-Nyanza nach Njangwe oder aber ein Vorstoß zum Beatrice-Golf und schließlich zum Tanganyika wäre in ganz kurzer Zeit geschehen!"

Die gelehrten Gesellschaften in Europa, die Expeditionen ausrüsteten, ahnten nicht, was ihnen Emin bot: die hochwichtigen Entdeckungen, die jetzt mit dem Namen Stanleys verknüpft sind, der Ruwenzori, der Semliki, sie waren auf dem von Emin angedeuteten Wege zu machen. Emin plante dabei die Gründung einer festen Station, die als Stützpunkt für fernere Erforschungszüge dienen sollte; einer Station, die sich selbst durch Jagd, Kultur, Gärtnerei, Elfenbeinhandel erhalten sollte. „Danach ist also das Personal zu wählen," schreibt er, „Leute, die nicht nur kommandieren und Sternhöhen nehmen, sondern die gelegentlich auch zu arbeiten wissen und nicht in den Kochtopf zu gucken verschmähen. Daß wer hier leben und arbeiten will, die Kognakflasche lieber in Europa läßt, werden Sie, der bewährte Reisende, gewiß zugeben." Von dem Aufenthalte einer solchen europäischen Station versprach sich auch Emin einen ungeheuren Nutzen für sein Land; ihre Anwesenheit würde dem Sklavenhandel mehr Einhalt gebieten, als die Anwesenheit von zehn Konsuln in Chartum oder vermehrte und verbesserte Ausgaben englisch-ägyptischer Sklavenkonventionen.

Er fragte an, ob denn der König von Belgien für eine solche Station keine Mittel habe? Dann dachte er an Missionare, und gab sich während seines Aufenthaltes in Chartum viel Mühe, die dortige Mission zur Anlegung von Stationen in der Aequatorprovinz nach dem Muster der französischen in Bagamoyo zu bewegen. — Vergeblich! Er trug sich mit dem Gedanken, an den Kardinal Lavigerie zu schreiben! Aus alledem ersieht man zur Genüge, wie er, noch bevor die Kommunikationen mit Chartum abgeschnitten waren, von der Welt vergessen und im Stiche gelassen war.

In Europa interessierte man sich um jene Zeit mehr

um das Schicksal der sechs Elefanten, welche der Khedive Ismael von Kairo nach dem Sudan geschickt hatte und die den weiten Marsch nach Lado, weit über 3000 Kilometer, wobei sechsmal der Nil schwimmend zu passieren war, unbeschädigt zurückgelegt hatten. Aber auch in diesem Falle hat man ihm die Tiere zugeschickt und die geschulten Wärter abberufen. „Sie fragen nach den Elefanten," schreibt er. „Dieselben, drei an der Zahl, sind in Makraka stationiert, werden aber im Augenblick kaum zum Transport verwendet, da es an tauglichem Personale zu ihrer Wartung fehlt. Es war der größte Fehler, den Gordon seiner Zeit begehen konnte, wegen ein paar Guineen die aus Indien mitgenommenen Wärter zurückzusenden, bevor sie noch andere taugliche Wärter herangebildet hatten, und die Tiere einigen Schilluksoldaten anzuvertrauen, die, wie alle Neger überhaupt, für Tiere nur insoweit Interesse fühlen, als selbe eßbar sind. Die Ankunft der Elefanten hier fiel außerdem in die Zeit der Flußsperre, wo ich gerade genug zu thun hatte, um, für 1½ Jahre von jeder Kommunikation, selbst von Chartum, abgeschnitten, mich und meine Leute vor dem Untergange zu bewahren."

Emin gab sich auch alle Mühe, junge afrikanische Elefanten zu erlangen, die in Gesellschaft der gezähmten indischen zum Trägerdienst dressiert werden könnten, aber die Negerchefs konnten trotz großer Versprechungen keine liefern, und so verliefen die verheißungsvollen Versuche im Sande. Besser ging es mit den eingeführten Kamelen, welche den Postdienst zwischen Lado und Redjaf versorgten. Esel hielten sich in der Provinz nur einige Jahre lang. Von Erfolg war nur die Einführung von Kaninchen und einer von den Sansibararabern in Uganda bezogenen großen Entenart. Tauben gediehen, aber nicht überall, weil sie von Raubvögeln dezimiert wurden.

Trotz aller dieser Beschäftigungen, welche berufsmäßig sein Leben ausfüllten, fand er noch Zeit, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Dem großen Publikum dürfte der Wert dieser Arbeiten Emins nicht so bekannt sein; denn er lieferte keine auf Effekt berechnete Reiseschilderungen, ob-

wohl er, wie wir dies an einigen citierten Auszügen bereits gezeigt haben, die Feder meisterhaft zu führen wußte. Es widerstrebte ihm, seine eigenen Leistungen in das rechte Licht zu rücken und für den Ruhm zu arbeiten, er wollte nur wirklich nützlich sein, und wie er in seiner kolonisatorischen Thätigkeit unermüdlich die Grundsteine für einen künftigen Bau legte, so sammelte er auch in wissenschaftlicher Beziehung Bausteine zu einer allgemeinen Naturgeschichte Innerafrikas. Als Arzt war er genügend naturwissenschaftlich vorgebildet, um den Fehler anderer zu vermeiden, welche auf Grund nicht genügender Beobachtungen Systeme aufstellen, die nur Verwirrung verursachen.

Emin war in Afrika ein unermüdlicher Sammler, und die von ihm nach Europa im Laufe der Jahre gesandten höchst wertvollen Objekte beziffern sich nach vielen Tausenden.

Vieles verdankt ihm die Ornithologie. Vortrefflich sind seine Beobachtungen über den Zug der afrikanischen und europäischen Vögel. Die Grenze seines Reiches im Norden bildete auch die Grenze des südlichen Vordringens des weißen Storches, von dem er nur ein vereinsamtes, verflogenes Paar gesehen hatte. Dagegen erschienen bei ihm im September und Oktober alljährlich zahlreiche gefiederte insektenfressende Gäste aus dem Norden, darunter auch die braune Nachtigall, um im Februar und April heimwärts zu ziehen.

Später widmete er sich auch dem Studium der Säugetiere. Der Botanik hat er seit jeher eine eingehende Aufmerksamkeit zugewandt, wobei er die gesammelten Pflanzen an den Meister der afrikanischen Botanik, Georg Schweinfurth in Kairo, sandte.

Emin stand und wirkte in einem naturwissenschaftlich sehr wichtigen und lehrreichen Gebiete. Seine Provinz und die angrenzenden Länder sind ein Grenzgebiet zwischen zwei verschiedenen Pflanzen- und Tierreichen, zwischen den west- und ostafrikanischen; auch bieten sie die charakteristischesten Formen der Erdoberfläche. Im Norden und Osten herrscht die Steppe vor, Savannen, lichter Buschwald, Galeriewaldungen finden sich im Zentrum, wo auch die Ge-

birgserhebung vielfach das Klima verändert, im fernen Südwesten aber beginnt der dichte Wald, in dem man stunden-, ja tagelang wandern kann, ohne einen Sonnenstrahl zu sehen.

Von seiner Regierung, die im Sudan für Wissenschaft und Kultur zu wirken vorgab, wurde er dabei gar nicht unterstützt. „Ich habe mich schon zweimal an das Gouvernement gewandt," klagt er, „und auch privatim an Stone-Pascha geschrieben, um einige mir fehlende Instrumente zu erhalten — besonders ein kleines Universalinstrument oder wenigstens Theodoliten und Chronometer — leihweise oder gegen Bezahlung auf meine Gagen; natürlich hat man für dergleichen in Aegypten weder Sinn noch Zeit. Das schadet nichts; denn ich habe schon anderweitige Dispositionen getroffen, und was ich überhaupt an Instrumenten besitze, ist mein Privateigentum; man ärgert sich aber doch einigermaßen, wenn man die hohen Herren dort stets von ihrem Sinn für die Wissenschaft perorieren hört und schließlich, falls man sich an sie wendet, mit Redensarten gefüttert wird."

In jüngster Zeit wurde über Emins Verhältnis zu Gordon eine Notiz veröffentlicht, die zwar anekdotenartig und im einzelnen anfechtbar ist, im großen und ganzen aber das Verhältnis Emins zu den ägyptischen Behörden charakteristisch schildert.

Emin war Arzt in der ägyptischen Armee, lautet jene Erzählung, als er 1877 von Mason-Bey den Auftrag erhielt, zu Gordon nach Chartum zu reisen, er werde von ihm wahrscheinlich seiner Kenntnis des Französischen wegen zum Statthalter von Massaua ernannt werden. Gordon empfing ihn sehr freundlich, verwandte ihn bei seinem Briefwechsel und sagte ihm eines Tages:

„Emin, Sie gefallen mir; ich werde Sie zu meinem Sekretär machen."

Emin: „Sie sind sehr gütig!"

Gordon: „Nehmen Sie die Stelle an?"

Emin: „Ich weiß nicht; lassen Sie mir Zeit bis morgen."

Am anderen Tage besorgte Emin wie gewöhnlich Gordons Korrespondenz, als dieser plötzlich sagte:

„Nun, Dr. Emin, was ist Ihre Antwort?“

Emin: „Ich hoffe, Sie werden nicht böse sein, aber ich will alles für Sie arbeiten, nur möchte ich nicht Ihr Sekretär sein.“

Gordon: „Was, Sie wollen nicht mein Sekretär sein? Es ist der beste Posten im Sudan nach dem des Generalstatthalters. Sie werden bei mir im Palaste wohnen. Weshalb schlagen Sie ab?“

Emin: „Meine Gründe sind private, ich kann sie nicht sagen.“

Gordon: „Sie müssen sie mir sagen.“

Emin: „Ich möchte lieber nicht, aber wenn Sie befehlen, thue ich es.“

Gordon: „Also befehle ich.“

Emin: „Obgleich ich Ihnen gern diene und Sie hochachte, möchte ich doch mit Ihren Gefährten nichts zu thun haben. Ich würde mich mit Leuten abzugeben haben, die ich nicht schätzen kann, mit Ihrem arabischen Dolmetsch, der ein verruchter Mensch ist; mit Ihrem griechischen Arzte, der bekanntlich sich mit üblen Dingen abgibt; mit —“

Gordon (ärgerlich): „Sie wagen es, mir dies zu sagen!“

Emin: „Haben Sie mir das nicht befohlen? Als Ihr Sekretär hätte ich beständig Leute auf dem Halse, die mich zur Verwendung meines Einflusses bei Ihnen bestechen würden. Eines Tages würden Sie hören, daß ich die Bestechungen angenommen, und Sie wären der erste, der mich — ungehört, ohne nur ein Wort zu sagen — verdammen würde. Ich kann mich nicht in eine solche Stellung versetzen. Lassen Sie mich anderswo arbeiten.“

Gordon: „Wenn man Ihnen eine Bestechung anböte, könnten Sie mir es nicht sofort sagen?“

Emin: „Wäre das ehrlich in einem Lande, wo es der allgemeine Brauch ist? Ich kann an diesen Leuten hier nicht zum Angeber werden. Lassen Sie mich anderswohin gehen.“

Gordon: „Gut, gehen Sie.“

Darauf also ging Emin; aber obgleich er noch an Gordons Tische speiste, wurde er von diesem doch in einer solchen Weise übersehen und während des ganzen Mahles keines Wortes gewürdigt, daß er schließlich von Gordon eine Erklärung verlangte.

Emin: „Sie sind böse, weil ich mein vollkommenes Recht der Ablehnung ausübe und weil ich Ihnen auf Ihr ausdrückliches Gebot hin die Wahrheit sagte. Entweder geben Sie mir Beschäftigung oder lassen Sie mich nach der Heimat zurückkehren.“

Emin wurde hierauf durch die Missionen nach Uganda und Unyoro beschäftigt und später zum Gouverneur der Aequatorprovinz ernannt.

Von dort bat er Gordon mit Rücksicht auf den elenden Ackerbauzustand um Samen. Gordon antwortete: „Ich sandte Sie als Statthalter, nicht als Gärtner.“

Später erbat sich Emin einen photographischen Apparat, der unbenutzt in Chartum lag.

„Ich sandte Sie als Statthalter, nicht als Photographen,“ lautete die Antwort.

Wenn nicht von Gordon, so ist doch ähnliches von der Regierung Emin begegnet. — —

* * *

Wenn ein Arzt zum Forschungsreisenden wird, so wird er in der Fremde fast immer zum Anthropologen und Ethnographen. Der Mensch war in der Heimat der Gegenstand seiner Studien, der Mensch fesselt ihn auch in der fremden Wildnis, und wer sollte auch besser in der Lage sein, den Eingeborenen zu studieren als der Arzt? Wo ein anderer Forscher unsicher vor den Erscheinungen umhertappt, weiß der Arzt sie zu deuten; er versteht körperliche Anomalien von Rassemerkmalen zu unterscheiden; der Einfluß des Klimas, der Nahrung auf den Menschen ist ihm geläufig, und er, der auch in die Tiefe der menschlichen Leidenschaften und Triebe zu blicken versteht, prüft mit unbefangenen Augen

die Sitten und Gewohnheiten der wilden Völker. Bildet nicht der ethnographische Teil die Glanzseite der großen Ergebnisse der langjährigen Reise des berühmten Nachtigal; brauchen wir erst auf die wertvollen Beiträge hinzuweisen, die Stabsarzt L. Wolf, der uns leider so frühzeitig entrissen wurde, in jüngster Zeit im Kongobecken und im Hinter-



Monbuttuweib.

lande von Togo gesammelt hat? So hat auch Dr. Emin die Anthropologie und Ethnographie in hohem Maße bereichert.

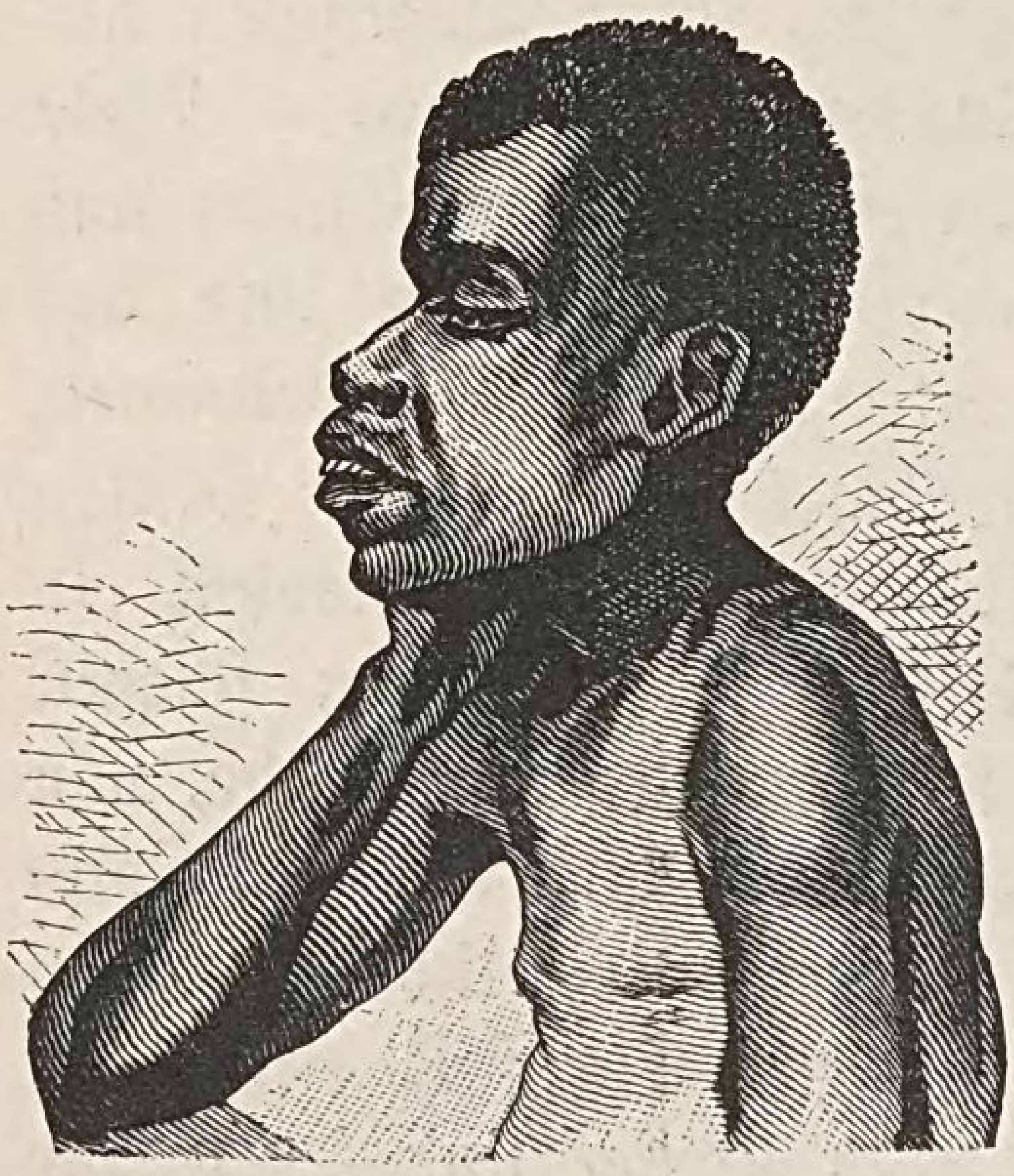
Vor seiner Hütte tanzt bei Fackelschein und Trommelklang die nackte Negerschar. Emin erblickt in diesem Tanze nicht nur die Nachahmungen des tierischen Lebens in der Natur. Er beobachtet, daß Frauen mit Kindern, ganz besonders aber kleine Kinder von 4—5 Jahren, die unermüdlichsten Tänzer sind, und als er das ursprüngliche Ver-

gnügen, das sich in all den blitzenden Augen und funkelnden Zahnreihen spiegelt, bemerkt, da findet er, daß es vielleicht gerade diese dauernde und stets wiederholte Gymnastik ist, welche den Negerkörper so heil zur Entwicklung bringt und Verkrüppelungen ausschließt. Freilich ist es eine Gymnastik im Freien, ohne den Staub des Tanzsaals und das beengende, die Tänzerin mit Herzschlag bedrohende Korsett!

Wir kennen die bunte Völkerkarte der Provinz Emins und der angrenzenden Länder, jenes Gebietes, in welchem helle und dunkelgefärbte Stämme mit ihren Wohnsitzen aneinanderstoßen und sich miteinander vermischen. Viele Forscher haben sie bereits beschrieben, photographiert und gemessen, aber es gibt noch so viel zu ergänzen und das innere Leben der Stämme bietet noch so viel Geheimes, Interessantes — und es gibt noch Neues zu entdecken. Mitten unter den Dinka in dem Distrikte von Rumbehk wohnt ein eigenartiges Volk, das eine Pariakaste zu bilden scheint. Es sind die Derr, Leute von sehr dunkler Hautfarbe, von mittelgroßer, gedrungener Gestalt, die das trockene Land zwischen den Kitsch und Elliab durchziehen, teilweise sich zu diesen, teilweise zu den Atót halten. Sie sind ein besitzloses Jägervolk ohne feste Sitze und Dörfer und leben nur von dem Erlös ihrer Jagden, arbeiten zuweilen auch als Schmiede bei den obengenannten Stämmen, deren Dörfer und Hütten sie sonst nicht betreten dürfen. So sonderbar ihre Stellung, so eigentümlich scheinen ihre Prozeduren. Wie die Skorpionen und Schlangen aller trockenen Landstriche größer und giftiger sind als die der feuchten Niederungen, mit alleiniger Ausnahme der Pythone, so sollen auch in dem von den Derr durchzogenen Landstriche äußerst giftige Schlangen existieren, und zwar von rotbrauner Farbe und etwa 1 Meter Länge, deren man sich durch gewisse Praktiken zu bemächtigen weiß. Ein Wassertümpel wird alsdann mit starkem Dornverhau umgeben und dem Wilde, das zur Tränke kommt, nur eine schmale Gasse offen gelassen, in deren Ausmündung am Wasser vorn die Schlange mit durchbohrtem Schwanze so befestigt, daß das Wild sie passieren muß und

natürlich gebissen wird. Man verschafft sich in dieser Weise oft 2—3 Antilopen an einem Tage, deren Fleisch einerseits zur Nahrung der Jäger, andererseits mit den Fellen zusammen zum Erkaufen von Frauen dient.

Noch ein anderes und noch viel interessanteres Jägervolk hält sich in jenen Gebieten, wenn auch vereinzelt, auf. In Monbuttu hatte Schweinfurth die Pygmäen der alten klassischen Schriftsteller wieder entdeckt. An den Höfen der Fürsten, wie Munsa u. a., hielten sich Zwerge auf, keine Krüppelgestalten wie der Zwerg Kimenya am Hofe Kamrasis, sondern Leute einer kleinen Rasse, bei der erwachsene Männer die Größe unserer 14jährigen Knaben erreichen. Schon Schweinfurth vermutete in diesen boshaften Gesellen, die vornehmlich von der Jagd leben, wahre Waldkobolde sind, Verwandte der Buschmänner in Südafrika. In Monbuttu nennt man sie Akka, und wußte, bevor Stanley mit den Zwergen auf seiner letzten Expedition zu kämpfen hatte, daß ihre eigentlichen Wohnsitze in den düsteren Wäldern zwischen dem Uelle und Kongo lagen. Seit jener Zeit ist man in Waldgebieten diesen Zwergen noch an vielen anderen Orten begegnet. Sie sind im ganzen Kongobecken eingestreut; ein Zwergvolk fand man im Hinterlande von Kamerun und in Aschanti in Westafrika. Die Vermutung Schweinfurths hat sich bestätigt, ja noch mehr: alle Thatsachen, die bekannt geworden sind, sprechen dafür, daß wir in diesem Zwergvolk die Reste der Ureinwohner Afrikas vor uns haben. Unvermutet tauchen diese Zwerggestalten vor dem Reisenden in vielen Gebieten auf, und so erging es auch Emin. Als er am Nil an der von Gordon etablierten Drahtseilfähre von Bedden saß, also an einer viel begangenen Straße sich be-



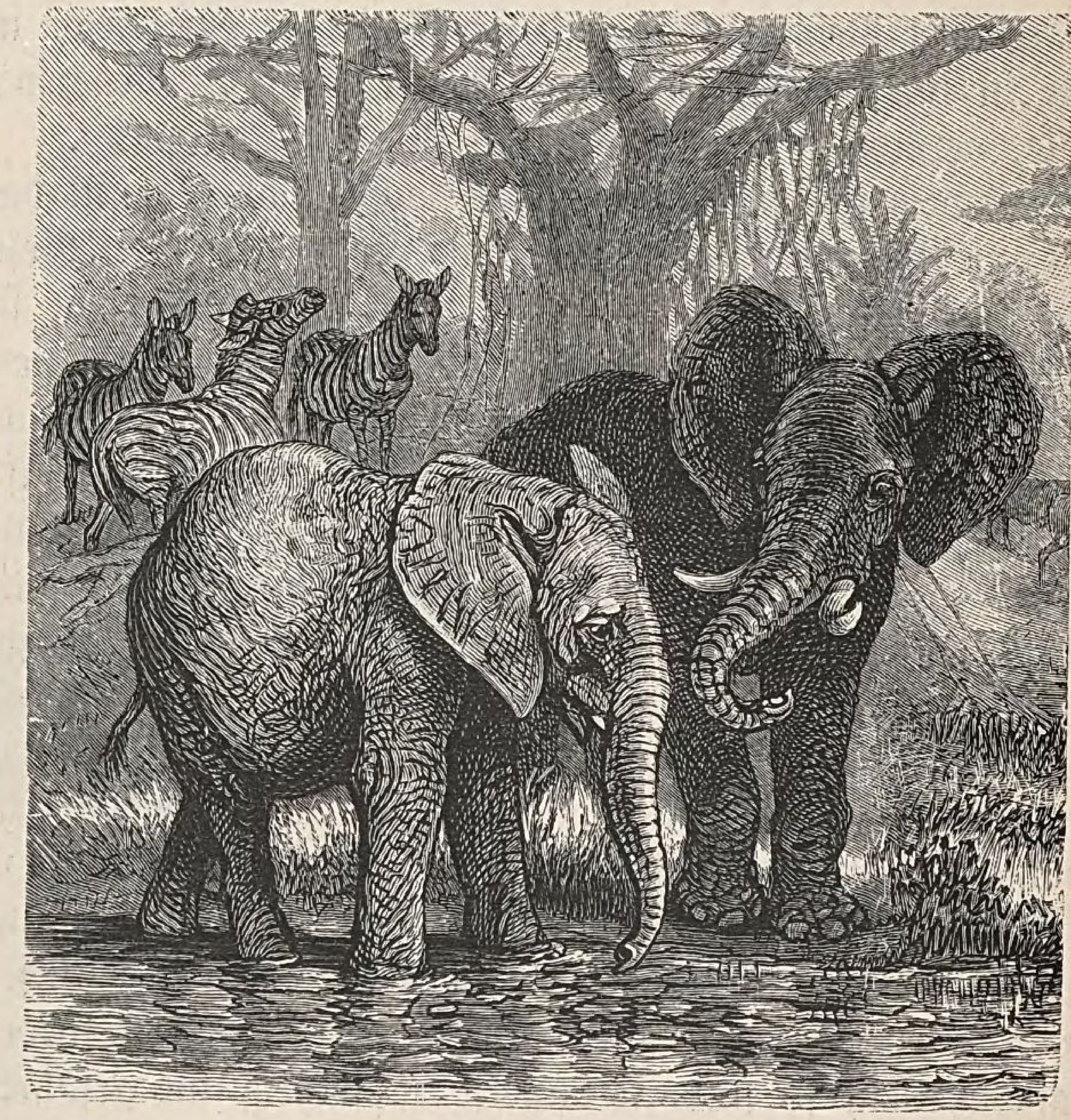
Akka.

fand, erzählte ihm der Chef des Ortes von der Existenz einer Zwergrasse, die in Berghöhlen im Westen von Bedden leben soll. Die kleinen Leute von ca. 1 Meter Höhe, von brauner Hautfarbe, sind von den Negern sehr gefürchtet. Sie sollen sehr kleine Pfeile schießen, die stark vergiftet und sehr schwer zu extrahieren sind, sich von Termiten und Wurzeln nähren, aber auch ein Schaf oder eine Ziege nicht verschmähen. Ob ihrer großen Behendigkeit sind sie schwer zu erreichen, und da sie in ihren Höhlen hausen, kümmern sich die Neger nicht um sie, vermeiden jedoch, sich den Bergen zu nähern.

Auf dem uns bekannten Wege nach Rumbehk trifft dann Emin mit Monbuttu zusammen und findet in deren Gesellschaft auch einige Akka. Nach seinen Erkundigungen sind die Akka ein reines Jägervolk ohne feste Wohnsitze, ziehen vielmehr in Gebiete verschiedener Stämme des Monbuttu- und Amadilandes herum. Findet sich eine ihrer Gesellschaften in der Nähe der Niederlassungen eines Chefs ein, so erbauen sie ganz kleine Hütten, in welchen die Verheirateten wohnen, während die Ledigen sich mit bloßen Sonnendächern begnügen; gewöhnlich etablieren sie sich in Distrikten, welche die Ränder der Wasserläufe einfassen und die ihnen gute Jagdbeute, aber auch sichere Verstecke liefern. Den betreffenden Chefs liegt die Verpflichtung ob, den Akka Cerealien, Knollen und was sonst zu ihrem Unterhalt nötig, zu liefern; sie empfangen von diesen als Gegengabe Felle, Federn, Schwänze u. s. w. der von ihnen erlegten Tiere. Sollte ihnen, was sie fordern, versagt werden, so sind sie äußerst rachsüchtig und gefährlich.

Da wir schon einmal bei Jägervölkern angelangt sind, so wollen wir mit Emin nach dem Osten vom Obernil aufbrechen und Sseribet-es-Ssajadin, das „Stationsdorf der Jäger“, besuchen. Durch ein schönes Parkland, quer über den brausenden Chor Ginetti gelangen wir zu der kleinen von nur 20 Mann besetzten Station, die von den Eingeborenen Okella genannt wird, der ersten im Lattukalande. Schon die Landschaftsscenerie ist hier eigenartig. Der Chor Ginetti hat auch in der Trockenzeit Wasser, was auf Quellen deutet, die wohl in den Obbobergen zu suchen sind. Es ist

ein wilder Strom, der über Katarakten dahinbraust und oft in wenigen Stunden so stark anschwillt, daß dann für ganze Tage die Passage unmöglich wird. Nach Norden hin verliert er sich in weiten Sümpfen, die wohl bis zu dem Giraffenarm des Nils, zum Bahr-el-Seraf, reichen und Zufluchtsorte für Elefanten bilden, in denen sie von den Jägern



Elefanten und Zebra.

nur zur trockenen Jahreszeit belästigt werden. Das Land ist dicht bewaldet, und zwar herrscht hier der lichte afrikanische Wald vor. Elefanten, Büffel, Giraffen und Zebras, Wildschweine, Tausende von Antilopen treiben sich hier umher, und das Stationsdorf der Jäger ist von vielen Fallgruben umgeben, auf die man bei Ausflügen zu achten hat.

Unmittelbar neben der Station liegt das eigentliche Negerdorf Okella — eine uralte Ansiedelung muß es sein,

das merkt man an der Umzäunung, welche im Laufe der Zeiten wundersame Wandlungen durchgemacht hat. Wo einst die Umzäunung, die Palissaden, standen, erhebt sich jetzt ein Gewirr von Büschen, Dornsträuchern, Unterholz und Hochbäumen, ein Waldgürtel, der außer an den künstlich erhaltenen Eingängen undurchdringlich ist. So ist Okella eine Waldfeste im vollsten Sinne des Wortes und der grüne Wall an einigen Stellen mehr als 1 Kilometer breit! Inmitten dieses Waldgürtels liegt auf einem großen freien Platze das Dorf, welches zur Zeit der Anwesenheit Emins, da der Chef Tschulong in einer Fehde erschlagen worden war, von dessen Frau regiert wurde.

Die Gegend ist ein Jägerparadies; aber außer den oben erwähnten hausen hier auch Raubtiere: Löwen, Leoparden, Jagdleoparden, kleinere Katzen, Hyänen sind so alltägliche Erscheinungen, daß man sie bald übersehen lernt. Gefürchtet sind nur die Leoparden, die häufig genug Menschen anfallen, während die Löwen, obgleich zu zwei und drei im Gebüsch liegend, dies nie thun. Emin berichtet darüber ganz merkwürdige Dinge: „Die Löwen stehen, wie die Neger erzählen, unter der Botmäßigkeit eines hiesigen Chefs, Lottor genannt, eines äußerst einfachen gutmütigen Mannes, der stets zwei derselben in seinem Hause gezähmt hält (Thatsache!), und solange er hin und wieder Geschenke an Korn und Ziegen erhält, den Löwen nicht erlaubt, sich unnütz zu machen. Die Löwen sind übrigens hier, vielleicht weil sie überreiche Nahrung finden, wirklich gutmütig; daß man sie jedoch respektiert, beweist der Umstand, daß, als einer in der Fallgrube sich gefangen, man schnell den erwähnten Chef brachte und dieser durch Einschieben gefällter Baumstämme dem Löwen es ermöglichte, die Grube zu verlassen, und nachdem er uns anerkennend angebrüllt, unverletzt seines Weges zu gehen.“

Etwa 1½ Stunden nordwestlich liegt ein ausgedehnter Wald von Borassuspalmen, in welchem, wenn das Korn selten ist, Weiber und Kinder Früchte sammeln. Die benachbarten Dörfer haben sich jedoch entschließen müssen, den

Sammlern Wächter beizugeben, da Elefanten, namentlich aber Paviane den Wald den Menschen streitig machen und letztere oft Frauen und Kinder angreifen.

„Für den Sammler," schreibt Emin, „ist gerade Okella ein gelobtes Land. Die obenerwähnte Waldumzäunung des Negerdorfes ist eine Fundgrube für allerlei Schätze und eine halbstündige Rast unter einem hohen Baume ein unvergeßlicher Genuß. Durch das dunkle Laub leuchtet der weiße Rückenbehang und die weiße Schwanzquaste von Colobus Guereza, der in kleinen Familien, von weißbärtigen alten Männchen geführt, sich den Fremdling furchtlos besieht. Dicht daneben gibt eine dunkle Paviansmutter ihrem Sprößling derbe Lektionen in guter Lebensart, die ihm seinem Geheul nach nicht bequem ist; mannsgroße, fuchsrote Paviane mit weißer Unterseite jagen sich von Wipfel zu Wipfel und bellen und kläffen wie heisere Hunde. Durch das dichte Gebüsch huscht, mir völlig unbekannt, ein kleiner mausgrauer Affe mit schwarzem Gesicht, während zwei Arten von Funambulus an den langen Ranken auf und nieder rennen und auf der Erde der zierliche Xerus leucumbrinus sein Wesen treibt. Kleine Katzen, Ichneumons, Ratten und Mäuse scheinen dort ebenfalls bequeme Unterkunft gefunden zu haben, wie auch andere, der Beschreibung nach ganz unbekannte Formen besonders nachts dort auftauchen sollen.

„Weit reicher und auffallender ist die Vogelwelt. — —

„Aber nicht allein im Gebüsch, auch im offenen, nur mit Gesträuch bestandenen Lande, auf den weiten Lichtungen und Sandflächen entfaltet sich reiches Tierleben. Der Boden ist mit Gehäusen von Achatina zebra bestreut; kleine Eidechsen und Schlangen verschiedener Art,; unter ihnen auch die seltenen Typhlops, huschen über den Sand hin; größere Schlangen fauchen ganz erschrecklich, ehe sie sich zurückziehen. Vom Chorrande schallt das Konzert klappernder Frösche herüber; auf seinen Sandinseln liegen lange, mächtige Krokodile von beinahe schwarzer Farbe, den in der Nähe badenden Kindern zuschauend. Herden von Leukotisantilopen weiden das noch junge Gras ab; aus Höhlen im Boden kommen

mächtige Wildschweine hervor, gar nicht zu verachtende Gegner, da sie von ihren enormen Hauern recht guten Gebrauch zu machen wissen, und geht man tiefer ins Gebüsch hinein, so sieht man bald genug die zierliche Gestalt eines Geparden mit aufwärts gerolltem, langem Schwanze sich abstehlen, oder ein lautes Knurren verrät, daß unsere Nähe einem Leoparden nicht erwünscht sei. Löwen sind garadezu gemein."

Doch genug dieser Beispiele. So ziehen in den Reiseberichten Emins fesselnde Bilder an unseren Augen vorüber, bunt und wechselreich wie in einem Kaleidoskop. Aus allen diesen Schilderungen leuchtet aber das Bestreben hervor, der Wissenschaft zu nützen, und überall nimmt man die Herzenswärme wahr, mit welcher Emin auf seine schwarzen Völker hinabblickte. Unsere Zeit hat eine Reihe ausgezeichneter Afrikaforscher hervorgebracht, welche, unbekümmert um die ihnen drohenden Gefahren, durch reißende Ströme, düstere Urwälder, sonnverbrannte Steppen gezogen sind, sie hat auch nach dem dunklen Weltteil Männer entsandt, die redlich für die Erschließung derselben wirkten — aber keiner von ihnen hat so zu wirken verstanden, wie es Emin gethan.

Er ist in seinem zivilisatorischen Berufe aufgegangen, er hat auf Vorteil und Ruhm verzichtet und nur das Glück seiner Untergebenen als Lebensziel gehabt. Wie so viele edle Menschen hat auch er zunächst darunter zu leiden gehabt, daß man ihn zur richtigen Zeit nicht anerkannte und ihm endlich Hilfe brachte, als es bereits zu — spät war.

Emin und die Mahdisten.

Im Sommer des Jahres 1882 reiste Emin in Staatsgeschäften nach Chartum. In Kordofan sah es damals schon trübe aus, aber man unterschätzte noch allgemein den „famosen Fakih", wie man den Mahdi nannte. Emin wies zwar besorgt darauf hin, daß diese Bewegung nicht nur religiöser Natur sei, sondern auch schwere politische Gefahren mit sich bringe; aber er stand mit seiner Behauptung vereinzelt, im Sudan und in Aegypten glaubte man sich besser

unterrichtet und auch europäische Politiker in englischen Blättern erklärten Emin als einen Schwarzseher.

Gegen die Rebellen war gerade eine Armee unter Yussuf-Pascha ausgesandt, man hoffte gewiß auf einen glänzenden Sieg und so beschäftigte man sich mit Plänen über weitere Organisation der Provinzen, Verbesserung der Verwaltung u. s. w. Emin selbst war mit dem, was er in Chartum für seine Provinz erreichte, zufrieden. Auf dem Dampfer Ismailia, den ihm der damalige Gouverneur Abd-el-Kader-Pascha zur Verfügung stellte, fuhr er stromaufwärts — Beobachtungen über die Tier- und Pflanzenwelt anstellend. Da überraschte ihn in Faschoda in beinahe überwältigender Weise die Nachricht von der totalen Vernichtung der Armee Yussuf-Paschas: es hieß, von 5000 Mann hätten sich kaum 20 zu retten vermocht. „Völlige Unfähigkeit des Führers, der den Rat erprobter, unter seine Befehle gestellter Offiziere zurückwies, eine an Wahnsinn grenzende Sorglosigkeit und Achtlosigkeit, der unentbehrliche Biertopf und die Verwendung der Lasttiere für den Transport von Waren und öffentlichen Dirnen aus Faschoda, statt den halbverdursteten Soldaten Wasser auf ihnen zuzuführen — das waren die Hauptmomente, welche die Katastrophe herbeigeführt. Die Stadt, in welcher nur wenig Soldaten geblieben, war der größten Gefahr ausgesetzt.“ Aber Aegypten konnte ja noch andere Armeen aufstellen; und so ging Emin daran, die Station Sobat, die seiner Provinz zugeteilt worden war, zu organisieren und von ihr ab längs dem Nil noch kleinere Stationen anzulegen. Bis jetzt war nämlich der Nil die Poststraße. Leider aber verkehrten die Dampfer sehr unregelmäßig und oft wurde die Verbindung zwischen der Aequatorprovinz und Chartum durch die Grasbarren gänzlich unterbrochen. Im Jahre 1878 brachte z. B. der Dampfer Ssafia ein wenig Ware nach Lado; dann war der Fluß geschlossen und erst am 3. April 1880 erschien der Dampfer Bordein, aber ohne Waren. Es erfolgten dann Warensendungen: am 5. August 1880, 14. Januar, 29. Januar, 4. Juli, 18. Dezember 1881. In dem darauffolgenden

Jahre kam nur der Dampfer Ismailia, auf dem sich gerade Emin befand, nach Lado, und erst am 16. März 1883 erschien wieder ein Dampfer in Lado — überhaupt der letzte, der Emin etwas Waren zuführte. Durch die Vermehrung der Stationen beabsichtigte Emin, sich wenigstens für Briefe eine Poststraße über Land nach Chartum zu sichern. Nach einer langen Fahrt durch die monotone traurige Sumpfstrecke erreichte er endlich die kleine Station Schamba und fühlte sich wieder auf „heimischem Boden“ unter den Negern. Die Nachrichten, die man hier vom Bahr-el-Ghasal erhielt, waren gleichfalls trübe, an den Nordgrenzen der Provinz Luptons erhoben sich die Risegat und die Baggara, von den Sendboten des Mahdi aufgereizt, und bereiteten dem Gouverneur vielfache Schwierigkeiten. Nur die fernste Provinz Aegyptens, Hatt-el-Estiva, erfreute sich anscheinend vollkommener Ruhe.

Schon der Anblick der Station Bor war ein erfreulicher. Emin hatte die Danagla aus ihrem früheren Bollwerke ausgetrieben und damit das Sklavenmachen und Sklavenverkaufen unmöglich gemacht. Die Neger, die mit der Besatzung in Frieden lebten, fühlten sich wieder als Menschen. Früher hatten sie sich auf die vielen Strominseln geflüchtet, um hier fern von ihren Bedrückern ein elendes, aber freies Dasein zu führen. Emin hatte die Vieh- und Menschenrazzien unterdrückt und der Bevölkerung nur Kornabgaben auferlegt. Sie waren wieder gekommen und hatten große Strecken früher brachliegenden Landes bebaut. Wie zufrieden schaute er nach dem westlichen Ufer; eine ununterbrochene Reihe von Hütten und Dörfern erstreckte sich hier bis zur Station Lado; überall waren neue Weiler, neue Pflanzungen entstanden, und die Einnahmen der Regierung, ohne daß man zu Gewaltmitteln griff, auf das Doppelte gestiegen.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, so tanzen die Mäuse; den Mäusen in den Regierungsseriben von Lado waren die Kühe der Neger zu verlockend, und da der strenge Gouverneur nicht da war, so hatten die Herren Beamten einige Razzias

unternommen. Aber die Neger hatten hier gelernt, sich nicht um nichts maltraitieren zu lassen und die meisten der Räuber hatten ihr Vorhaben mit dem Leben büßen müssen. Der Gouverneur freute sich im stillen über die Lektion, die seine Unterthanen seinen Beamten erteilt hatten — und freute sich noch mehr, als auch aus allen anderen Gebieten Nachrichten einliefen, die von dem tiefsten Frieden zeugten.

Die Wolken aber, die im Norden sich gezeigt hatten, stiegen auch in diesem Teile des Sudan drohend auf. Unabwendbar nahte der Sturm, der die friedliche Kulturarbeit vernichten sollte.

Von Chartum kam nach dem Bahr-el-Ghasal Befehl, Truppen zu stellen. „Der Generalgouverneur sammelt Soldaten aus allen Teilen,“ schrieb Lupton-Bey. „Ich erhielt Befehl, 7000 Basinger nach Faschoda zu schicken, und fand dies harte Arbeit.“ Wir haben bereits im ersten Bande von den traurigen Folgen, welche diese Massenaushebung nach sich zog, berichtet. Die Dinka erhoben sich gegen die Regierung und wurden dabei von den Anhängern des Mahdi unterstützt. Am 6. Dezember 1882 schrieb bereits Lupton: „Ich war gezwungen, die meisten meiner Hoterie und Basinger von den außenliegenden Stationen zurückzuziehen, da ich alle meine Leute brauche, um den Rebellen zu begegnen, welche sehr zahlreich und gut bewaffnet sind.“ Und ein Vierteljahr später: „Alles, was ich thun kann, ist, die Araber und Dinka zu verhindern, uns alle miteinander niederzumachen.“

Lupton wehrte sich so gut er konnte und gewann nach und nach Oberhand über die aufständischen Neger.

Um jene Zeit befand sich Emin im Monbuttuland. Die Bevölkerung von Makraka war seit jeher mit Transporten von Getreide und Elfenbein überbürdet; daraus entstanden oft Klagen und Emin wollte Abhilfe schaffen und den Kibali auf seine Verwendbarkeit zur Schiffahrt untersuchen. Unterwegs aber erhielt er die Nachricht, daß eine ganze Anzahl von Sandéhchefs entschlossen seien, sich der Autorität der Regierung zu entziehen. Sie hatten von den Unruhen im

Bahr-el-Ghasal gehört und wollten, wie Emin bemerkt, „uns ein wenig Komödie spielen“.

Diese Chefs waren nun nicht echte Fürsten, die von „königlichen“ Familien abstammten, sondern gewesene Dragomane oder Gewehrträger, die sich, gestützt auf einige bewaffnete Sklaven oder Soldaten, an Flußübergängen oder an Straßen festsetzten und, nachdem sie die rechtmäßigen Fürsten verjagt, sich als echte Raubritter in deren Dörfern etablierten. Einer dieser Herren, der über 35 Gewehre verfügte, terrorisierte das Land, betrieb systematisch Frauenraub und hielt sogar kurz vor Emins Ankunft einen von Monbuttu nach Makraka reisenden Offizier 14 Tage gefangen und beraubte andere Reisende ihrer Waffen und Dienerinnen.



Monbuttukrieger.

Emin begab sich darum nach der Ortschaft Mundu und ließ die Chefs vor sich laden. Natürlich war die Vorladung fruchtlos, die Raubritter erschienen nicht und wähnten sich sicher, da sie wußten, daß Emin nur einige wenige Soldaten in seiner Begleitung hatte. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Des Nachts brach nämlich Emin mit zehn Mann auf und ging nach dem Dorfe des am nächsten Wohnenden. Ehe noch die Leute Zeit hatten, zu ihren Gewehren zu greifen, war der „Chef“ gefangen genommen. Dann wurden etwa 20 Gewehre konfisziert. Den „Soldaten“ des Chefs geschah weiter kein Leid, der Häuptling aber wurde sofort nach Osten gesandt, wo er in Verbannung nachdenken konnte, ob mit Feuer zu spielen geraten sei. Die Negerhäuptlinge wurden dann

zusammenberufen und sie wählten sich einen neuen Chef, den Emin bestätigte. Dann marschierte Emin eiligst südwestlich, um den Besitzer der 35 Gewehre zu fangen. Dieser aber war klüger und blieb verschwunden; seine Gewehre jedoch fielen in Emins Hände, so daß er unschädlich gemacht wurde. Dann wurden mehr als 40 Sandéhchefs zusammenberufen und in der Versammlung der rechtmäßige Erbe des Landes wieder eingesetzt. Wenn schon dieses Vorgehen einen günstigen Eindruck auf die Eingeborenen machte, so waren sie völlig erstaunt, als die Gerechtigkeit noch so weit ging, daß selbst die von jenem Ritter zusammengeraubten Frauen ihren Angehörigen zurückgestellt wurden.


Ein Gehöft der Dinka.

So suchte der Gouverneur in dem fernen von den Danagla in Zerrüttung versetzten Lande Ordnung zu stiften, so wußte er, ohne diplomatische Noten zu schreiben, den Sudan zu sudanisieren, den Negern die Selbstverwaltung unter der Aufsicht der Regierung zu sichern. Er fand auch dabei Zeit, sich mit Fragen der Wissenschaft zu beschäftigen, Material zu einer Völkerkarte des Gebietes zusammenzutragen und schrieb an dem Rande eines jener prächtigen Galeriewälder seine so fesselnden Briefe aus dem Monbuttulande an Georg Schweinfurth.

Aber mitten in dieser friedlichen Thätigkeit erhielt er schlimme Botschaften aus dem Norden. Er hatte, als der Dinkaaufstand ausbrach, nach den Stationen Ajak und Rumbehk Verstärkungen gesandt. Nun erfuhr er, daß der Aufstand, der bis jetzt auf das Bahr-el-Ghasalgebiet beschränkt war, auch nach der Aequatorprovinz hinübergriff. Die Dinka

hatten die Station Rumbehk im tiefsten Frieden überfallen, die ganze Garnison und Bewohnerschaft niedergemacht, Waffen, Munition und Vorräte erbeutet. Das war der erste Schlag, der Hatt-el-Estiwa traf. Der Gouverneur ging in Eilmärschen nach Norden, um mit den Truppen, die in Makraka konzentriert wurden, die Wiedereroberung von Rumbehk und die Züchtigung der Aufständischen zu versuchen.

Bis ans Ende des Jahres tobte der Krieg gegen die Dinka. Zeitweilig waren die Verbindungen mit Bahr-el-Ghasal gänzlich unterbrochen. Emin war wieder in seiner Hauptstadt Lado eingetroffen. Die Vorräte waren erschöpft und er wartete auf die Ankunft des Chartumer Dampfers, der spätestens im August ankommen sollte. Aber auch der Oktober ging zu Ende und der Dampfer ließ sich nicht blicken! In Lado hatte sich auch ein Mißgeschick ereignet, das Böseste, wie Emin selbst berichtete! Der infolge der ungewöhnlich starken Regen ausgetretene Fluß hatte den schönen Garten völlig vernichtet. „Meine so sorgsam gehüteten Bambuspflanzungen, die schönen Rosen sind dahin, sogar der Reis ist ertrunken!“ klagt er in seinen Briefen.

Endlich, endlich kommt die Nachricht von einem Dampfer, aber dieser war für den Bahr-el-Ghasal bestimmt und hatte nur bei der Meschra-el-Rek angelegt. Lupton berichtete darüber Emin und sandte ihm einige Neuigkeiten von Chartum — dort war schon wieder ein Gouverneurswechsel eingetreten. Mit dem Dampfer war auch ein europäischer Reisender eingetroffen; er wollte trotz aller Warnungen mit einigen wenigen Soldaten den Weg nach Djur-Gattas durch das aufständische Gebiet erzwingen; aber er mehrte nur die Opfer des Sudans; am zweiten Marschtage wurde er von den Dinka überfallen und erschlagen: es war Johann Maria Schuwer, der sich mit dem Gedanken trug, bis an den Kongo vorzudringen. Traurige Nachrichten kamen aus Kordofan. Der Mahdi hatte das ausgehungerte El-Obeid eingenommen; im Bahr-el-Ghasal sah es schlimm aus und Lupton berichtete, daß die Danagla mit den Mahdisten konspirierten und zum Angriff auf Dem Siber sich rüsteten. Auch unter den

Negern in Hatt-el-Estiwa, namentlich unter den Bari, begann es zu gären. Ein alter Feind der Regierung schon seit Bakers Zeiten, Chef Loron, den Emin vergeblich zu versöhnen gesucht hatte, war die Seele aller Umtriebe und forderte die anderen Häuptlinge zum Angriff gegen Lado auf. Da das Gros der Eminschen Truppen sich im Dinkalande befand, so war die Lage gefährdet, aber glücklicherweise kam es nicht zu Feindseligkeiten.

In dieser Abgeschiedenheit von der zivilisierten Welt feierte Emin besondere Festtage. Ein Festtag war für ihn da, wenn er Briefe von den wenigen Europäern erhielt, die mit ihm im Herzen von Afrika weilten. Außer Lupton waren es noch zwei Reisende, der Deutsche Dr. Wilhelm Junker und der Italiener Hauptmann Casati. Dr. Junker weilte fern im Westen, er hatte aber seine Studien am Uelle-Makua beendet und rüstete sich als glücklicher Entdecker zur Heimkehr. Er wollte über Meschra-el-Rek sich nach Chartum einschiffen. In der fernen Wildnis konnte er nicht wissen, wie es mit dieser Reiseroute beschaffen war, die nach Luptons Aussage nur mit Bedeckung von einigen hundert Mann zu erzwingen war. „Er ist ein warmherziger, braver Mensch,“ schrieb Emin unterm 11. Dezember 1883. „Ganz merkwürdig aber klingt es, wenn er mich auffordert, in meinen Briefen nach Europa zu erwähnen, daß er gesund sei und an die Heimreise denke. Was der für Ansichten hat über die graziöse Behandlung, die uns seitens unseres Gouvernements in Chartum zu teil wird — man verwöhnt uns beinahe, so häufig sendet man Dampfboote. Am 14. April ist der Dampfer von hier abgegangen und heute schreiben wir den 11. Dezember. Es könnte mir ziemlich gleichgültig sein, ob ich Verbindungen mit Chartum habe oder nicht, denn ich habe längst gelernt, meine Bedürfnisse meiner Lage anzupassen. Geistige Getränke existieren für mich kaum, und den Kaffee, den ich nicht entbehren mag, kann ich mir von Süden verschaffen. Es ist die Zeitvertrödelung, welche mich so ärgert.“

Emin beeilte sich, Dr. Junker von dem Marsch nach

Bahr-el-Ghasal abzuraten und dasselbe that auch Lupton, indem er dem Reisenden empfahl, lieber nach der ruhigeren Aequatorprovinz zu ziehen. Die Briefe erreichten ihn rechtzeitig und so konnte Emin am 23. Januar 1884 „Freund Junker“ willkommen heißen, konnte sich mit ihm „ausplaudern“, während sie die Ankunft des Dampfers abwarteten.

Von Lupton kam die frohe Nachricht, daß er die Dinka gründlich geschlagen habe; ebenso züchtigte Emins Offizier Ibrahim-Aga die Agar und baute Rumbehk wieder auf. Die lange Kette der Stationen ließ sich aber mit den geringen Kräften kaum halten, und so sah sich Emin gezwungen, eine Reihe derselben aufzugeben und seine Macht mehr an der Nillinie zu konzentrieren, obwohl auch hier im Norden Schambe gefallen war und von dem blühenden Vor keine Nachricht kam.

In diesen schleppenden unsicheren Gang der Regierungsgeschäfte brachte der 27. Mai eine Wendung. An ihm traf die Unglückspost aus Bahr-el-Ghasal ein, daß diese Provinz, wie wir dies im ersten Bande geschildert haben, in die Hände der Mahdisten gefallen war, und gleichzeitig wurde Emin von dem Emir Keremallah, dem „General“ der Mahdisten, aufgefordert, auch seine Provinz zu übergeben.

Die Lage des Gouverneurs war eine verzweifelte. Er war nicht mit einem unserer europäischen Generale zu vergleichen, der seine Befehle zu geben hat und sicher erwarten kann, daß dieselben blind befolgt werden. Emin hatte eine bunt zusammengewürfelte Truppenmacht unter sich, in der sich unsichere Elemente befanden; er konnte leicht, wenn er sich zum Widerstand rüstete, von seinen Offizieren im Stich gelassen und an Keremallah ausgeliefert werden, wie dies mit Lupton geschehen war. Die Verbindungen mit Aegypten waren aufgehoben, an Verstärkungen war in der nächsten Zeit nicht zu denken. In dieser schwierigen Lage glaubte Emin, die Entscheidung den ihm untergebenen Leuten anheimstellen zu müssen und berief einen Kriegs- und Staatsrat, welcher über die Keremallah zu gebende Antwort beraten sollte. In diesem Augenblicke hatte er sich gewiß

eines Teils seines Ansehens und seiner Macht begeben, das ist wahr; und dieser Präcedenzfall führte dahin, daß Emin auch später bei wichtigen Anlässen seine Handlungen von der Entscheidung des Offizierrates abhängig machen mußte, daß er, wie Stanley sich ausdrückt, seine Leute „bitten“ mußte, wenn er etwas Wichtigeres unternehmen wollte. Und doch war der Weg, den Emin einschlug, der einzig richtige. Konnte er, da Kordofan, Darfor und Bahr-el-Ghasal gefallen waren, da die Kunde von der furchtbaren Niederlage Hicks-Paschas sich überall verbreitete, von seinen wenigen Soldaten verlangen, daß sie mit ihm einem sicheren Untergang entgegen gingen? „Denken Sie sich meine Lage,“ schrieb er. „Seit 14 Monaten ohne Nachrichten und Kommunikationen von und mit Chartum, die Magazine völlig leer von Stoffen, Seife, Kaffee u. s. w., trotz meiner eindringlichen und wiederholten Briefe um Sendung von ein paar hundert Remingtongewehren und genügender Munition ohne solche gelassen; ganz Makraka, Rohl, ein Teil von Monbuttu voller bewaffneter Danagla, in Lado selbst eine Rotte Trunkenbolde und Spieler, größtenteils Landsleute der Rebellen — die Schrecken meines Divan! Die Aussichten waren nicht brillant. Zudem waren meine Soldaten, an und für sich wenig, über ein weites Gebiet zerstreut und ihre Zurückziehung nur mit größter Vorsicht zu bewerkstelligen.“

Sofort wurden also die drei Offiziere der Station, der Kadi, Schullehrer, und die Departementsschreiber zusammenberufen und ihnen die Briefe Keremallahs vorgelesen. In Anbetracht der Hiobsposten aus den übrigen Gebieten und der Versicherung Luptons in seinen Briefen, daß bei der Uebergabe seiner Provinz Ausschreitungen nicht vorgekommen seien, lautete die Antwort des Rates auf Unterwerfung. Es wurde sofort ein dahin lautender Brief abgefaßt und dann eine Gesandtschaft an Keremallah gewählt. Die Wahl fiel auf Emin, den Kadi, den Schullehrer und einige andere — ja die Leute drängten sich förmlich dazu, um als die ersten Neubekehrten die Gunst des Siegers zu gewinnen.

In dem ersten Augenblick der Bestürzung traf auch

Emin wirklich Vorbereitungen zur Abreise und ließ sein in Makraka befindliches Maultier nach der Station Amadi bringen, um es von dort reiten zu können. Andererseits war es ihm auch klar, daß sein Fortgehen der Anarchie Thür und Thor öffnen mußte, und diese Sorge um seine Provinz ließ ihn besonnener urteilen. Am 1. Juni brach in der Seriba ein Brand aus, welcher die Häuser, in denen die koptischen Schreiber wohnten, zerstörte. Als Emin einen mohammedanischen Schreiber, der müßig zuschaute, fragte, warum er nicht mit retten helfe, antwortete dieser: „Das sind ja Christen, lasse nur!" Solche und ähnliche Symptome eines gefährlichen Fanatismus bewogen Emin, im Interesse seiner Untergebenen in der Station zu bleiben. Er berief eine neue Versammlung, in welcher er vorschlug, man sollte an seiner Stelle den Kadi zum Führer der Gesandtschaft wählen. Der Kadi unterstützte den Vorschlag Emins und zugleich wurde die Uebergabe zu einer bedingten gemacht: der status quo sollte in der Provinz aufrecht erhalten bleiben, bis diejenigen, die nach Aegypten gehen wollten, Dampfer hierzu aus Chartum erhielten. Diese Forderung beweist deutlich, daß der Gouverneur und seine Beamten keine Ahnung von der Tragweite der mahdistischen Bewegung und von der Bedeutung der von dem „famosen Fakih" bereits erkämpften Siege hatten.

Emin brauchte indessen nicht zu bedauern, daß er die Keremallah-Mission allein nach Bahr-el-Ghasal ziehen ließ; denn nach und nach kamen bestimmtere Nachrichten über die Vorgänge, die sich bei der Uebergabe Luptons abspielten. Einige von Luptons Soldaten, die sich durch die Flucht nach der Aequatorprovinz retten konnten, erzählten, daß unmittelbar nach der Besetzung der Mudirie die Danagla alle Bücher und Dokumente verbrannt, die Magazine geöffnet und geplündert hätten, die Waffen und Munition an sich genommen und meistbietend gegen Geld oder Sklaven verkauft hätten. Die Soldaten selbst wurden in Ketten gelegt. An den folgenden Tagen wären auch sie, teilweise als frühere Sklaven von den Danagla reklamiert, teilweise auch öffentlich verkauft worden.

Am 3. Juni verließ die Gesandtschaft Lado und erhielt von den meisten Stationsbewohnern das Geleite vor das Thor. Am 7. Juni ging auch Junker nach Süden, zunächst nach der Station Dufilé, um den Gang der Ereignisse abzuwarten und dann nach Sansibar zu gehen.

Treubruch und Verrat waren die Folgen der Annäherung der Mahdisten. Zunächst erhob sich Ibrahim-Aga, ein von Emin in seine Stellung beförderter Dongolaner, gegen die Regierung. Während er an Emin unterthänige Briefe aus Makraka schrieb, zog er einen Haufen Dongolaner und fünf ägyptische Soldaten, ehemalige Sträflinge, an sich und wandte sich mit ihnen nach Norden, indem er unterwegs alles, was er erreichen konnte, plünderte und Sklaven forttrieb. Er überrumpelte die Station Kabajendi, nahm den Stationschef gefangen und plünderte die Regierungsmagazine und schonte auch nicht den Privatbesitz. Emin konnte diesem Aufrührer keine Truppen entgegensenden und mußte sich damit begnügen, die Neger gegen ihn aufsässig zu machen. Schließlich brachen in dem Lager der Danagla Zwistigkeiten aus, Ibrahim-Aga wurde von seinen Gegnern eingesperrt, es gelang ihm aber, wenn auch mit einem geringen Anhang, zu entkommen.

Aehnliches trug sich bei der aus fünf Mitgliedern bestehenden Keremallah-Mission zu. Der Kadi verkündete unterwegs, er gehe nur deshalb nach dem Ghasal, um von dort genügende Hilfstruppen zu holen; dann würde er zurückkehren, Emin aufknüpfen und die Offiziere enthaupten lassen, denn sie seien samt und sonders Ungläubige und verdienten den Tod. In dieser Anschauung wurde der Kadi auf das eifrigste von dem Schullehrer unterstützt, die drei anderen Mitglieder waren aber entgegengesetzter Meinung. Schließlich kam es unter den Gesandten zu Thätlichkeiten, und da drei mehr ausrichten können als zwei, so wurden der Kadi und der Schullehrer nach Lado zurückgeschickt, ließen sich jedoch dort nicht blicken.

So waren die Elemente beschaffen, auf die sich Emin stützen sollte! Während nun die Danagla ihre Raubzüge

eröffneten, erwuchs ihnen plötzlich ein neuer Feind: die Negersoldaten, die Waffenträger, Dragomane u. s. w. hatten sich in den Seriben empört, die arabischen Insassen derselben niedergemacht und standen, nachdem sie sich der Munition bemächtigt, im offenen Kampfe mit den Danagla. Dies geschah im Nordwesten der Aequatorprovinz und so war der Weg zu Keremallah vorläufig verlegt; die Mission blieb in Ssabbi sitzen und in den Kämpfen mit den Dragomanen wurde auch der Verräter Ibrahim-Aga getötet.

Unter diesen Umständen gab Emin, wenn auch mit schwerem Herzen, die entfernteren Stationen auf und konzentrierte seine schwache Macht auf der Linie Lado-Dufilé. An den Grenzen, namentlich im Bahr-el-Ghasal, tobte ein Krieg aller gegen alle. Die Regierungstruppen kämpften mit den aufsässigen Danagla, diese plünderten die Neger und kämpften mit den aufsässigen Dragomanen oder bekämpften sich untereinander. In den Briefen Emins füllen Berichte über diese Metzeleien ganze Seiten; wir haben aber im Vorstehenden schon genug Thatsachen erzählt, um den Leser mit der Schwierigkeit der Lage Emins vertraut zu machen.

Es kamen auch Nachrichten von draußen, aber afrikanische Nachrichten. Da hieß es, Gordon sei mit einem großen Heere, Elefanten, Dampfern und obendrein noch von einem Scherif aus Mekka begleitet in Chartum eingetroffen. Dann kam ein Mann aus Kordofan und erzählte, daß vor seiner Abreise der Mahdi seinen Leuten einige geschlossene Körbe gezeigt und gesagt habe, vor vier Tagen sei Gordon an der Spitze von 60000 Mann, mit Geld und allem reich versehen von Aegypten abgegangen und komme, um sich mit ihm zu messen. In den Körben seien die Seelen dieser 60000 Mann — 20000 werde die Erde verschlingen, andere 20000 würden in die Lüfte verschwinden und der Rest sich zu ihm, dem Mahdi, schlagen. Von Keremallah und seinem Heere hörte man indessen lange Zeit keine Silbe; dann stellte es sich heraus, daß er selbst im Kampfe mit einem der Seribenbesitzer eine empfindliche Niederlage erlitten habe.

Aber schon der Guerillakrieg mit den aufsässigen Danagla war dazu geeignet, die Macht Emins zu schwächen. Rumbehk wurde evakuiert und dafür Amadi besonders befestigt. Hier zogen sich auch die Danagla zusammen und erwarteten Verstärkungen vom Bahr-el-Ghasal. In den Gefechten, die im Juli und August 1884 geliefert wurden, waren die Truppen Emins infolge der Unvorsichtigkeit seiner Offiziere nicht immer glücklich. So ging einer derselben gegen die von den Danagla besetzte Seriba Badeko vor, es gelang ihm, diese zu vertreiben und fünf Gewehre, darunter ein Remington, zu erbeuten. Als aber am nächsten Morgen die Danagla in großer Anzahl heranzogen, ließ der Offizier, der im ganzen 32 Mann kommandierte, den Feldwebel mit dem Gros der Soldaten in der Seriba zurück und ging, begleitet von fünf Mann, gegen den Feind. Von diesen wurden nun vier getötet, der fünfte verwundet, und als der Offizier in die Seriba eilte, fand er, daß der Feldwebel samt seinen Soldaten inzwischen geflohen war. Der Streich kostete Emin fünf Remington und 100 Pack Munition — und ein solcher Verlust war in einer Zeit, wo die Magazine bereits erschöpft waren und keine neue Zufuhren in Aussicht standen, ein herber Schlag.

In Lado herrschte indessen vollkommene Ruhe. „Es ist so still hier und wir leben in einer solch himmelblauen Gemütlichkeit, daß einem gar angst werden kann. Sogar das Sand-Befragen hat aufgehört: die Spekulationen auf Danagla und Vapor (Dampfer) sind außer Kurs gekommen und jedermann befleißigt sich eines äußerst ehrbaren Wandels — vermutlich um die zürnenden Götter zu besänftigen und ihre Blitze auf den berühmten Fakih und Emir Keremallah zu lenken. Auch von diesem schweigt die Fama völlig," schrieb Emin im September an Junker in Dufilé.

Um Amadi zogen sich indessen die Gewitterwolken immer enger zusammen. Die Danagla erschienen in großer Zahl vor der Seriba und es gelang ihnen, dieselbe einzuschließen, während auch aus Bor Hiobsposten von Niederlagen der Regierungstruppen eintrafen.

So ging das Jahr 1884 zu Ende und durch dieselben Wirren kennzeichnete sich der Anfang von 1885. Trotz des abgesandten Entsatzes konnte Amadi sich nicht halten. Auch hier lauerte Verrat, die Offiziere wollten die Station Keremallah ausliefern, aber die Soldaten blieben treu und schlugen sich durch die Belagererlinie nach Makraka durch. Die Kanonen und deren Munition mußten sie allerdings im Stiche lassen. Die Kämpfe um Amadi waren die hervorragendsten, die Emins Truppen zu bestehen hatten, und er selbst schrieb über den Fall der Station an Schweinfurth:

„Am 29. März trafen drei Soldaten aus Amadi in Lado ein. Sie erzählten, daß die Soldaten wiederholt ihre Offiziere aufgefordert hätten, einen Ausfall zu machen und sich durchzuschlagen, jene aber stets gezaudert und wohl beabsichtigt hätten, sich dem Feinde zu ergeben. Schließlich hätten die verzweifelnden Leute, von sechs braven Offizieren geführt, die Seriba gegen den Willen der höheren Offiziere verlassen, sich durch die Danagla, ihnen schwere Verluste beibringend, durchgeschlagen und größtenteils den Weg nach Makraka genommen .... Ich füge hier gleich zu, daß diese Angaben sich später völlig bestätigten, daß der Chef von Amadi und zwei seiner Offiziere die Uebergabe wirklich geplant und sich zu diesem Zwecke schon schriftlich an Keremallah gewandt hatten; daß der größte Teil der Offiziere aber trotz vieler Fehler brave Leute geblieben und ganz besonders die Soldaten sich vorzüglich gehalten haben, obgleich sie 19 Tage Rindshäute und schließlich ihre Sandalen aßen, während die Chefs Schnaps tranken und es sich wohl sein ließen. Die Zahl der Geretteten betrug drei Offiziere und 260 Mann."

Während nun die Mahdisten einerseits ihre Vorposten gegen Lado vorschoben, schrieben sie andererseits Briefe an Emins Leute, um sie zum Abfall zu bewegen, die Ueberläufer priesen das gute Leben, das sie bei Keremallah hätten und teilten den noch treugebliebenen Leuten mit, daß in dem Lager der Mahdisten sich viele Händler befänden, welche gegen Sklaven schöne billige Pferde, Esel, alle Sorten

Stoffe u. s. w. verkauften, und einer dieser Briefe schloß mit dem Rate, der Empfänger solle eine gute Anzahl Sedassië (Sklavinnen) mitbringen, da solche sehr gesucht seien. Ja, die alte Ordnung der Dinge im Sudan war wieder eingeführt und nun erfuhr auch Emin, daß alle die Sklaven, die er im Jahre 1881 in Freiheit gesetzt hatte, von den Danagla wieder eingefordert wurden.

Die Militär- und Zivilbeamten in Lado mußten jetzt an die Eventualität eines Rückzugs aus der Provinz denken und es schwebte ihnen dabei immer der ihnen bekannte Weg nach Norden und nach Chartum vor; sie übergaben darum Emin eine schriftliche Petition, alle Stationen im Süden einzuziehen und sich lediglich auf die Linie Lado-Kiri zu beschränken. Emin selbst nannte diesen Plan einen selbstmörderischen, weil er die Regierungstruppen und -Beamten auf den unfruchtbarsten Teil der Provinz anwies und sie also dem Hunger in die Arme warf, außerdem aber die Rückzugslinie nach Süden abschnitt. Aber er mußte, wenigstens zum Schein, einwilligen und die betreffenden Ordres ausstellen.

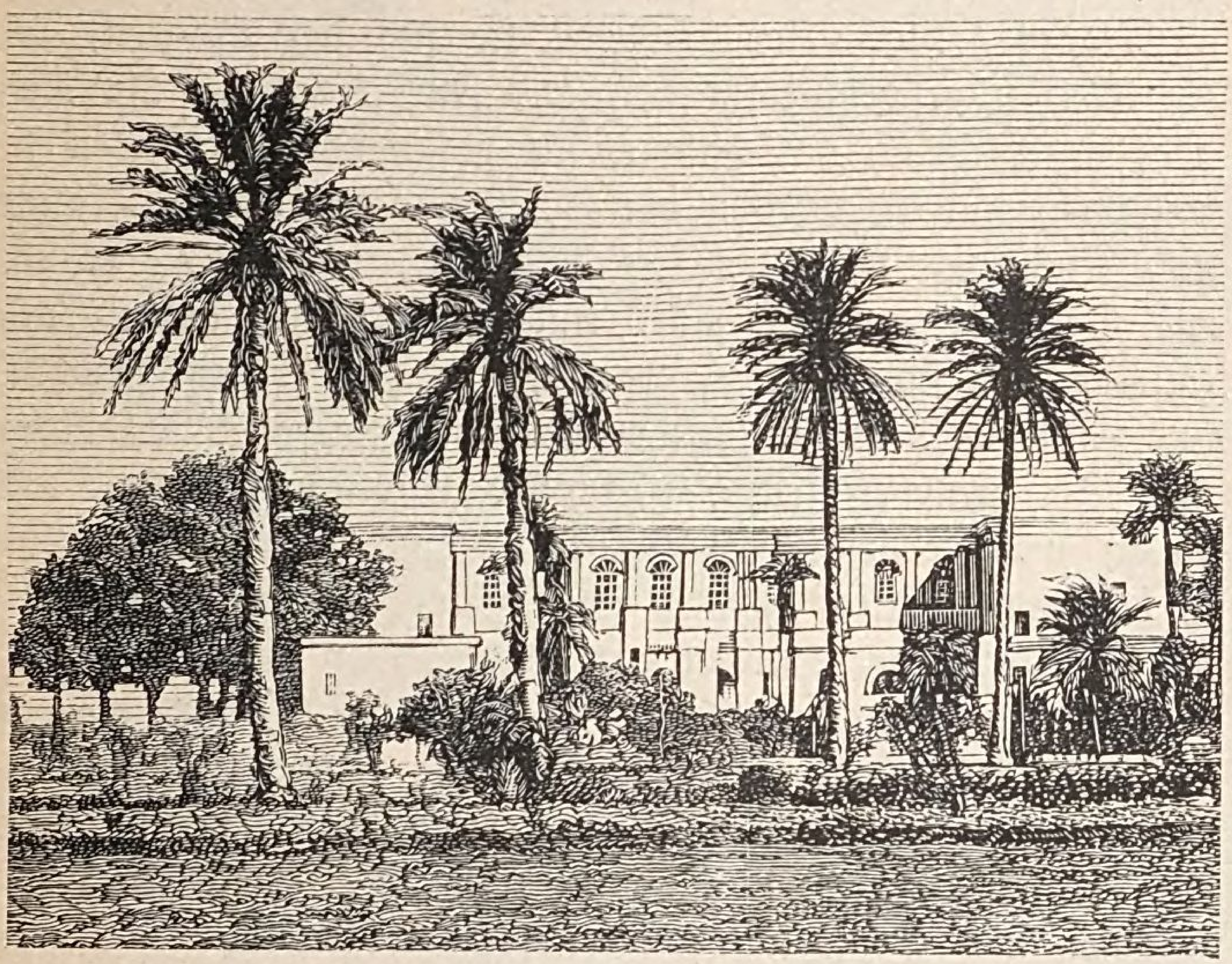
Bald darauf sollte jedoch wieder eine Hiobspost eintreffen, welche die Situation völlig veränderte . . . . die schlimmste, welche die Verlassenen in der Aequatorprovinz jemals erhalten hatten. Keremallah sandte Briefe, er forderte wiederum Emin auf, zu ihm zu kommen, und er stützte diesmal seine Forderungen auf neue und zwar die größten Waffenerfolge des Mahdi. Am 18. April 1885 erfuhr Emin, daß Chartum gefallen war. Keine Gerüchte waren es mehr, sondern offizielle Nachrichten der Mahdisten, und Keremallah übersandte Emin als Beweis die Kopie eines Briefes des Mahdi. Die Uebersetzung lautet:

„Kopie einer gnädigen Ordre unseres Herrn des Mahdi (er sei gegrüßt!) an seinen Vertreter Keremallah Scheich Mohammed, Emir des Bahr-el-Ghasal und Hatt-el-Estiwa, datiert vom 12. Rabi-Achir 1302 (28. Januar 1885).

„Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, des Allerbarmers! Preis Gott, unserem gnädigen Herrn, und

wahre Gebete und Unterwürfigkeit an unseren Herrn Mohammed und die Seinen!

„Und danach vom Sklaven, der seinem Gott ergeben, Mohammed dem Mahdi, dem Sohne Abdallahs, an seinen Lieben und Vertreter Keremallah, den Sohn des Scheich Mohammed, den Gott in seiner Güte erleuchten und mit dem Auge seines Willens schützen möge. Amen.



Der Palast des Gouverneurs von Chartum.

„Empfange von mir viele Grüße und das Erbarmen Gottes und seinen Segen über Dich. Ich thue Dir zu wissen, mein Lieber, daß gemäß dem unfehlbaren Versprechen Gottes und seiner unveränderlichen Güte die Stadt Chartum erobert worden ist mit der Hilfe des Lebenden, des Ewigen, und zwar am Montag, den 9. Rabi-Achir des laufenden Jahres, frühzeitig am Morgen mit Hilfe der Truppen des Glaubens, die sich ans Werk begaben und die Verschanzungen erstürmten im Vertrauen auf Gott, den Herrn der Welt, und in etwa einer halben Stunde oder weniger befiel die Feinde Gottes,

was ihnen gehörte: sie wurden vertilgt bis zum letzten und ihre Feste. Obgleich sie sich stark vorbereitet hatten, fielen sie beim ersten Anprall zersprengt ins Land unter den Händen des Heeres Gottes, der Glaubenstruppen, und suchten ihr Heil, indem sie in die Gehöfte drangen und die Thüren schlossen. Ihnen folgte unser Heer und tötete sie mit den Schwertern und brachte sie um mit den Lanzen, so daß die Klagen laut wurden und das Weinen sich mehrte und alle unterlagen. Dann bemächtigten sie sich der übrigen, die die Thüren geschlossen hatten, aus Furcht vor der Annäherung des Leidens, und nahmen sie gefangen und töteten sie dieselben, und es blieben von ihnen nur wenige von Frauen und Kindern. Aber der Feind Gottes, Gordon, so oft wir ihn auch gemahnt haben und ihn geheißen haben, abzulassen und sich Gott zu ergeben, so hat er nie gewollt, und zwar, weil er von früher her ein Rebell und Aufrührer ist. So fand er seines Geschickes Ende und erntete mit Reue, was er gesäet an Vergehen, und Gott versetzte ihn in das Haus seines Zornes (die Hölle), seinen Aufenthalt, und so wurde der Haufen der Ungerechten vernichtet, und Gott, dem Herrn der Welt, sei Dank dafür, und wer es verdient, möge das Feuer zur Strafe oder das Paradies bekommen durch Gottes Fügung, und Gott beschütze Dich vor den Abtrünnigen! Amen! Mit der Einwilligung des Höchsten und Größten, des Senders des Guten.

„Und von unsern Anhängern starben den Glaubenstod zehn in dieser Eroberung und von den andern wurde keiner verwundet oder geschädigt. Und dieses ist eine Gnade von Gott, und von ihm ist der Sieg, und wir haben uns niedergeworfen, ihm zu danken für den Sieg des Glaubens. Und Du thue desgleichen und nimm meinen Gruß. 12. Rabi-Achir 1302 (28. Januar 1885). Der Vertreter des Mahdi im Bahr-el-Ghasal und Hatt-el-Estiwa: Keremallah. Siegel: Keremallah, Scheich Mohammed. Diese Kopie ist dem Originale konform, Buchstabe um Buchstabe."

So schrieb der Mahdi; aber der Gedanke, daß Chartum gefallen sei, war so ungeheuerlich, daß man der Nachricht



Stanley und Tippu-Tib auf dem Marsche.

keinen Glauben schenken wollte. Emin benutzte jedoch diesen Augenblick, um seine Beamten von dem verderblichen Plan, sich auf die Linie Lado-Kiri zu beschränken, abzubringen. Am 24. April versammelte er alle Offiziere zu einer Beratung über die zu nehmenden Maßregeln, einerseits um sich vor Hunger zu schützen, andererseits um sich nicht unnötigerweise auszusetzen. Er übergab das Präsidium dem Major Rihan-Aga und zog sich für eine halbe Stunde zurück; an dieser Beratung nahm auch Kapitän Casati teil. Der Beschluß lautete: „In Anbetracht dessen, daß in Lado, Redjaf, Bedden u. s. w. nicht genügend Getreide vorhanden ist, um die von Makraka gekommenen nebst unsern Leuten zu erhalten, daß die nächste Ernte noch sehr fern, daß die Entsendung von Razzien schließlich die geringe vorhandene Munition aufbrauche und uns auf Gnade und Ungnade den Negern überlasse, während andererseits es nicht möglich sei, uns in anderer Weise Getreide zu verschaffen — in Anbetracht all dieser Umstände sind zunächst Frauen, Kinder und Sachen nach Süden zu schaffen, die Stationen selbst aber nur von Soldaten, mit Ausschluß aller Zivilpersonen, für den Augenblick besetzt zu halten, im Notfalle aber auch diese aufzugeben und alle Kräfte im Süden zu konzentrieren. Die Rückzugslinie ist nach Süden zu wählen, weil im Norden jenseit Bor die Straße für uns ungangbar ist, wir auch nicht wissen, ob nicht Chartum wirklich gefallen ist, während wir im Süden in Dufilé und Wadelai feste Stützpunkte mit vielem Korn und reichen Hinterländern besitzen und schließlich doch die Hoffnung haben, Briefe oder Leute nach Sansibar und Aegypten gelangen lassen zu können, oder aber, wenn alles böse gehen sollte, uns Kabrega oder Mtesas Sohn in die Arme werfen zu können.“

In diesem Kriegsrate stimmten im ganzen 16 Offiziere. Der Beschluß wurde mit 13 Stimmen gegen 3 gefaßt und unter den letzteren befand sich auch Casati. Einen wesentlichen Einfluß auf diese Entscheidung übte ein Brief aus, den Junker von Unyoro an Emin geschrieben hatte, und er dankte ihm dafür mit folgender Zuschrift: „Ich weiß nicht,

ob ohne Ihren letzten Brief und den Beistand von ein paar Offizieren es mir je gelungen wäre, mein Volk zu bestimmen. Auch so hat sich Casati erzürnt zurückgezogen, weil er behauptete, Lado sei um jeden Preis zu halten, während die Offiziere den Hunger vor sich sahen und sich für die Abreise entschlossen."

Aber der ganze Erfolg war zum Teil trügerisch. Denn während Emin den Exodus nach dem Süden leitete, kamen ihm in Gondokoro Gerüchte zu Ohren, daß die Offiziere, die in Lado mit der Besatzung zurückgeblieben waren, sich auf den Vormarsch nach Norden vorbereiteten. Auf seine Zuschrift an den Major, er möge solche Vorgänge verhindern, erhielt Emin einen sonderbaren, von allen Offizieren unterzeichneten Brief. Sie versicherten ihn alle seiner unwandelbaren Treue und baten ihn, er möge selbst nach Süden gehen und von dort Getreide nach Bedden, Redjaf und Lado senden, da dort die Vorräte zu Ende neigten. Emin ersah daraus, daß er sich im Notfalle auf die Besatzung von Lado nicht werde verlassen können und spätere Vorgänge haben diese seine Ahnungen gerechtfertigt.

Nach Süden! Damit beginnt ein neuer und zwar freudigerer Abschnitt der Thätigkeit des verlassenen Gouverneurs. Während er über Dufilé nach Wadelai, seinem künftigen Hauptquartier, marschierte, kam die Nachricht, daß die Mahdisten nach dem Bahr-el-Ghasal abzogen. Warum? War Chartum wirklich gefallen und eilten sie dorthin, um in der Hauptstadt des Sudan ihre Beute zu verwerten? Oder hatten die Angreifer eine Schlappe erlitten, so daß der Mahdi seine Truppen zusammenziehen mußte? Das waren Rätsel, die Emin nicht lösen konnte, aber in seinem Innern war er noch immer fest überzeugt, daß irgend eine legitime Regierung in Chartum vorhanden sein müsse und beklagte sich über die, die ihn im Stiche ließen, ohne zunächst angefragt zu haben, ob er sich dem Mahdi unterwerfen wolle.

Im Norden war nichts zu hoffen. Dort gab es nur Verwickelungen. Die Garnison von Lado hatte trotz aller

Warnungen Emins bei den Bari „Viehzwangsanleihen" gemacht, was die bereits erregte Bevölkerung zum Aufstande reizte. Lado wurde eingeschlossen und Emin sandte dorthin Entsatz mit der Weisung, den unwirtlichen Norden zu räumen. Dr. Junker hatte bei Anfina und Kamisoa vergeblich versucht, die Straße nach Sansibar zu öffnen, und so wandte sich Emin an seinen alten Freund Kabrega und die arabischen Kaufleute, die sich an dessen Hof aufhielten. Die Post in Innerafrika stößt auf wundersame Schwierigkeiten. Der Bote Emins wurde von einem der Chefs Kabregas angehalten und der Chef nahm ihm die Briefe ab, da er solche an den König von Unyoro ohne dessen Erlaubnis nicht befördern durfte — es könnte ja auf einen Zauber abgesehen sein! Aber er sandte seinerseits einen Boten an den König mit der Mitteilung, der Chef der Türken in Wadelai wünsche mit ihm in Verbindung zu treten. Kabrega sandte darauf drei Leute nach Wadelai, die nachsehen sollten, wer der Chef der Türken sei und was er wolle. So kamen die Boten am 20. September zu Emin. Sie brachten keine Briefe, aber die Verbindung war angebahnt.

Und richtig, nach einem Monat kam eine Gesandtschaft von Kabrega. Ihr Führer war der alte Bekannte Emins Mssige. Er hatte den Auftrag, sich zu überzeugen, ob der Chef der Türken wirklich sein alter Freund Emin-Effendi sei und für diesen Fall sollte er sich ihm zur Verfügung stellen. Sollte aber der Chef jemand anders sein, so hatte Mssige den strikten Befehl, zurückzukehren, da Kabrega mit dem Gouvernement nichts zu thun haben wollte. So rächte sich noch nach Jahren Bakers Vorgehen. Mssige brachte Briefe von Kabrega und den Arabern, aber außerdem noch Geschenke. Emin zählt sie in den Briefen an Schweinfurth auf: „Ein ganzes Stück Madapolam, ein Stück groben amerikanischen Shirting (denken Sie, welch rätselhaft wertvolle Gabe in diesen Tagen der Not, und dann der Gedanke, Stoffe von Sansibar hier zu erhalten!), bunte Taschentücher, Ugandamatten, Rindenstoffe, Salz, Bohnen, sehr guten Tabak und auch Kaffee. Alles wurde sofort an meine

höheren Offiziere verteilt — es soll in diesen Tagen keiner von uns sich über den andern stellen.“ Freundliches Unyoro!

Auch die Leute Mssiges hatten auf eigene Rechnung einige Waren mitgebracht und es entwickelte sich bald ein reger Handel. Acht Ellen Madapolam wurden mit zehn Thalern Medjidie bezahlt und um Kaffee riß man sich. Neuigkeiten aus der Welt brachten die Boten aber nicht mit; im Gegenteil, Kabrega warf Emin vor, warum er ihm nicht schreibe, ob Chartum noch existiere oder nicht. Emin gab den heimkehrenden Gesandten Briefe an Kabrega und ferner Briefe an den Generalkonsul in Sansibar und an die Missionen in Uganda, er bat, man möchte ihm arabische Kaufleute mit Waren senden und er bat — um ein paar alte Zeitungen, um zu lernen, was seit 1883 im Sudan und in Aegypten sich ereignet habe!

Das Jahr 1885 ging zur Neige. Weihnachten stand vor der Thür. Da erschien am 23. Dezember wieder eine Gesandtschaft von Kabrega, und wenn der König auch den arabischen Händlern nicht erlaubt hatte, nach Wadelai zu gehen, so schickten sie dennoch eine Anzahl Stoffe, so daß zum Weihnachtsfest Christen wie Heiden beschert werden konnten und alle wieder „respektabel“ aussahen.

Diplomatische Verbindungen; es gibt auch solche in Afrika. Kabrega sandte einen Chef, der bei Emin bleiben sollte, „um die Sendung eiliger Briefe zu vermitteln,“ in Wirklichkeit sollte er aber, wie dies ja auch andere Gesandte thun, Emin überwachen und über alle Vorkommnisse an seinen König berichten. Dieser aber hatte auch einige Wünsche, die er Emin mitteilte: „Munition für seine Revolver, ein Paar Esel, 1000 Bogen Papier, ein arabisches Buch, Stiefeln, Schuhe, illustrierte Zeitungen, Trompete, Trommeln, Medikamente, Sonnenschirm, Schraubenzieher, Feilen, Nadeln, Knöpfe u. s. w. Außerdem aber wollte er auch für sein Reich geistigen Profit aus der Nachbarschaft ziehen, er sandte sieben Knaben, damit sie in Wadelai Arabisch lesen und schreiben lernten, und er ermahnte Emin, die Jungen fleißig lesen und schreiben zu lehren und sie ja

nicht spielen zu lassen! Eine dunkle Nachricht war auch in dem Briefe, in Usukuma sollten Engländer und Amerikaner angekommen sein!

Jetzt entschloß sich Junker, selbst zu Kabrega zu gehen, ein junger Apotheker Emins, Wita Hassan, begleitete ihn. Der Dampfer Khedive entschwand mit den Fortziehenden Emins Blicken und er schrieb nieder: „Nun, noch ein Zeitungsblatt und für andere zwei Jahre halte ich mich!" Das war just am 2. Januar 1886 geschehen.

Am 14. Februar hatte Emin wieder einen seiner Festtage. Briefe von Junker und Wita! Was schrieben sie? Wita war am 4. Februar gegen Abend in seiner Hütte, als der Diener der Sansibarkaufleute mit einem Manne Kabregas zu ihm gekommen war. Als dieser sich einen Augenblick abwandte, warf der Diener zwei Zettel vor Wita hin und ging dann mit seinem Gefährten fort. Wita nahm die Zettel auf und fand, daß der eine an ihn selbst arabisch gerichtet war, der andere aber die französische Adresse: „A monsieur le voyageur dans cette ville" (An den Herrn Reisenden in dieser Stadt) trug. Er übergab ihn sofort Junker und dieser las nun die Mitteilung von einem gewissen Mohammed Biri, ehemaligem Dolmetscher der Internationalen Gesellschaft für die Erforschung Afrikas, daß er am Abend vorher unter der Maske eines Händlers von Uganda angekommen sei und Nachrichten von der Küste und von Aegypten für alle Weißen in der Aequatorprovinz habe. Mohammed Biri hoffte, daß es ihm in den nächsten Tagen möglich sein werde, Junker zu sprechen. Da aber schon am anderen Tage eine Botschaft von Kabrega an Emin abging, so sandte Junker vorläufig diese Nachrichten an seinen Freund, der nun zwölf Tage lang auf das Eintreffen weiterer Meldungen mit begreiflicher Neugierde wartete.

Am 26. Februar kam endlich die Post. Eine französische Depesche von der ägyptischen Regierung teilte Emin mit, daß das Gouvernement den Sudan aufgebe und Emin nicht helfen könne. Sie erteilte ihm carte blanche in betreff weiteren Verhaltens und bewilligte ihm, falls er sich ent-

schlösse von hier fortzugehen, Kredit beim englischen Generalkonsul in Sansibar. — „Eine kühle Geschäftsdepesche im vollen Sinne des Wortes," schrieb darüber Emin, „nicht ein Wort der Anerkennung für drei Jahre Sorgen und Kämpfe mit Danagla und Negern, Hunger und Nacktheit, nicht ein Wort der Aufmunterung zu der mir bevorstehenden übermenschlichen Arbeit, die Soldaten heimzuführen. Ich bin übrigens an dergleichen gewöhnt, als ich in den Jahren 1878—1880, während durch 22 Monate der Fluß verstopft war, Land und Leute zusammenhielt und zum erstenmal zeigte, daß es möglich sei, uns durch eigene Kräfte, ohne jede Zufuhr von Chartum zu erhalten, als ich dem Gouvernement in jener Zeit nicht allein Ersparnisse machte, sondern auch praktisch bewies, daß die Provinz bei regelrechter Verwaltung ihre Ausgaben decken und noch Ueberschüsse liefern könne, als ich begann, Reis und Zucker zu pflanzen, die Verwaltung zu ordnen, die Provinz zu erweitern: wer hat da auch nur ein gutes Wort für mich gehabt? Passons la-dessus! Der verstorbene Serdar Ekrem Omer-Pascha sagte mir einst, daß man im Orient, um Anerkennung zu finden, entweder mächtige Protektionen oder viel Geld oder eine hübsche Frau haben müsse; sollte er recht gehabt haben?"

Die letzten Nachrichten, welche Emin über Chartum von Europa erhalten hatte, waren gerade drei Jahre alt! Nun sandten ihm die Missionare von Uganda ein Päckchen Reutersche Telegramme vom Jahre 1884 bis zum 2. November 1885. „Da hatte ich denn das ganze traurige Drama vor mir, das in Gordons Tode, dem Rückzuge der Engländer und dem Verluste des Sudan seinen Abschluß gefunden, und ich erinnerte mich recht lebhaft daran, wie der Redakteur der ‚Times' zu einer Korrespondenz von mir, die davor warnte, die Sache im Sudan leicht zu nehmen und sich durch das Schattenspiel einer religiösen Bewegung täuschen zu lassen, wo es sich doch um ganz andere Ziele handle, in einer Note bemerkt hatte, daß ich doch wohl zu schwarz sehe! Armer Gordon! Auf dem Wege zum

österreichischen Konsulate wurde er von einer Salve getötet, sagt die Depesche, und so wird wohl auch Hansal, der brave Hansal, zu den Opfern dieser unseligen Vorgänge gehören. Und neben den Ereignissen im Sudan Andeutungen über deutsche Kolonisationsbeginne im Westen und Osten von Afrika, im Pazifischen Ozean und sonstwo. Man wird durch solch magere Kürze telegraphischer Notizen förmlich nervös gemacht; was man liest, ist so abrupt, daß man vergeblich nach dem Zusammenhange all dieser Vorgänge sucht."

Der Sudan aufgegeben. Darin ließ sich der Kern der für Emin wichtigsten Nachrichten zusammenfassen. Er konnte von nun an auf keine Hilfe vom Norden rechnen, man eröffnete ihm Kredit in Sansibar zum Heimmarsch, als ob es sich um einen Spaziergang handelte! Würden die Leute ihm auch folgen? Die Soldaten und Beamten sahen längst die Nilländer als ihre Heimat an, sie hatten hier ihre Frauen und Kinder, ihre Häuser, Kühe und Ziegen; sie lebten hier beim Merissatopfe ganz gemütlich und empfanden keine Lust, diese Lebensweise mit der strengeren Militärdisziplin Aegyptens zu vertauschen. Sie glaubten nicht daran, daß die Banden der Aufständischen wohlgeschulte Heere vernichtet haben sollten, unbegreiflich war ihnen, daß Chartum gefallen sein sollte. Die Regierungsdepesche war französisch geschrieben; wenn Emin sie den Leuten übersetzte, dann würden sie alle diese Nachrichten für erlogen gehalten haben. Die Depesche hätte arabisch geschrieben sein müssen! Der Sudan aufgegeben, was verstanden die ägyptischen und Negersoldaten von einer solchen Politik. Sollte Emin ihnen das alles mitteilen? Wenn die Offiziere die volle Ohnmacht der Regierung kennen lernten, würden sie dann nicht völlig den Gehorsam verweigern? Eine Folge solcher Eröffnungen könnte die völlige Anarchie sein, der Tod aller Weißen und Christen.

In solche Schwierigkeiten wurde Emin durch den Empfang der ersten Nachrichten aus Europa nach drei Jahren versetzt. Das beste schien, den Abmarsch zu beeilen, aber die Missionare in Uganda und Junker in Unyoro rieten

Emin, nicht zu eilen. Aus eigener Kraft hatte er bis dahin die Provinz gehalten, aus eigener Kraft hielt er sie auch jetzt — und zwar ohne in absehbarer Zeit auf irgendwelche Hilfe rechnen zu können.

Im Süden gestalteten sich die Zustände immer besser; aber das Bataillon in Lado bereitete stets neue Schwierigkeiten. Außer den Aegyptern befanden sich in demselben auch sudanesische Unteroffiziere, Leute aus Bornu, Adamaua u. s. w. Sie hatten schon einmal sich dahin geeinigt, alle dortigen Offiziere zu töten und eine Art Freistaat zu errichten. Der Plan wurde entdeckt und der Major Rihan-Aga ließ die Verschwörer in Ketten legen, dann aber begnadigte er sie, was sicher eine übelangebrachte Milde war.

Von dieser Garnison kamen Anfang April wieder unangenehme Nachrichten nach Wadelai. Ein ägyptischer Zivilbeamter schrieb privatim an Emin. „Infolge des Gerüchts, daß mehrere Offiziere nach hierher unterwegs seien, um uns alle zum Aufbruch nach Süden zu veranlassen, hat sich hier eine große Aufregung verbreitet, und die Leute haben sich unter sich geeinigt, nicht nach Süden zu gehen, weil der Weg zu unserem Gouvernement nicht nach Süden, sondern über Lado nach Chartum führe, und daß sie, statt nach Süden zu gehen, lieber in ihre Heimat zurückkehren wollten. Zwänge man sie aber, nach Süden zu gehen, so würden sie sich aller Waffen und Munition bemächtigen, totschlagen, wer immer sie daran hinderte, und schließlich doch nach ihrer Heimat ziehen. Alle von hier bis nach Wadelai sind miteinander einig, und ich fürchte, daß falls Sie trotzdem auf dem Marsche nach Süden bestehen, keiner von uns sich wird retten können, weder Sie noch wir. Darum bitte ich Sie, von diesem Plane abzusehen und lieber Posten nach Chartum zu senden, um von dort Hilfe zu erlangen."

Die Hilfsmittel, die jedoch gerade vom Süden, dank den Bemühungen Emins, kamen, öffneten den Leuten nach und nach die Augen und später gelang es Emin dennoch,

die unwirtliche Gegend von Lado zu räumen und dafür das reichere Makraka wieder zu besetzen.

Dr. Junker hatte inzwischen Unyoro verlassen und nahm seinen Weg durch Uganda nach der Küste. Ein arabischer Händler verpflichtete sich, ihn gegen einen Wechsel von 1500 Maria-Theresiathaler lebend nach Sansibar zu bringen, und in diesem Falle hat der Araber sein Wort gehalten.

Das einmal angebahnte freundliche Verhältnis mit Unyoro mußte gepflegt werden, schon darum, damit auf diesem Wege Briefe nach Sansibar und von dort an den Albertsee befördert werden konnten. Zu diesem Zwecke ging Hauptmann Casati an den Hof Kabregas. Junker hatte ebenso wie Emin Kabrega als einen durchaus freundlichen Fürsten kennen gelernt. Casati sollte trübere Erfahrungen machen. Die Freundlichkeit des Königs von Unyoro war keineswegs uneigennützig. Unyoro führte seit jeher Kriege mit Uganda. Ein solcher war auch jetzt ausgebrochen und Kabrega suchte Emin zu einem Bündnis gegen Uganda zu bestimmen. Die „Türken" sollten mit den Wanyoro in Rubaga einziehen. Als nun Emin diese Allianz entschieden abschlug, wurde Kabrega zornig und suchte Emin allerlei Verlegenheiten zu bereiten. Casati hatte einen schweren Stand und mußte sein ganzes diplomatisches Geschick entwickeln, um den König wenigstens zur Aufrechterhaltung der Postverbindung zu bestimmen.

Emin selbst ging einmal nach Unyoro und dann zu Mtesas Sohn nach Uganda. Er wurde hier von Muanga freundlich empfangen, aber von einem Durchmarsche der Truppen Emins wollte der Ugandaherrscher nichts hören. Sein Land sollte eine unüberwindliche Schranke bilden — keine Expedition sollte es durchziehen. Ohne Zweifel hatten die Araber von Sansibar auch hier ihre Hand im Spiel.

Trotz alledem wurde Emins Lage durchaus nicht schlimmer. Auf dem neu eröffneten Wege kamen und gingen jetzt Briefe nach Europa und von Europa, Emin hatte wieder Fühlung mit der Kultur gewonnen. Die Mahdisten waren nach dem Norden abgezogen und völlig verschollen;

denn auf dem Nil hatten sich Grasbarren gebildet, die diesmal die Provinz schützten. Emin selbst ließ die Dampfer ausbessern und machte öfters Reisen auf dem Albertsee, an dessen nördlichen Ufern neue Stationen gegründet wurden. Die Neger, die, wenn sie sich erhoben hätten, sicher die geschwächten Besatzungen hätten vernichten können, verhielten sich ruhig, denn die Herrschaft Emins war menschlich und gerecht — so fehlte den 1500 Mann in der Aequatorprovinz nur Munition! Diese konnte von den Sansibarhändlern nicht erlangt werden, aber Briefe aus Europa meldeten, daß man sie bringen werde.

Emins „Befreiung“.

Nach dem Fall Chartums beschäftigte das Schicksal der im fernen Negerlande im Stiche gelassenen Europäer lebhaft die Gemüter. Man läßt nicht teilnahmlos die Forscher, die in die weite Welt ausgezogen sind, umkommen. Rettungsexpeditionen bilden einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der neuesten Reisen. Rettungsexpeditionen wurden ja unzählige Male, sei es in die eisumschlossenen Polargebiete, sei es in die tropischen Wildnisse Afrikas, ausgesandt. Und so geschah es auch hier. Bevor noch Nachrichten von Emin und Junker in Europa eintrafen, wurden Expeditionen zur Befreiung beider ausgerüstet. Von deutscher Seite versuchte zunächst Dr. Lenz Wadelai vom Westen zu erreichen, aber in Anbetracht seiner geringfügigen Mittel sah er sich zur Umkehr gezwungen. Von Osten drang Dr. Fischer vor, er kam bis an die Grenze von Uganda, wurde jedoch hier schroff abgewiesen. Ueber das Schicksal der Aequatorprovinz waren nur dunkle Nachrichten verbreitet.

Da kam im Herbst 1886 Dr. Junker glücklich in Sansibar an. Seine Mitteilungen weckten überall Sympathie, ja Begeisterung für den Mann, der mit einer so wunderbaren Ausdauer und unwandelbaren Treue auf seinem Posten ausharrte. Das öffentliche Gewissen in England regte sich. England hatte ja durch seine falsche Politik den Verlust des

Sudan verursacht, England war schuld an der verzweifelten Lage, in der sich Emin mit seinen Beamten und seinen Soldaten befand. Die Agitation, die Befreiung Emin-Paschas herbeizuführen, fand in England den stärksten Anklang. Durch den Einfluß von Sir William Mackinnon gelang es bald, bedeutende Summen zu diesem Zwecke aufzubringen. Mackinnon und seine Freunde stellten selbst die Summe von 20 000 Pfund Sterling (etwa 400 000 Mark) zur Verfügung. Die ägyptische Regierung mußte auch etwas für ihre Soldaten thun. Emin wurde in den Pascharang erhoben und für die Rettungsexpedition 10 000 Pfund Sterling bewilligt. An die Spitze der Expedition, die eine der größten, die je in Afrika unternommen wurde, zu werden versprach, wurde Henry M. Stanley gestellt.

Welche Richtung sollte gewählt werden, das war die erste Frage. Afrikakenner schlugen drei Wege zu Emin vor.

Der erste führte von der Küste von Sansibar durch das Seengebiet; das war dieselbe Route, welche Speke eingeschlagen hatte und auf der Junker zurückgekehrt war. Diese Route schien unpassierbar, man mußte durch Uganda ziehen und man mußte nach allen Nachrichten, die aus dem Inneren Afrikas kamen, sicher darauf gefaßt sein, daß der Sohn Mtesas die Erlaubnis zum Durchzug verweigern würde. Ein Krieg der Weißen gegen Uganda würde das Leben der dort weilenden Missionare bedrohen und außerdem konnte man nicht so ohne weiteres behaupten, daß es Stanley gelingen würde, das mächtige Reich über den Haufen zu werfen. Gegen diesen Weg erklärte sich endlich aus politischen Gründen die englische Regierung in einer vertraulichen Mitteilung an Stanley.

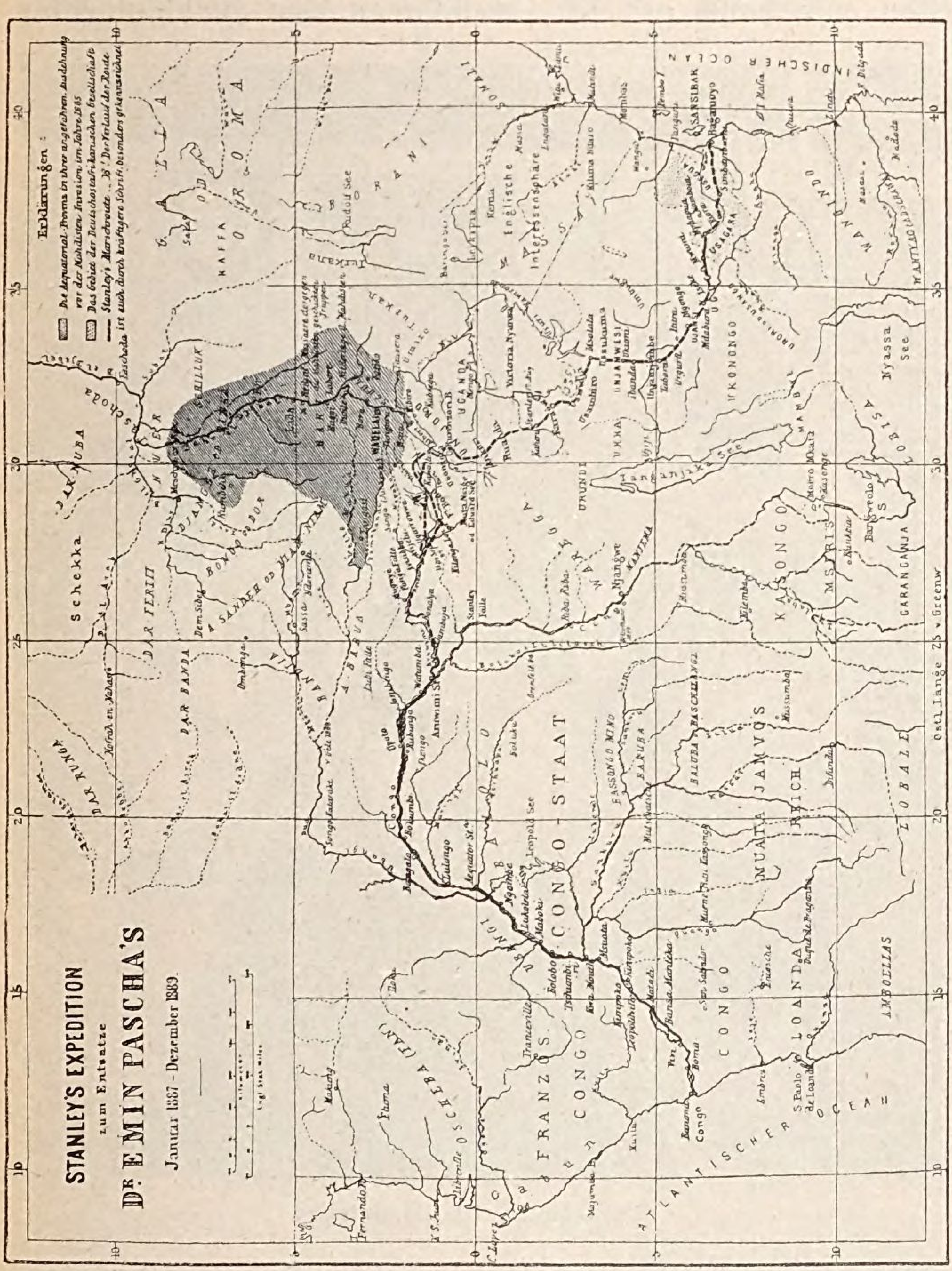
Der zweite Weg, der in Frage kam, führte durch das Massailand. Vom Berge Kenia ab mußte der Victoria-Nyanza im Norden umgangen werden. Die Reise Thomsons, namentlich aber die Telekis, hatte zwar die Gefährlichkeit des wilden Massaistammes bedeutend geringer erscheinen lassen, ein großer Teil des Weges führte jedoch durch völlig unbekanntes Gebiet; die Expedition hätte durch

weite wüste Strecken marschieren, an Wassermangel leiden müssen, die Verproviantierungsfrage war gleichfalls mißlich und zuletzt hätte sie sich durch das Gebiet der kriegerischen Langos durchschlagen müssen. Ob alle diese Einwände berechtigt waren, muß dahingestellt bleiben. Emin selbst hielt sie eine Zeit lang für vorteilhaft, für die künftige Handelsstraße nach seiner Provinz.

Der dritte Weg endlich war der vom Kongo aus. Anscheinend war er der längste. Aber die Macht des Kongostaates reichte weit hinauf bis zu den Stanleyfällen. Der König von Belgien stellte der Expedition seine Dampferflottille zur Verfügung. Bis zur Mündung des Aruwimi hatte somit die Expedition mit besonderen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen; von dort war nur die verhältnismäßig kurze Strecke bis zum Albertsee zurückzulegen, und die Leute würden den Marsch frisch und gesund antreten, meinte Stanley. Allerdings führte der Weg durch ein völlig unbekanntes Gebiet, aber man konnte sicher annehmen, daß dort die Eingeborenen einen ernstlichen Widerstand nicht entgegensetzen konnten. Der Umstand, daß jenes Gebiet unerforscht war, schreckte Stanley nicht ab, im Gegenteil, er war ihm verlockend, denn nebenbei konnten auch geographische Entdeckungen gemacht werden. Ja, das Unbekannte bot sogar einen wichtigen Vorteil. Was der Afrikareisende am meisten befürchtet, das sind die Desertionen der Träger, da dadurch die Expeditionen einfach unmöglich werden. Auf dem vielbegangenen Wege von Sansibar nach dem Innern bot sich den Trägern überall Gelegenheit zu desertieren. Mit Hilfe von Arabern, in deren Dienste sie traten, konnten sie dann Sansibar wieder erreichen. Anders im Kongogebiet. Die Gefahr lag vor der Expedition, wer aber desertierte, der mußte an den Kongo zurückkehren und hier fiel er den Beamten der Stationen des Kongostaates in die Hände.

Leider war diese Berechnung nicht ganz richtig. Stanley entschied sich für die Kongoroute — aber selbst hier konnte er ohne Hilfe der Araber in das Innere nicht vordringen.

Arabische Sklavenjäger standen längst am oberen Kongo und hatten die Falls-Station vernichtet! Stanley kam nun auf den Gedanken, einen der mächtigsten Händler, den Halb-



blutaraber Tippu-Tib, mit dem er auf seiner Reise durch den dunklen Weltteil eine Strecke lang durch die Wildnisse am Lualaba marschiert war, für sich und den Kongostaat zu gewinnen. Tippu-Tib wurde zum Gouverneur des Distrikts

an den Stanley-Fällen ernannt und verpflichtete sich außerdem, Stanley 600 Träger zu stellen. Die Deserteure hatten somit einen Araber im Rücken. Sicher wäre der ganze Plan nur dann gewesen, wenn man dem Halbblutaraber



Tippu-Tib und seine Begleiter.

unbedingt hätte vertrauen können. Die Ansichten der Forscher über Tippu-Tib waren von vornherein verschieden. Viele hielten ihn für einen Schurken, Stanley meinte in ihm einen Gentleman gefunden zu haben. Diese Neigung des berühmten Reisenden zu dem Araber ist leicht erklärlich,

es verband beide mehr als Blutsbruderschaft, eine Art Waffenbrüderschaft auf einem Zuge, dessen Resultat die Feststellung des Laufes des Lualaba, die erste große Kongofahrt Stanleys, war. Ohne Tippu-Tibs allerdings wohlbezahlten Beistand wäre Stanley schwerlich auf seiner Reise durch den dunklen Weltteil den Kongo hinabgekommen. Stanley vertraute dem Araber auch bei dem Zuge zur



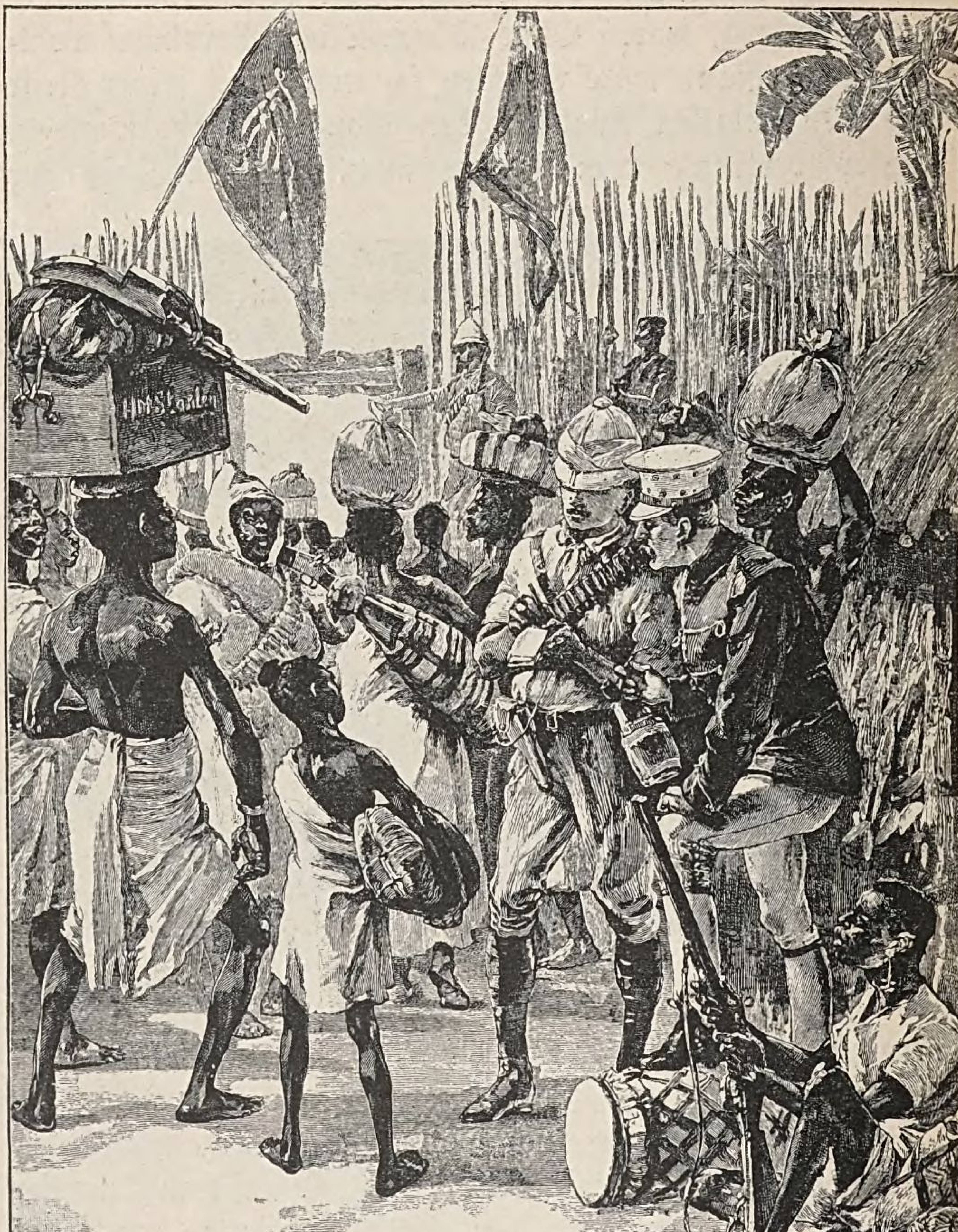
Stanley in Tippu-Tibs Lager.

Befreiung Emins. Wir werden sehen, wie verhängnisvoll dieses Vertrauen war.

In Sansibar, wo auch Tippu-Tib weilte, wurde die Expedition organisiert und von dort fuhr sie auf dem Dampfer „Madura" um das Kap der Guten Hoffnung nach der Kongomündung. Sie bestand aus 9 europäischen Offizieren, 61 Sudanesen, 13 Somali, 3 Dolmetschern, 620 Sansibariten, Tippu-Tib und 407 von dessen Leuten.

An der Mündung des Aruwimi legte Stanley ein verschanztes Lager an, in welchem die Vorräte für Emin, namentlich die Munition, zum großen Teil aufbewahrt wurden.

Major Barttelot wurde zum Befehlshaber desselben ernannt. Stanley ließ ihm 257 Mann nebst den Offizieren Jameson,



Stanley dem Major Barttelot seine letzten Instruktionen erteilend.

Troup und Ward zurück. Diese Nachhut sollte womöglich die Ankunft der von Tippu-Tib versprochenen 600 Träger abwarten und dann erst aufbrechen. Nur in dem Fall, daß

Tippu-Tib sein Wort bis zur bestimmten Zeit nicht hielt, sollte die Nachhut nur mit einem Teil der Lasten nachfolgen. Stanley selbst brach mit der Vorhut, 389 Mannschaften und Offizieren, am 28. Juni 1887 von Jambuja an der Aruwimi-Mündung nach Wadelai auf.

Während dies am Kongo geschah, kamen indessen öfters als früher Briefe von Emin nach Europa. Sie meldeten Erfreuliches. Nach dem Abzug der Mahdisten hatten sich die Verhältnisse geklärt. Emin war mit seinen Leuten zufrieden und klagte nur über die Unzuverlässigkeit der Aegypter, die vom Intrigieren und Verschwören nicht ablassen konnten. Er hatte auch Nachricht von den ersten Rettungsexpeditionen erhalten und schlug vor, es möchte Deutschland oder England seine Provinz übernehmen. Für die Idee, die Nilländer mit dem Kongostaat zu verschmelzen, konnte er sich nicht erwärmen. Von seiner Rückkehr nach Europa schrieb er nichts, im Gegenteil, er versprach, daß er, falls ihm Gewehre und Munition gesandt würden, die notgedrungenerweise aufgegebenen Stationen und Gebiete wieder besetzen würde. „Emin arbeitet unablässig," schrieb Casati, „trotz des Undankes seiner Untergebenen." Der Gouverneur selbst verzweifelte aber nicht an der Zukunft des Sudan und schrieb unterm 10. Februar 1887 an Allen, den Sekretär der Anti-Slavery Society:

„Nachdem der erste Sturm vorüber, ist die Lösung der Sudanfrage nur eine Frage der Zeit. Der Wunsch, Handel zu treiben, wird bald alle Schranken durchbrechen; der Araber ist ein geborener Händler und der religiösen Komödie, die sich in Chartum abspielt, bald müde, werden die Leute die Handelsstraßen öffnen. Dann wird eine neue Aera für den Sudan beginnen, und wenn man den Augenblick richtig erfaßt, so werden sich seine Hilfsquellen öffnen zu großer Ueberraschung aller, welche behaupten, daß dieses Gebiet keine Zukunft hat."

Inzwischen erhielt Emin Nachrichten davon, daß man eine neue Rettungsexpedition in England plane, nachdem die von Lenz und Fischer mißlungen waren. Er schrieb

infolgedessen an Dr. Felkin: „Wenn man in England glaubt, daß ich, sobald Stanley oder Thomson angekommen sind, sofort mit ihnen abziehen werde, dann täuscht man sich sehr. Ich habe hier zwölf Jahre meines Lebens zugebracht, sagen Sie selbst, ob es meinerseits würdig wäre, den Posten bei der ersten Gelegenheit, die sich hierzu bietet, zu verlassen. Ich werde so lange bei meinen Leuten bleiben, bis ich überzeugt bin, daß ihre und des Landes Zukunft gesichert sind. Ich werde alles daran setzen, das Werk, für welches Gordon sein Blut vergossen, zu vollenden, ich werde es thun, wenn auch nicht mit seiner Energie und seinem Genie, so doch in seinem Geiste. Als mein heimgegangener Chef mir die Regierung dieses Landes anvertraute, schrieb er mir: ‚Ich ernenne Sie im Interesse der Zivilisation und des Fortschritts!‘ Ich habe bis jetzt mein Bestes gethan, um das Vertrauen, das in mich gesetzt wurde, zu rechtfertigen. Die Thatsache, daß ich mich mit einer Handvoll Soldaten inmitten von Tausenden und Abertausenden von Eingeborenen gehalten habe, beweist, daß ich in gewissem Grade Erfolg gehabt habe, und daß ich das Vertrauen der Eingeborenen mir erworben habe.

„Ich bin im Sudan der letzte der Gordonschen Staatsbeamten. Es ist meine Pflicht, den Weg weiter zu verfolgen, den er mir vorgezeichnet hat. Eine glänzende Zukunft ist diesen Gebieten vorbehalten; früher oder später werden diese Völker in den sich immer mehr erweiternden Kreis der zivilisierten Welt eintreten. Während langer zwölf Jahre habe ich gerungen, gearbeitet und den Samen für die Ernte der Zukunft ausgeworfen; ich habe den Grundstein für einen künftigen Bau gelegt, und ich sollte plötzlich mein Werk verlassen, weil sich mir ein Weg nach der Küste bietet? Niemals!

„Wenn England uns wirklich helfen will, so sollte es zunächst versuchen, einen Vertrag mit Uganda und Unyoro abzuschließen, um moralisch und politisch die Lage dieser mächtigen Königreiche zu heben. Ein sicherer Weg nach der Küste muß eröffnet werden; ein Weg, der nicht von der

Laune und Gnade der kleinen Könige oder der Araber abhängt. Das ist alles, was wir verlangen; das ist das einzige, was nötig ist, um die stetige Entwickelung dieser Gegend zu sichern. Von dem Tage ab, wo wir diesen Weg besitzen werden, werden wir der Zukunft hoffnungsvoll entgegenschauen. Sie können sich denken, mit welcher Besorgnis ich der endlichen Entscheidung dieser Frage entgegensehe, und wie ungeduldig ich entscheidende Nachrichten erwarte. Ich kam gerade von Redjaf zurück, als infolge von Unvorsichtigkeit der benachbarten Neger, die gerade die Savanne abbrannten, die Flammen, vom starken Winde getrieben, sich bis Wadelai ausbreiteten und die Station bis auf den Boden niederbrannte. Aber mit Hilfe der Negerhäuptlinge habe ich sie wieder aufbauen können und sie ist schöner als früher. Wir konnten leider nur unsere Waffen und unsere Munition retten; alles andere wurde zum Raub der Flammen. Es ist wahr, wir hatten wenig zu verlieren, aber das wenige, das wir besaßen, war uns sehr teuer und der Verlust ist um so fühlbarer. Der Februar war übrigens für uns ein Unglücksmonat; in fast allen Stationen brachen Brände aus; sie wurden durch den heftigen Wind gerade zur Zeit der Prairiebrände verursacht.

„Im übrigen geht bei uns alles den regelmäßigen Lauf wie in letzter Zeit. Wir säen, ernten, spinnen und weben, kurz, wir leben von Tag zu Tag. Wir haben unsere Dampfer auf die Werft gebracht und sie so gut es ging ausgebessert; wir haben auch eine Anzahl neuer Fahrzeuge gebaut.

„Ich war genötigt, die Station Lado zu verlassen, da es mir nicht gut möglich war, die Garnison zu verproviantieren; aber dafür habe ich das Makrakagebiet wieder besetzt. Wir behaupten gegenwärtig: Makraka, Redjaf, Bedden, Kirri, Muggi, Laboré, Chor-Aju, Dufilé, Fatiko, Fadibek, Wadelai, Songo und Mahagi, d. h. fast alle Stationen, die mir anfangs von Gordon-Pascha übergeben wurden; ich hoffe, daß ich sie werde halten können.

„Zum Schluß möchte ich noch wiederholen: wenn eine

Rettungsexpedition hierher kommen wird, so werde ich meine Leute darum nicht verlassen. Wir haben unruhige Zeiten miteinander durchgemacht und ich würde es als Schande von meiner Seite betrachten, den Posten zu verlassen. Meine Leute sind, wenn sie auch Fehler haben, alle gut und brav — mit Ausnahme der Aegypter. Wir kennen uns seit Jahren und ich glaube nicht, daß es einem Fremden leicht sein würde, mein Werk aufzunehmen und gleich das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Es gibt darum für mich die Frage der Heimkehr nicht.

„Alles, was wir von England erwarten, ist, uns in bessere Beziehungen zu Uganda zu setzen, um uns eine freie Verbindung mit der Küste zu sichern. Unser Gebiet räumen? Das wollen wir gewiß nicht!“

In Europa wurden diese Nachrichten mit Freuden begrüßt und man billigte allgemein die Anschauungen Emins. Das Herz Afrikas schien für die Kultur gerettet und man sprach auch von Gesellschaften, welche die glückliche Erbschaft antreten, die herrenlose Provinz annektieren sollten. Stanley selbst war inzwischen mitten in düsteren Urwäldern und hatte diesen festen Entschluß Emins nicht lernen können.

Am 2. Mai 1887 schrieb indessen Casati aus Giuaia, der Hauptstadt Unyoros, daß er mit Ungeduld die Ankunft der Expedition erwarte, da die Lage von Tag zu Tag schwieriger werde. „Der König Kabrega hegt böse Absichten — ein wahrer Schwarzer; von seinen Lippen hört man nur Lügen, aber ich bleibe auf meinem Posten.“

Emin-Pascha erhielt endlich Nachricht, daß Stanley auf dem Kongo aufgebrochen sei. Wiederum im April 1888 waren Briefe von ihm, datiert den 16. August 1887, in England eingetroffen. „Ich werde bleiben und ich wundere mich, daß man das Gegenteil annehmen konnte.“ Da die Schwierigkeiten mit Uganda nicht so leicht zu beseitigen waren, entwarf er Pläne, wie ein anderer Verbindungsweg nach der Küste geschaffen werden könnte und entschied sich für die Richtung über das Land der Lango und Massai. „Die Gegend ist reich an Kamelen und Eseln und so sehr

für deren Zucht geeignet, daß es an Transporttieren niemals fehlen würde.“ Den kriegerischen Langos müßte man einmal energischer entgegentreten, dann würden sie sich wohl fügen.

Am 2. November 1887 meldete er, daß er einen Vorstoß nach dem Süden des Albertsees unternommen, aber Stanley noch nicht begegnet habe.

Es ereigneten sich aber bald darauf noch andere Dinge, von denen man in Europa später Kunde erhielt.

Die Nachricht von der Expedition Stanleys verbreitete sich durch ganz Ostafrika und auch die Könige Muanga und Kabrega erfuhren sie. Der Herrscher von Uganda ließ sich beschwichtigen, obwohl er Truppen gesammelt hatte und sich mit der Absicht trug, die Provinz Emins zu überfallen.

Anders Kabrega. Als er im Dezember 1887 erfuhr, daß eine Expedition zur Befreiung Emin-Paschas heranrücke, wurde er unruhig. Er brach in echt afrikanischer Weise seine Beziehungen zu Emin ab, indem er dessen Gesandten, Kapitän Casati, unter allen Zeichen der Ungnade entließ. Casati wurde an einen Baum gebunden, nackt ausgezogen und schließlich in die Wildnis getrieben, um dort umzukommen. Emin-Pascha suchte das nordöstliche Ufer des Sees mit einem Dampfer nach dem Unglücklichen ab und fand ihn glücklicherweise nach einigen Tagen des größten Elends. Casati hat eine der schlimmsten Prüfungen durchgemacht, denn abgesehen von körperlichen Leiden und davon, daß ihm seine persönliche Ausrüstung entrissen wurde, verlor er auch noch seine Aufzeichnungen und Tagebücher — das Wertvollste, was ein Forschungsreisender besitzt.

Um so bewundernswerter ist die Standhaftigkeit, mit welcher der so schwer geprüfte Mann auch später bei seinem Freunde Emin ausharrte.

Die Kunde von der Annäherung der Expedition erregte auch die Leute Emins. Sie bildeten sich ein, daß Emin-Pascha mit der Expedition nach Süden entfliehen und sie einfach im Stich lassen wolle, während sie doch einsahen, daß niemand als nur Emin das Häuflein der Truppen und

Beamten zusammenhalten könne, und außerdem seiner Führung bedurften, um, wie sie immer wollten, nach Norden, nach Chartum abziehen zu können.

Infolgedessen brachen 190 Mann des ersten Bataillons nach Wadelai, wo Emin residierte, auf, um ihn zu zwingen, bei ihnen zu bleiben, oder ihn zu verhaften. Als Emin von ihren Absichten unterrichtet wurde, rief er aus: „Nun laßt sie mich töten. Ich fürchte den Tod nicht; laßt sie nur kommen, ich werde sie erwarten.“

Die Offiziere des zweiten Bataillons waren indessen einer anderen Meinung, sie sahen ein, daß die gewaltsame Gefangennahme des Pascha der ganzen Regierung ein Ende machen würde. Sie scharten sich zwar nicht um ihn zusammen, um ihn mit Waffen in der Hand zu beschützen, sondern flehten ihn, daß er nach einer der südlichen Stationen fliehen möchte. Nach langem Drängen ließ sich Emin zur Flucht bestimmen und ging nach der Station Msua. Als die Rebellen den Pascha nicht vorfanden und erfuhren, daß er mit seinen Dampfern nach Süden abgefahren sei, drangen sie auf die Offiziere ein und peitschten sie ordentlich durch. Dann zogen sie wieder in ihre Garnison ab.

Diese Nachricht erfuhr später Stanley von dem Kommandanten der Station Msua; Emin bestätigte sie, er hatte aber davon Stanley niemals aus eigenem Antriebe erzählt.

So hatte sich in Wirklichkeit die Lage Emins verschlimmert. Uganda und Unyoro waren feindlicher denn je gesinnt und im Innern nahmen die Unruhen zu. Allerdings war die Liebe und das Vertrauen zu Emin bei seinen Leuten vorhanden und er verzieh ihnen leicht ihren gewaltthätigen Schritt; er entschuldigte ihn durch ihre Unwissenheit, denn er hatte jahrelang unter ihnen gelebt, er kannte ihre Fehler und maß sie nicht mit dem Maßstab, den er aus Europa mitgebracht hatte, sondern auf Grund der Kenntnisse der Menschennatur, die er sich im dunklen Weltteil erworben.

So war die Lage der Dinge in der Aequatorprovinz beschaffen.

* * *

Die Nachrichten vom Aruwimi lauteten indessen trübe. Stanley war in dem dunklen Weltteil verschwunden; nach einem Jahre gelangte erst die von Deserteuren stammende unzuverlässige Nachricht, sie hätten Stanley in einem dichtbewaldeten, starkbevölkerten Lande verlassen, er sei im Kampfe mit den Eingeborenen durch einen Pfeilschuß verwundet worden. Aus anderen Teilen Afrikas kamen andere Nachrichten, welche Händlerkarawanen verbreiteten; die einen behaupteten, daß am Bahr-el-Ghasal ein „weißer Pascha“ mit einem Heere erschienen sei und gegen Chartum marschiere, die anderen sagten, Stanley sei tot. Alles wahre Tatarenbotschaften.

Casati meldete am 5. Dezember 1887, daß von der Annäherung Stanleys gar nichts verlaute. Wenn er aber acht Tage später von Giuaia aus am klaren Tage mit einem starken Fernrohr das gegenüberliegende Ufer des Albertsees hätte prüfen können, so hätte er auf dem Hochplateau von Kawalli eine Schar fremdartiger Gestalten erblicken können: Stanleys Expedition, welche jubelnd den Nyanza begrüßte, die aber aus Gründen, die wir bald mitteilen werden, wieder umkehren mußte!

Die Nachhut am Kongo wurde indessen von Tippu-Tib schmählich im Stich gelassen; sie erhielt spät nur 400 Träger und Major Barttelot setzte sich jetzt in Bewegung, um — Stanley zu suchen!

In Deutschland begann indessen eine rege Agitation zu Gunsten einer deutschen Expedition zur Befreiung Emin-Paschas, deren Führung Wißmann übernehmen sollte. Da trat in Afrika ein großer Umschwung ein.

An der Ostküste revoltierten die Araber gegen Deutsche und es mußte eine Expedition zur Niederwerfung des Aufstandes ausgerüstet werden, die von Wißmann geführt wurde. Vom Kongo kam auch eine Hiobspost: Major Barttelot wurde nach einem kurzen Marsche längs des Aruwimi von einem Manjematräger, den Tippu-Tib gestellt hatte, ermordet. Die Nachhut war der Auflösung nahe. Der Nachfolger Barttelots, Jameson, führte sie zurück in das Lager von

Yambuya und ging nach dem Kongo, um neue Träger zu besorgen, er starb aber am 17. August am Fieber in Bangala.

Die Befürchtungen über das Schicksal Stanleys wurden endlich zerstreut. Der Verschollene gab ein Lebenszeichen von sich; zunächst kam ein Brief Stanleys an Tippu-Tib in Europa an und im April 1889 trafen mit der Kongopost ausführliche Berichte Stanleys über den ersten Teil seiner Reise. Eine ausführliche Geschichte derselben soll dem



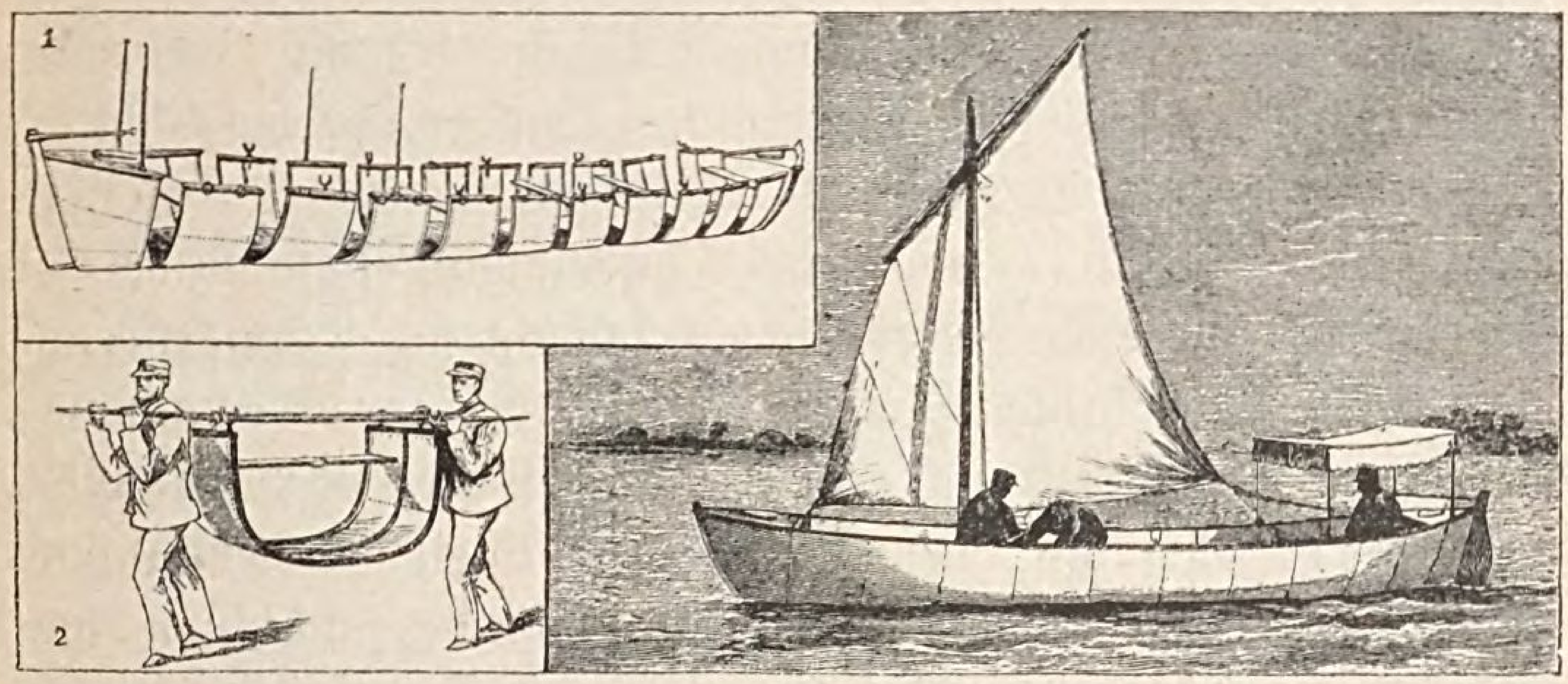
Stanleys Ankunft am Albertsee.

dritten Bande unserer Bibliothek vorbehalten bleiben. Hier wollen wir nur die Thatsachen hervorheben, die sich auf Emin selbst beziehen.

Die Entfernung von Yambuya zum Albertsee beträgt in der Luftlinie etwa 900 Kilometer. Auf diesem Wege mußte Stanley düstere Urwälder passieren, hatte mit Krankheiten, Hunger und feindlichen Eingeborenen zu kämpfen. Er hatte diesen Weg gewählt, um das Zusammentreffen mit den arabischen Sklavenjägern zu vermeiden, aber sie waren schon bis hierher vorgedrungen und Stanley zog durch verwüstete Länder und traf mit den Arabern zu-

sammen, welche seine Träger zur Desertion verleiteten. Das zerlegbare Boot mußte in der arabischen Kolonie Kilinga-Longa zurückgelassen werden. Als die Expedition den von Arabern verwüsteten Distrikt verließ, waren von 389 Teilnehmern nur noch 174 übrig und viele derselben hatten auch jetzt noch alle Hoffnung auf Leben verloren.

In dem reicheren Gebiet von Ibwiri wurde Rast gehalten, damit sich die Mannschaft erholen konnte; am 5. Dezember trat die Expedition aus dem düsteren Walde in die Ebene hinaus. Es war nicht mehr weit zum Albertsee, aber



Stanleys zerlegbares Boot.
1. Die zwölf Abteilungen des Bootes. 2. Eine von zwei Männern getragene Abteilung.

Masamboni, ein Vasall Kabregas, stellte sich den Fremden feindlich entgegen; am 11. Dezember wurde die Schlacht geschlagen; Masamboni mußte weichen und dann wurde unter kleineren Gefechten der Marsch fortgesetzt. Um 1 Uhr mittags den 13. Dezember rief Stanley seinen Leuten zu: „Bereitet euch auf den Anblick des Nyanza!“ Die Leute schüttelten die Köpfe, aber um 1 ½ Uhr lag der See wirklich zu ihren Füßen; unbeschreiblicher Jubel herrschte unter der Mannschaft. Kawalli, das Ziel der Expedition, war nur noch sechs englische Meilen in der Luftlinie entfernt.

Am nächsten Tage wurde der See erreicht, aber die Eingeborenen zeigten sich feindlich, Kanoes waren nicht zu erlangen und kein Baum zu finden, aus dem man ein solches hätte zimmern können; von Emin-Pascha keine Spur!

Die Expedition war zu schwach, um nach Wadelai zu marschieren. In den fünf Gefechtstagen in der Ebene waren fünf Kisten mit Patronen verbraucht worden. So beschloß Stanley nach Ibwiri zurückzukehren, dort ein Fort zu bauen, das Boot von Kilinga-Longa holen zu lassen und mit diesem nach dem See zurückzukehren, um Emin-Pascha zu suchen.

Alles wurde ausgeführt: in Ibwiri wurde das Fort Bodo errichtet und Aecker bestellt, Mais gesäet und Bananen gepflanzt. Dann zog Stanley zum zweitenmal nach dem Albertsee.

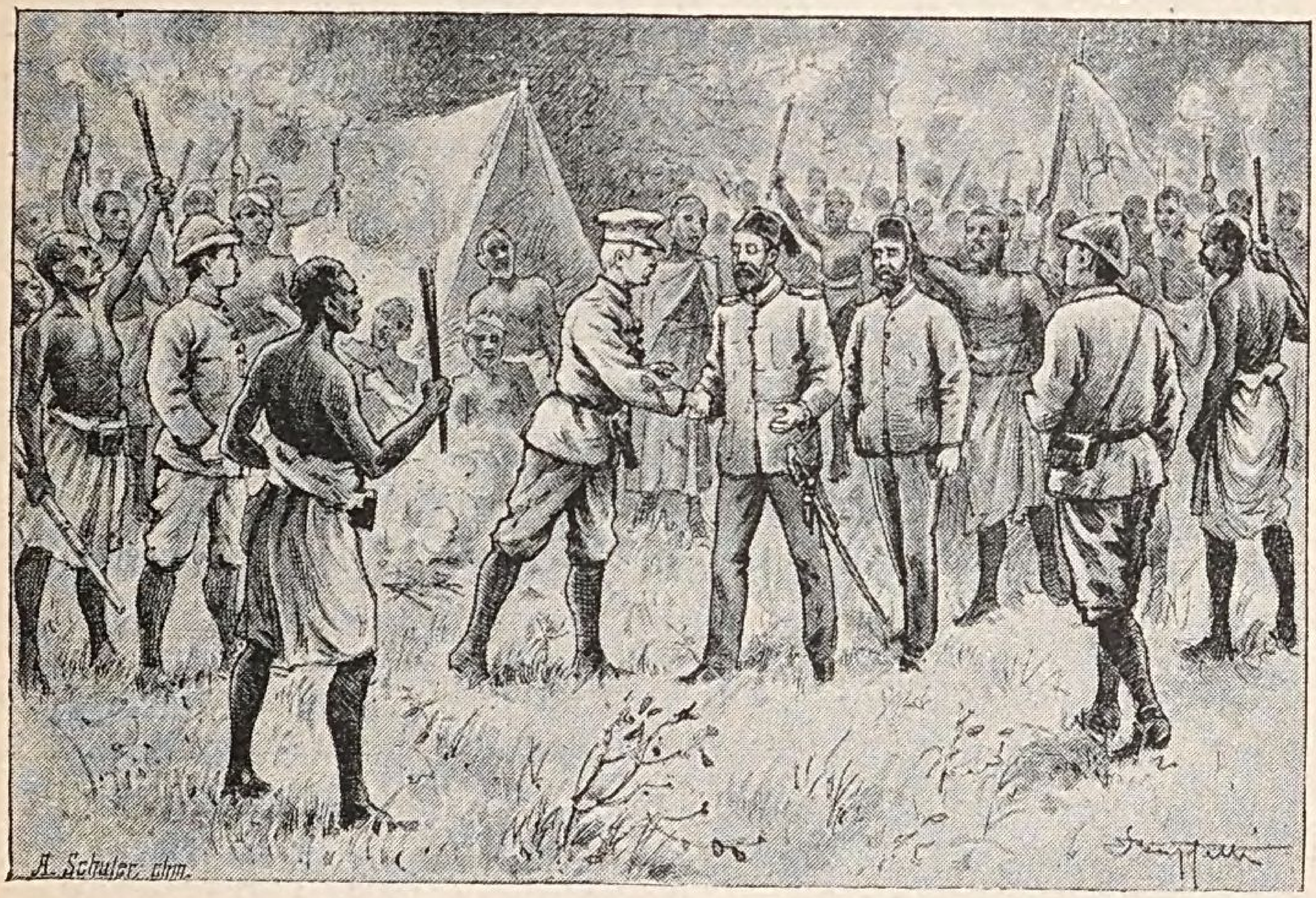
Der geschlagene Masamboni ließ sich diesmal bewegen, Freundschaft zu schließen; Lebensmittel wurden herbeigeschafft, Rinder, Ziegen, Schafe und Geflügel waren zur Stelle; man lebte „fürstlich“ und einen Tagemarsch vom Albertsee kamen auch die ersten erfreulichen Nachrichten. Eingeborene von Kawalli erzählten Stanley, daß ein Weißer namens Malejja ihrem Häuptling ein schwarzes Paket gegeben habe, welches derselbe ihm, dem Sohne des Weißen, behändigen solle. Die Leute erzählten zugleich Wundergeschichten von Schiffen so groß wie Inseln; es unterlag somit keinem Zweifel, daß jener Weiße der gesuchte Emin war. Am nächsten Tage brach Stanley zu dem Häuptling auf und erhielt ein in schwarzes amerikanisches Oeltuch eingewickeltes Schreiben Emins, in welchem dieser meldete, daß Gerüchte von der Ankunft eines weißen Mannes zu ihm gedrungen wären, und daß er ihn bitte, an dem Orte, wo er sei, zu bleiben, bis sich Emin mit ihm in Verbindung gesetzt habe.

Das Boot wurde nach dem Nyanza gebracht und Leutnant Jephson machte sich mit demselben nach Norden auf. Am 26. April erreichte er die äußerste Station Emins, Msua, wo die Angekommenen von der ägyptischen Garnison gastfreundlich empfangen wurden. Einer nach dem andern wurde umarmt und man hieß sie Brüder.

Stanley bezog inzwischen sein früheres Lager bei Kawalli, welcher Ort schon vor mehreren Jahren zerstört war,

und am 29. April 5 Uhr nachmittags kam der Dampfer „Khedive“ in Sicht. Um 7 Uhr abends trafen Emin, Casati und Jephson im Lager Stanleys ein.

Stanley kam trotz aller Entbehrungen, die er ertragen, und aller Kämpfe, die er bestehen mußte, nicht mit leeren Händen an; er konnte einige Vorräte Emin aushändigen, darunter 34 Kisten Munition, deren Wert ein ungeheurer war, da die Magazine der Provinz aufs äußerste erschöpft waren.



Zusammentreffen Emin-Paschas mit Stanley.

Die Lage Emins in diesem Augenblicke war dieselbe, wie wir sie beschrieben haben. Zwei Bataillone, das erste 750, das zweite 640 Mann stark, hielten die Stationen (im ganzen 14) auf einer Linie von 180 geographischen Meilen besetzt. Außerdem verfügte Emin noch über eine ziemlich ansehnliche Anzahl von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Schreibern und Dienern.

Aus unserer früheren Darstellung wird der Leser ersehen haben, daß Stanley hier eine Enttäuschung bevorstand. Die Eventualität, daß Emin werde bleiben wollen, war ja erwogen und in diesem Falle sollte ihm Stanley

die Munition ausliefern, aber man erwartete zur Zeit, da Stanley abreiste, mit größerer Sicherheit, Emin-Pascha werde den Rückzug antreten. Für alle Fälle war aber Stanley beauftragt, Emin einige Vorschläge zu machen, die Stanley selbst in folgender Anrede an Emin zusammenfaßt:

„Gut, Pascha, ich schlage Ihnen zweierlei vor: zunächst biete ich Ihnen an, weiter als Gouverneur über dieses Gebiet zu herrschen. Sie erhalten dafür ein jährliches Gehalt von 1500 Pfund und 12 000 Pfund jährlich Subsidien zur Bestreitung der Ausgaben für die Verwaltung des Landes. Sie sagen, Sie lieben die Arbeit, hier bietet sich also die günstigste Gelegenheit, Ihrer Neigung Genüge zu thun. Oder ich will Sie in ein Land führen, das ich kenne. Es ist so schön, wie Sie es nur irgend wünschen können. Sie können dort in Ruhe leben, weder von Mahdisten noch von revoltierenden Soldaten beunruhigt; Sie sind dort in ständiger Verbindung mit dem Meere und mit der Außenwelt und können auch dort nach Ihrer Neigung walten und schaffen. Sie sollen ein schönes, Ihrer Stellung entsprechendes Einkommen und Subsidien für Ihre Truppen erhalten. Ich bin nicht autorisiert, Ihnen diese Vorschläge zu machen, aber ich kann mich dafür verbürgen, daß man Ihnen alles erfüllt, was ich Ihnen hier sage. Ich habe zunächst natürlich die Pflicht, den Wünschen des Khedive gemäß zu handeln, aber ich sehe, daß Sie nicht geneigt sind, auf seinen Vorschlag einzugehen, die Provinz zu verlassen und mit uns zu ziehen, weil Sie glauben, daß Ihre Leute Ihnen nicht folgen würden. Gut, ich bin nicht gekommen, um Ihnen nur halbe Dienste zu leisten. Wählen Sie unter meinen beiden Vorschlägen. Ich wünsche einfach, Ihnen nützlich zu sein."

Diese rätselhaften Andeutungen Stanleys wurden später durch einen Brief des Hofmarschalls a. D. Graf Saint-Paul Illaire, dessen Sohn als Generalbevollmächtigter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar wirkt, in die richtige Beleuchtung gerückt. Das Schreiben lautet:

„Emin war Anfang März d. J. in Sansibar bei meinem Sohn. Er beklagte sich bitter, daß Stanley sich abfällig

über ihn in den Zeitungen geäußert. Besonders daß Stanley verbreitet habe, Emin wäre erst zu bewegen gewesen, mit ihm von Wadelai fortzugehen, nachdem ihm von Stanley 12000 Pfund Sterling geboten worden seien. Nachdem Stanley dies gesagt, wolle er (Emin) auch nicht mehr schweigen, sondern meinem Sohn genau mitteilen, was Stanley ihm angeboten habe:

„1) hat Stanley im Auftrag des Königs der Belgier angeboten: Emin tritt in die Dienste des Kongostaates als General, bestimmt sein Gehalt selbst, bleibt Gouverneur seiner Provinz und erhält als Verwaltungskosten 12000 Pfund Sterling, die er aber in Elfenbein ꝛc. in der Provinz selbst aufbringen muß;

„2) hat Stanley im Auftrage der British East African Company angeboten und hinzugefügt, daß er dem Emin-Pascha rate, diesen zweiten Antrag dem ersteren vorzuziehen: Emin nimmt seine ganze militärische Macht, die er aufbringen könne, 3 bis 4 bis 5000 Mann zusammen, begleitet mit derselben Stanley westlich und südlich um den Victoria-Nyanza herum, setzt sich in Kawirondo fest und gründet mehrere Stationen. Währenddessen geht Stanley durch Massailand nach Mombassa hinunter, holt von dort für Emin zwei zerlegbare Dampfer nach Kawirondo herauf. Nachdem dieselben auf dem Victoriasee schwimmen, erobert Emin Uganda und Unyoro. Derselbe gründet dort eine neue Provinz und dehnt sich nach Norden aus, d. h. also auf sein früheres Gebiet zu. Emin wird nun selbständiger Gouverneur dieser neuen Provinz mit einem zu vereinbarenden Gehalt im Dienst der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft."

Bemerkenswert ist dabei, daß Stanley selbst den Plan, die Aequatorprovinz dem Kongostaate anzugliedern, bekämpft; er war nunmehr überzeugt, daß die gewählte Route den Aruwimi entlang ganz und gar verfehlt war und als eine Verbindungsstraße nicht dienen konnte.

Der zweite Vorschlag konnte Emin nicht besonders verlockend erscheinen. Er war kein Soldat und die eventuelle Eroberung von Uganda und Unyoro hätten andere besorgen müssen.

Abenteuerlich erscheint aber der Plan noch darum, weil ja durch das Aufgeben der Provinz und den Marsch nach Kawirondo die verfügbaren Streitkräfte geschwächt werden mußten. Wenn man schon einmal auf Eroberungen ausgehen wollte, so konnten sich die Engländer zuerst in Kawirondo festsetzen und dann stand es ihnen und Emin frei, Uganda von zwei Seiten anzugreifen. Den Vorschlag, dieses Negerreich zu erobern, hat ja übrigens schon vorher der Unyorohäuptling Kabrega Emin gemacht. Nur die Befürchtung, daß die Hilfsmittel, welche mit Major Barttelot ausblieben, überhaupt nicht eintreffen würden, konnte Stanley schon damals bewegen, die sofortige Räumung der Provinz anzuraten.

Nachdem sich der Weg über den Kongo als unpraktisch erwiesen, hätte man, um Emin wirklich Hilfe zu bringen, die dritte Linie nördlich vom Victoria-Nyanza öffnen müssen, und es gab wenig Aussicht, daß man in Europa, um die Aequatorprovinz zu halten, weitere kostspielige Expeditionen ausrüsten würde; denn was hier helfen konnte, das war nur eine große Waren- und Pulverkarawane und nicht das Erscheinen eines mutigen, aber dürftig ausgerüsteten Europäers. Das europäische Kapital war schon so wie so stark in Afrika engagiert und der praktische Mann wußte wohl, daß begeisterte Zeitungsartikel wenig helfen, wenn kein genügendes Geld da ist. Das Hauptgros der Vorräte mit Major Barttelot war ja nicht eingetroffen. Die Hilfe, die bis jetzt gebracht wurde, war nur eine momentane. So konnte es leicht geschehen, daß das Zurückbleiben Emins zu einer Katastrophe führen würde. Darum suchte Stanley schon damals Emin zum Abmarsch zu bewegen.

Emin weigerte sich, das zu thun. Die inneren Gründe kennen wir bereits aus Emins Briefen; die äußeren gibt Stanley in seinen Briefen an.

„Wenn ich einwilligen sollte, von hier wegzugehen,“ sagte Emin, „so werden wir im ganzen 8000 Mann bei uns haben.“

Stanley erwiderte: „Wäre ich an Ihrer Stelle, ich

würde keinen Augenblick zaudern und nicht eine Sekunde im Zweifel sein darüber, was ich thun sollte."

Emin darauf: „Was Sie sagen, ist vollständig richtig, aber wir haben eine so große Menge Weiber und Kinder, wahrscheinlich 10000 Köpfe zusammen. Wie können sie alle von hier fortgebracht werden? Wir werden eine große Zahl von Trägern brauchen."

„Träger! Träger, wofür?" rief Stanley.

„Für die Weiber und Kinder. Sie wollen doch nicht, daß ich sie zurücklasse? Und sie können die Reise nicht zu Fuß machen."

„Die Weiber müssen marschieren, das wird ihnen eher gut als schlecht thun. Die kleinen Kinder laden Sie auf die Esel, von denen Sie, wie ich höre, ungefähr 200 haben. Ihre Leute werden im ersten Monat nicht weit kommen, aber nach und nach werden sie sich daran gewöhnen. Die Sansibarfrauen sind mir auf meiner zweiten Expedition quer durch Afrika gefolgt. Warum sollen Ihre schwarzen Weiber nicht dasselbe können? Fürchten Sie nicht für sie, sie werden besser marschieren als die Männer."

„Aber sie werden einen ungeheueren Vorrat von Lebensmitteln für die Reise nötig haben."

„Sicherlich, aber Sie haben einige tausend Stück Rindvieh, glaube ich. Diese liefern Fleisch. Die Länder, welche wir durchziehen, müssen Getreide und Gemüse liefern."

„Gut, gut, wir werden morgen weiter darüber sprechen," unterbrach Emin.

Die Schilderungen, die wir unseren Lesern bis jetzt geboten haben, setzen sie gewiß in den Stand, sich ein unparteiisches Urteil über diese Unterhaltung zu bilden. Die Länder müssen Getreide und Gemüse liefern! Das war leicht gesagt. Auf seinen Zügen durch Afrika hatte Stanley nur Hunderte von Begleitern — und wie oft geriet er mit ihnen in die schlimmsten Nahrungssorgen, oft waren sie dem Hungertode nahe, zu Skeletten abgemagert, auf dem letzten Marsche allein hatte er die Hälfte seiner Mannschaft verloren. Würde es für Tausende leichter gewesen sein,

Getreide und Gemüse zu beschaffen? Einer Masse, die nach Tausenden zählte, würde kein afrikanischer Stamm freundlich entgegentreten, im besten Falle würden alle Eingeborenen fortfliehen, ihre Nahrungsvorräte in Wälder und Berge fortschleppen. Emin kannte aus eigener Erfahrung solche Massenzüge selbst in kornreichen Ländern Innerafrikas; erinnern wir nur an den Zug nach dem Bahr-el-Ghasal, den Junker mitgemacht hatte (vgl. Bd. I), und er konnte nicht leichten Herzens auf einen solchen Vorschlag eingehen. Ein solcher Auszug der Aegypter und Sudanesen wäre der grauenhafteste Zug gewesen, den jemals Afrika geschaut hätte.

Am folgenden Tage wurde die Besprechung dieser Angelegenheit fortgesetzt. Emin bemerkte dabei:

„Was Sie mir gestern gesagt haben, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß es am besten ist, wir ziehen uns von hier zurück. Die Aegypter sind völlig gewillt, abzuziehen. Es sind ihrer ungefähr hundert, außer den Frauen und Kindern. Bei diesen habe ich kein Bedenken. Aber selbst wenn ich hier bliebe, so würde ich froh sein, sie los zu werden, weil sie meine Autorität untergraben und alle meine Bemühungen wegen des Abzuges zunichte machen. Als ich ihnen sagte, Chartum sei gefallen und Gordon-Pascha erschlagen, da erzählten sie den Nubiern immer, das sei ein von mir ersonnenes Märchen; eines Tages würden wir die Dampfer den Fluß heraufkommen sehen, um sie zu befreien. Indes die Regulären, welche das erste und zweite Bataillon bilden, sind äußerst zweifelhaft. Sie haben hier ein so freies glückliches Leben geführt, daß sie zaudern würden, ein Land zu verlassen, wo sie Freuden genossen haben, die ihnen in Aegypten nicht zu teil werden. Die Soldaten sind verheiratet und einige unter ihnen haben Harems. Manche von den Irregulären würden auch abziehen und mir folgen. Nun nehmen Sie an, die Regulären weigerten sich, abzuziehen, so können Sie sich vorstellen, daß meine Stellung eine sehr schwierige werden würde. Thäte ich recht, wenn ich sie ihrem Schicksal überließe? Würde ich sie nicht alle dem Verderben überliefern?



Emin-Pascha und die Meuterer.

Ich müßte ihnen ihre Waffen und Munition zurücklassen und nach meinem Weggange würde alle Disziplin zu Ende sein. Es würde Streit entstehen und Parteien würden sich bilden. Die Ehrgeizigeren würden mit Gewalt Hauptleute werden wollen und aus diesen Eifersüchteleien würden Haß und gegenseitiges Gemetzel entstehen, bis keiner mehr übrig bliebe."

Die Aegypter wollte Emin auf alle Fälle gern los werden. Casati teilte die Meinung Emins und gab die Erklärung: „Wenn der Gouverneur bleibt, bleibe ich. Wenn der Gouverneur geht, gehe ich."

Die Entscheidung konnte selbstverständlich nicht sofort getroffen werden, denn man mußte auch die Truppen und die Beamten fragen, auch ihnen war ja die Wahl gestellt zu gehen oder auf eigenes Risiko zu bleiben.

Man einigte sich darum zunächst zu folgendem Vorgehen. Stanley sandte auf Emins Verlangen eine Botschaft an die Truppen der Aequatorialprovinz, Jephson blieb mit einigen Sudanesen Stanleys bei Emin. Stanley selbst aber beschloß, mit seinen Mannschaften und 101 Trägern, die ihm Emin-Pascha gegeben hatte, nach dem Aruwimi zurückzugehen und nach dem Verbleib der Nachhut zu forschen. Emin versprach, binnen zwei Monaten Fort Bodo zu besuchen und Jephson dorthin mitzunehmen, den Offizieren des Forts wurde aber die Instruktion erteilt, dasselbe nach der Ankunft des Pascha zu zerstören und ihm nach dem Albertsee zu folgen.

Der Rückmarsch an den Aruwimi ging gut und ohne Verlust von statten. Fort Bodo befand sich im blühenden Zustande. Eine Ernte Mais war bereits eingebracht und Stanley konnte jeden seiner Träger mit 60 Pfund Mais belasten. Am 16. Juni verließ er Bodo mit 111 Sansibariten und 101 Trägern Emins, aber vergebens hoffte er, bald auf Major Bart.elot zu stoßen. Erst am 17. August fand er das Lager desselben nicht weit von dem Ausgangspunkte der Expedition an einem Orte Namens Bunalya. Am Thore der Einzäunung, schreibt Stanley, stand ein

Weißer, den ich anfänglich für Mr. Jameson hielt, der sich beim Näherkommen aber als Mr. Bonny erwies, welcher seine ärztlichen Funktionen in der Armee aufgegeben hatte, um uns zu begleiten.

„Nun, lieber Bonny, wo ist der Major?"

„Tot, Herr; vor etwa einem Monat von den Manjema erschossen."

„Gütiger Gott! Und Mr. Jameson?"

„Ist nach den Stanley-Fällen gegangen, um zu versuchen, ob er nicht weitere Mannschaften von Tippu-Tib erhalten kann."

„Und Mr. Troup?"

„Ist krank nach Hause zurückgekehrt."

„Hm, wo ist denn Mr. Ward?"

„In Bangala."

„Allmächtiger Gott! Dann sind Sie also der einzige Weiße hier?"

„Ja, Herr!"

Die Nachhut war gänzlich desorganisiert — ein Wrack. 257 Mann hatte Stanley bei seinem Abmarsch zurückgelassen. Jetzt fand er nur 71 vor und davon nur noch 52 diensttauglich, die aber auch meist wie Schreckgespenster aussahen. Auch Stanley traf dabei ein Mißgeschick. Er hatte Yambuya nur mit einer knappen Ausrüstung verlassen und seine persönlichen Effekten unter der Obhut der Offiziere zurückgelassen. Darüber schrieb Barttelot unmittelbar vor seinem Aufbruch an das Comité: „Ich war gezwungen, Mr. Stanleys Kisten zu öffnen, da ich alle seine Sachen nicht befördern kann und ich kein anderes Mittel hatte, um den Inhalt festzustellen. Es sind ihm auch zwei Kisten Madeirawein geschickt worden; die eine sende ich zurück, die andere habe ich zur Hälfte an Troup gegeben und den Rest nehmen wir als medizinische Stärkung mit." Stanley schreibt dagegen über dasselbe Thema: „Im Januar schlug Mr. Ward in einer Versammlung der Offiziere vor, meine Instruktionen für ungültig zu erklären. Demgemäß wurde meine persönliche Ausrüstung, Arzneien, Seife, Kerzen und Proviant als

‚Ueberflüssiges‘ den Kongo hinabgeschickt. Ich finde mich also, nachdem ich dies ungeheure persönliche Opfer gebracht habe, um sie entsetzen und aufzumuntern, nackt und selbst der in Afrika notwendigsten Gegenstände entblößt. Seltsamerweise aber haben sie zwei Hüte, vier Paar Stiefel und eine Flanelljacke zurückgelassen, und ich beabsichtige jetzt, mit dieser wahrhaft afrikanischen Ausrüstung zu Emin-Pascha zurückzukehren und quer durch Afrika zu marschieren. Der arme Livingstone war, als ich ihn antraf, vollständig in Lumpen, diesmal ist es der Entsatzbringende selbst, welcher sich in Lumpen befindet. Glücklicherweise wird mich kein einziger meiner Offiziere beneiden, denn ihre Ausrüstungen sind völlig intakt — nur ich allein galt als tot."

Anstatt der 900 Mann, mit denen Major Barttelot die Vorräte zu Emin bringen sollte, verfügte Stanley nunmehr etwa über 300 Mann und konnte dementsprechend nur den geringeren Teil der Lasten fortschleppen. Der Marsch nach dem Albertsee gestaltete sich auch diesmal schwierig und einmal war sogar die Expedition dem Hungertode nahe. Am 20. Dezember erreichte man Fort Bodo. Es bestand noch und Leutnant Stairs befand sich dort mit seiner Garnison von 51 Köpfen — aber Emin-Pascha und Jephson waren trotz des gegebenen Versprechens nicht gekommen, auch waren von ihnen keine Nachrichten eingetroffen.

Voller Besorgnis marschierte Stanley vorwärts und in der Nähe des Sees begegneten ihm Boten mit Briefen von Jephson. Unerwartete, niederschmetternde Nachrichten. Was Emin-Pascha befürchtete, war eingetroffen. Die Botschaft Stanleys hatte einen schlimmen Erfolg gehabt. Emin und sein neuer Gefährte Jephson, der von Stanley den Auftrag erhalten hatte, den Stand der Dinge in der Aequatorprovinz genauer kennen zu lernen, wurden zwar überall in Wadelai und in der Station Dufilé mit den gebührenden Ehren empfangen: die Soldaten bildeten Spalier und die Menge des Volkes drängte sich heran, um den neuen Freund des Pascha zu sehen. Aber der Keim zur Gärung war bereits vorhanden. Dem Pascha feindlich gesinnte Offiziere und

Beamte zogen umher und erzählten den Leuten, sie hätten Stanley gesehen; er sei aber nur ein Abenteurer und nicht von Aegypten gekommen; die mitgebrachten Briefe vom Khedive und vom Nubar-Pascha seien Fälschungen; Chartum sei nicht gefallen. Sie beschuldigten den Pascha, daß er im Komplott mit Stanley sie samt ihren Frauen und Kindern aus dem Lande führen wolle — um sie als Sklaven an Eng-



Emin-Paschas und Jephsons Einzug in Dufilé.

länder auszuliefern. Die schlimmen Elemente, etwa ein halbes Dutzend Aegypter, unterstützt von den Soldaten in Laboré, nahmen am 18. August Emin und Jephson gefangen und beriefen eine Versammlung nach Dufilé, in welcher darüber, was man thun sollte, beraten wurde. Die Besonneneren wurden durch die Rebellen eingeschüchtert und gaben zu allem ihre Zustimmung. Diese Versammlung setzte den Pascha ab, entfernte alle ihm befreundete Offiziere von ihren Posten und übergab dieselben ihren Gesinnungsgenossen.

Es war dies eine Offizierrevolte; die Soldaten, mit Ausnahme der Besatzung von Laboré, verhielten sich durch-

aus ruhig und leisteten den Befehlen der Offiziere Folge. Nur in einer Beziehung traten sie zu Gunsten des Pascha ein, sie erklärten, daß sie den Gehorsam verweigern würden, wenn jemand an ihn die Hand legen wollte. So sahen sich die Rebellen genötigt, Emin glimpflich zu behandeln und wagten nicht, wie das einige vorschlugen, ihm Ketten anzulegen. Jephson wurde gleichfalls gefangen gesetzt, durfte aber wenigstens in der Station frei umhergehen. Diese milde Behandlung hatte einen besonderen Grund, die Verräter wollten Stanley eine Falle stellen und sich seiner Vorräte bemächtigen.

Da geschah wieder etwas Unerwartetes. Die Mahdisten, die man schon beinahe vergessen hatte, erschienen plötzlich mit drei Dampfern, neun „Sandalen" und „Nuggers" (Barken) vor der alten Station Lado und setzten sich dort fest. Ihre Zahl betrug etwa 1500 Mann. Bald darauf sandten sie drei Pfauenderwische mit einem Brief an Emin-Pascha, dessen Abschrift durch die Bemühungen Jephsons erhalten wurde. Dieser Brief ist eines der interessantesten Aktenstücke, welche uns aus dem Mahdikriege überkommen sind und beweist, wie sehr der Ruf von der Gerechtigkeit und Güte Emins im Sudan verbreitet war. Als die Gesandten des Mahdistengenerals am 17. Oktober 1888 ankamen, wurden sie von den Rebellen gefangen genommen und mit Knüppeln zu Tode geprügelt, um Nachrichten aus ihnen herauszubekommen. Der Brief wurde ihnen abgenommen und dem Pascha nicht gegeben; aber der Sohn eines seiner Getreuen schlich sich nachts mit großer Gefahr in den Divan der Rebellen und schrieb ihn ab. Jephson sandte die Abschrift, sowie eine Uebersetzung von Emin an Stanley und so wurde der Brief später in Zeitungen veröffentlicht. Es ist in ihm auch von dem Schicksal der in Gefangenschaft geratenen ehemaligen Gordonschen Beamten die Rede. Im großen und ganzen dürfte die Darstellung der Wahrheit entsprechen, obwohl andererseits die Mahdistengeneräle so viel gelogen haben, daß gerade in der letzteren Hinsicht ihre Eröffnungen mit Vorsicht aufzunehmen sind. Die wichtigsten Abschnitte dieses Briefes lauten:

„Von dem Diener Gottes, Omar Salih, Offizier des Mahdi, dem wir unseren ehrfurchtsvollen Gruß entbieten — ernannt zur Führung der Geschäfte in der Provinz Hatt-el-Estiwa, an den geehrten Mohammed Emin, Mudir von Hatt-el-Estiwa.

„Möge Gott ihn auf den Pfad seiner Gaben führen, Amen. — — —

„Da sie verständig sind und einen guten Rat verstehen, so denken wir in aller Freundschaft von Ihnen; denn wir haben von Ihnen durch viele Ihrer Freunde gehört, welche uns von Ihrem Leben und Ihrem Wirken erzählt haben. Darunter befindet sich auch Osman Erlab, Ihr Bote, der mit uns gekommen ist, und andere. Da wir gehört haben, daß Sie freundlich gegen Ihre Leute sind und die Gerechtigkeit lieben, so haben wir beschlossen, Ihnen von unseren Thaten und unserer Stellung zu erzählen, da viele Leute Ihnen feindlich gesinnt sind und nicht die Wahrheit über unsere Sache sprechen, sondern sie vielleicht verleugnen.

(Hier folgt eine lange Aufzeichnung der bekannten Ereignisse im Sudan bis zum Fall Chartums, dann fährt der General fort:)

„Jetzt sind wir mit drei Dampfern und mit Sandalen und Nuggers, gefüllt mit Soldaten der Armee Gottes unter unserem Befehle, gekommen und von dem allmächtigen großen Oberhaupte aller Moslems, dem ewig Siegreichen in seiner Religion, der an Gott, den Herrn der Welt, glaubt, von dem Khalifen, dem Mahdi — möge Gott ihm seine Gnade schenken — mit seinen heiligen Befehlen, welche die Befehle Gottes und Seines Propheten sind, zu Ihnen gesandt, und es ist Ihre Pflicht, diesen Befehlen auf Grund der religiösen Lehren zu gehorchen, Ihre und die Pflicht derjenigen, die sonst noch bei Ihnen sein mögen, einerlei, ob Moslems, Christen oder andere; und wir bringen Ihnen Nachrichten, welche Ihr Wohlergehen in dieser und der anderen Welt sichern werden; und wir kommen, um Ihnen zu sagen, was Gott und Sein Prophet wünschen, um Sie und wer noch bei Ihnen sein mag, der vollen Begnadigung und des

Schutzes für Ihre Kinder und Güter durch Gott und seinen Propheten zu versichern unter der Bedingung, daß Sie sich Gott unterwerfen.

„Auf Erlaubnis unseres Herrn haben wir einige geschriebene Briefe von einigen Ihrer Brüder, die Ihnen wohlwollen, bei uns; dieselben sind von Abdul Kader Slatin, der früher Mudir von Darfor war; Mohammed Said, früher Georgi Islamboulia genannt; Ismail Abdullah, früher Boles Salib genannt, ein Kopte; und vielen anderen, welche mit Ihnen sympathisieren und jetzt durch die Gnade des Mahdi geehrt werden. Da sind auch Briefe von Ihrem Gefährten Abdullah Lupton, dem früheren Mudir vom Bahr-el-Ghasal, Ibrahim-Pascha Fanzi, Nur-Bey und Ibrahim-Bey, dem Befehlshaber von Kordofan. Gott hat ihnen allen mit seinem Segen geholfen und sie sind jetzt wohlhabend und haben keine Sorgen, denn Gott hat ihnen mehr gegeben, als sie je an weltlichen und himmlischen Gütern besessen haben; nachdem sie Freunde des Mahdi geworden waren, hat Gott sie belohnt.

„Nun hat der Khalif, der Mahdi, aus Nachsicht für Sie, da Sie in den Händen der Neger allein gelassen sind, und aus Mitleid für Ihre verlorene Lage — denn man hat schon seit langer Zeit keine Nachrichten mehr von Ihnen und Sie müssen jegliche Hoffnung verloren haben — uns, wie ich schon bemerkt habe, mit einer Armee zu Ihnen gesandt, um Sie aus dem Lande der Ungläubigen zur Vereinigung mit Ihren Brüdern, den Moslems, zu führen. Unterwerfen Sie sich daher mit Freuden den Wünschen Gottes und kommen Sie sofort zu mir, wo ich auch sein möge, denn ich bin Ihnen jetzt so nahe, daß ich Sie mit den heiligen Geboten ehren kann. Sie werden dieselben voll von wunderbaren Dingen finden, von denen Ihre Rettung in dieser und der anderen Welt abhängt, und Sie werden darin den Willen Gottes, des Herrschers der Welt, finden. Ich habe auch hinzuzufügen, daß ich auf Befehl Seiner Hoheit — den niemand verleugnen kann — komme, daß ich Sie ehren und für Sie sorgen soll und daß, wenn wir zusammen-

treffen, alle Ihre Wünsche erfüllt werden sollen, wenn Sie nach dem Wunsche des Herrn einer unserer wahren Gläubigen werden.

„Und nun seien Sie guten Mutes und zögern Sie nicht. Ich habe genug gesagt für jemand, dessen Verstand klar ist, und wir beten jetzt, daß Gott Sie unserem Herrn zuführen möge, denn wir glauben, daß Sie zu denjenigen gehören, welche guten Rat hören und ihn befolgen, und in Wahrheit, derselbe ist Gottes Gabe. Zu den Dingen, welche beim Khalifen, dem Mahdi, zu Ihren Gunsten sprachen, gehört die Ankunft Ihres von unserem Freunde Osman Erlab überbrachten Briefes, welcher Ihre Unterwerfung andeutet. Er hat diesen Brief empfangen und war sehr angenehm davon berührt, und deshalb und wegen der Nachsicht des Khalifen, des Mahdi, gegen Sie sind wir, wie ich Ihnen erwähnt habe, hierher gekommen.

„Möge Gott Sie bei allem Ihrem Thun segnen und unterstützen. Salaam."

So spielt jener die Unterwerfung anzeigende Brief Emins, den die verschollene Gesandtschaft an Keremallah mitgenommen hatte, noch einmal eine merkwürdige Rolle. Das Schreiben des Mahdistengenerals läßt in uns aber die Annahme entstehen, daß Emin, selbst wenn er vor den Mahdisten die Waffen hätte strecken müssen, auch mitten unter den fanatischen Arabern und Sudanesen eine hervorragende Stellung eingenommen hätte und auch dort ein Vorkämpfer der Kultur geblieben wäre. Er hätte es vielleicht vermocht, die großen Gebiete des Reiches des Mahdi wieder dem Handel zu eröffnen und so die neue Aera herbeizuführen, von der er in seinen Briefen sprach, denn dieser Ausgang der Dinge wird sich über kurz oder lang vollziehen.

Als die Boten mit einer Antwort auf diesen Brief nicht wiederkamen, griffen die Mahdisten nach einigen Tagen die nördlichste Station Redjaf an. Das Kriegsglück wandte sich von den Rebellen ab. Die Station wurde vom Feinde erobert; fünf Offiziere und viele Soldaten wurden getötet, viele Weiber und Kinder gefangen genommen, alle Vorräte

und die ganze Munition von Redjaf fiel in die Hände der Sieger.

Diese Nachricht versetzte alle in den größten Schrecken; aus den nächsten Stationen Bedden, Kiri, Muggi rettete sich alles, Soldaten, Weiber und Kinder in wilder Flucht nach Laboré; in Kiri wurde sogar die Munition im Stich gelassen, der sich sofort die Eingeborenen bemächtigten.

Dabei herrschte überall die größte Verwirrung. Das Oberhaupt, die einheitliche Leitung fehlte. Widersprechende Befehle wurden erteilt und niemand befolgte sie, bis endlich die Offiziere und eine große Zahl von Soldaten Muggi wieder besetzten, um dort den Mahdisten von neuem Widerstand zu leisten. Indessen erhoben sich auch die Bari und schlossen sich dem Feinde an.

So drohte mit einemmal der Aequatorprovinz dasselbe Schicksal, von welchem die anderen Garnisonen des Sudan ereilt wurden. Während der Entsatz so nahe war, schien das Ende zu nahen. In diesem Augenblicke der Not erwarteten alle mit Sehnsucht die Rückkehr Stanleys, der jetzt selbst den rebellischen Offizieren als der einzige Retter in der Not erschien.

Unter diesem Eindruck schrieb Jephson an Stanley: „Weder der Pascha noch ich glauben an die geringste Gefahr, daß jetzt der Versuch gemacht werden wird, Sie gefangen zu nehmen, da die Leute nunmehr vollständig überzeugt sind, daß Sie von Aegypten kommen, und sie von Ihnen erwarten, daß Sie sie aus ihren Schwierigkeiten befreien. Nichtsdestoweniger würde es sich empfehlen, Ihr Lager zu befestigen.“

Die Offiziere rafften sich indessen auf und zogen gegen Redjaf, um es wieder zu erobern; aber sie erlitten eine Niederlage und es fielen dabei sechs Offiziere, darunter die schlimmsten Feinde Emins. Jetzt revoltierten auch die Soldaten und erklärten, daß sie keinen Versuch zu kämpfen weiter machen würden, wenn der Pascha nicht freigegeben würde. So wurde der Gefangene von Dufilé freigelassen und mit Jephson nach Wadelai geschickt, wo er thun konnte,

was er wollte. Daß diese Handlungsweise der Soldaten Emin an seine Leute noch mehr fesseln mußte, daß er seinem Charakter gemäß auch die letzte Revolte ihnen verzieh, ist selbstverständlich.

Am 25. November rückten die Mahdisten gegen Dufilé vor. 500 Soldaten scharten sich zusammen, um die Station zu verteidigen und nach viertägigen Kämpfen gelang es ihnen, den Feind zu schlagen und zurückzuwerfen. Er zog sich nach Redjaf zurück und sandte die Dampfer nach Chartum, um von dort Verstärkungen zu holen.

So war wieder eine Frist gewonnen, in welcher, da die Gefahr unmittelbar nicht bevorstand, die Gemüter sich beruhigten. Emin-Pascha war indessen nicht mehr der Gouverneur von Hatt-el-Estiwa; er hatte die Zügel der Regierung nicht mehr ergreifen können, da er noch immer eine starke Partei gegen sich hatte.

Unter diesen trostlosen Verhältnissen brach das Jahr 1889 an. Der Feldzug gegen die Mahdisten hatte die Munitionsvorräte in der bedenklichsten Weise erschöpft, es befand sich in den Regierungsmagazinen davon nur so viel, daß alles in einer einstündigen Schlacht verschossen werden würde. Rebellen standen an der Spitze der Verwaltung, und aus früheren Schilderungen kennen wir den Charakter der Aegypter im Sudan zur Genüge. War da unter diesen Umständen daran zu denken, die Provinz, wie man behauptete, sei es für England, sei es für den Kongostaat, zu annektieren? Wenn auch ein solcher Plan vorhanden gewesen wäre, hätte er doch nur in dem Falle ausgeführt werden können, wenn Emin über eine Schar treuer, zuverlässiger Leute verfügte. Stanley und seine Offiziere konnten sie unmöglich als treu und zuverlässig erachten; außerdem war ja die Gefahr von seiten der Mahdisten wieder dringend geworden.

Es konnte somit nur die Frage erörtert werden, wie die Provinz geräumt werden sollte. Wenn Emin und andere Europäer in ihr länger bleiben würden, so würden sie über kurz oder lang zu Grunde gehen müssen, unnötigerweise die Reihe der Opfer im Sudan vermehren.

Stanley kam es jetzt darauf an, in erster Linie Emin und Casati zu retten, mit den verräterischen Aegyptern machte er wenig Umstände, sie und die Negersoldaten konnten gehen oder bleiben. Das Bestreben Stanleys war also darauf gerichtet, Emin zurückzubringen und er suchte ihn mit aller Kraft dazu zu bewegen. Man hat infolgedessen behauptet, Stanley habe dadurch einen äußeren Erfolg sich sichern wollen. Aber man hat in Europa vergessen, daß Stanley ausgezogen war, nicht um die Provinz zu halten, sondern um Emin zurückzubringen, wenn die Verhältnisse unhaltbar waren, oder ihn zu unterstützen, wenn er bleiben wollte und konnte. Nun waren die Zustände unhaltbar und es war Stanleys Pflicht, auf Emins Rückkehr zu dringen. Stanley wußte ja, was Emin in nächster Zeit von Europa zu erwarten hatte, er wußte aus eigener Erfahrung, was es hieß, eine Expedition nach dieser Provinz zu unternehmen, um sie zu verproviantieren! Hätte er Emin und Casati zurückgelassen, und wäre dann nach Europa die Kunde gekommen, daß beide irgendwo ermordet oder in die Gefangenschaft der Mahdisten abgeführt wurden, dann hätte man ihm gleichfalls Vorwürfe gemacht, daß er nicht vorsichtig genug gehandelt habe.

Man kann nur darüber streiten, ob Stanley die richtigen Mittel angewandt habe. Es bestand von Anfang an zwischen den beiden Männern ein prinzipieller Gegensatz. Stanley ist aus hartem Holz gezimmert, energisch, gewohnt und gewillt, daß man seinen Befehlen gehorche, er verträgt keinen Widerspruch und es ist ihm unbegreiflich, wie man mit Empörern und Verschwörern weiter paktieren könne. Emin dagegen zeichnet sich ohne Zweifel gleichfalls durch Ausdauer und Energie aus; derselbe persönliche Mut ist auch ihm eigen; auch er kann entbehren wie Stanley — aber die Härte Stanleys ist ihm fremd. „Meister“ nannten die Neger der Expedition Stanley; „Vater“ nannten die Leute in der Aequatorprovinz Emin. Beide Ausdrücke sind nur konventionell und in den betreffenden Gegenden üblich; aber man kann sie heranziehen, um den Gegensatz zwischen

Stanley und Emin zu charakterisieren. Emin fühlte sich mit seinen Leuten durch innige Bande vereinigt, wie sie in Familien vorhanden sind; er verzieh seinen „Söhnen" die Fehler, die ein General seinen Soldaten, ein Meister seinen Schülern niemals vergeben würde. Der Gegensatz zwischen Stanley und Emin ist somit tief in der Natur beider begründet .... Der Konflikt ist ein innerer und dies gerade steigert das dramatische Moment in der Geschichte der Befreiung Emin-Paschas, dies gerade bewegt so sehr die Gemüter und läßt sie Partei ergreifen für diesen oder jenen der beiden Helden.

Wenn wir die Politik außer acht lassen und nur das rein Menschliche in Betracht ziehen, so schwinden die Rätsel des vielbesprochenen Gegensatzes, so wird uns das Hervortreten Stanleys und das Schweigen Emins verständlich; und wir brauchen in der That keine andere Enthüllung, um den Verlauf der weiteren Ereignisse natürlich zu finden.

Stanley war erstaunt, als er in den Briefen Jephsons keine Andeutung fand, ob sich Emin endlich entschlossen habe, zu gehen. Schwankte er noch immer? „Bei jedem anderen Manne als dem Pascha oder Gordon," schreibt Stanley, „sollte man denken, daß er als Gefangener und in der stündlichen Erwartung eines wütenden Feindes, der ihm den Todesstoß gibt, mit Freuden die erste Gelegenheit benutzen würde, um ein Land zu verlassen, das von seiner Regierung aufgegeben worden ist."

An Jephson schrieb nun Stanley folgendes: „Ich will dem Pascha in irgend einer Weise helfen, aber er muß mir ebenfalls helfen und mir Glauben schenken. Wenn er aus seinen Schwierigkeiten heraus will, dann bin ich sein ergebenster Diener und Freund; wenn er aber nochmals zögert, würde mich Verwunderung und Verwirrung ergreifen. Ich könnte ein Dutzend Paschas retten, wenn sie gerettet werden wollen. Ich würde den Pascha auf den Knieen anflehen, seinen eigenen Fall zu bedenken. Er ist in allen übrigen Dingen, selbst im eigenen Interesse klug genug. Seien Sie freundlich und gut gegen ihn wegen seiner vielen Tugenden,

lassen Sie sich aber nicht auch von der verderbenbringenden Faszinierung erfassen, welche das Gebiet des Sudan in den letzten Jahren für alle Europäer gehabt zu haben scheint. Sobald sie seinen Boden betreten haben, scheinen sie in eine Wirbelströmung gezogen zu werden, welche sie hinabsaugt und mit ihren Wogen bedeckt. Das einzige Mittel, ihr zu entgehen, ist, allen Befehlen von auswärts blind, ergeben und ohne zu fragen zu gehorchen.

„Das Comité hat gesagt: ‚Entsetze Emin-Pascha mit dieser Munition. Wenn er das Land verlassen will, wird die Munition ihn hierzu in den Stand setzen; wenn er zu bleiben vorzieht, wird sie ihm von Nutzen sein.‘ Der Khedive sagte dasselbe und fügte hinzu: ‚Wenn der Pascha und seine Leute aber zu bleiben wünschen, so thun sie dieses auf ihre eigene Verantwortlichkeit hin.‘ Sir Evelyn Baring hat dasselbe in klaren und entschiedenen Worten gesagt, und nun befinde ich mich nach einem Marsche von 4100 Meilen mit den letzten Ersatzmitteln hier. Möge derjenige, welcher dazu befugt ist, sie übernehmen. Kommen Sie, ich bin bereit, ihm mit meiner ganzen Kraft und mit meinem Verstande zu Hilfe zu kommen. Diesmal darf aber kein Zögern sein, sondern ein positives Ja oder Nein; dann kehren wir heim.“

Am 6. Februar kam Jephson in Stanleys Lager an. Aus seinen Berichten entnahm Stanley, daß Emin „nur einen Schein — einen reinen Fetzen“ von Autorität besaß, und daß er bei der Rebellion sicher sein Leben verloren hätte, wenn die Offiziere dem Pascha nur einen einzigen Fall von Ungerechtigkeit, Grausamkeit oder Nachlässigkeit gegen seine Leute nachzuweisen vermocht hätten. „Die Empfindsamkeit ist des Pascha ärgster Feind; niemand hält Emin-Pascha zurück als Emin-Pascha selbst,“ sagte Jephson.

Stanley drängte nun in einem Schreiben an Emin auf Entscheidung. Er fragte an, ob er in die Provinz dringen und dort Emin Hilfe leisten solle, oder ob Emin zu ihm kommen wolle. Er schlug als das Zweckmäßigste vor, Emin möge von einem Dampfer Besitz nehmen und nach Kawalli kom-

men. Sollten keine Dampfer zur Verfügung stehen, so riet er Emin bis zur letzten Station Msua mit den Flüchtlingen, die ihm folgen wollten, zu marschieren, von wo ihn Stanley mit 250 Bewaffneten abzuholen versprach.

Am 13. Februar traf ein Bote bei Stanley ein; er brachte einen Brief von Emin, welcher anzeigte, daß er mit zwei Dampfern in der Nähe des Lagers angekommen sei. Wir haben schon im Vorhergehenden oft die Gelegenheit gehabt, Briefe Emin-Paschas zu citieren, und wohl gefunden, daß sie durch Herzenswärme ausgezeichnet waren. Stanley nennt den Brief Emins ein formelles Schreiben, und in der That ist der Ton, in welchem zwei Europäer im fernen Afrika miteinander korrespondierten, sehr bezeichnend für die Tiefe des Gegensatzes zwischen beiden. Emin und Casati einerseits, Stanley und seine Offiziere andererseits waren trotz der gemeinsamen Ziele zu einem herzlichen gegenseitigen Verständnis nicht gelangt. Der Brief Emins lautet:

„Lager, 13. Februar 1889.

Herrn Henry M. Stanley, Befehlshaber der Entsatz-expedition.

„Geehrter Herr! In Erwiderung Ihres Schreibens vom 7. d. M., für welches ich Ihnen meinen besten Dank auszusprechen mir erlaube, habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich gestern nachmittag 3 Uhr hier eingetroffen bin mit meinen zwei Dampfern, welche die erste Abteilung der Leute beförderten, die dies Land unter Ihrer Eskorte zu verlassen wünschen. Sobald ich Vorkehrungen für das Obdach meiner Leute getroffen habe, werden die Dampfer nach der Station Msua zurückkehren, um eine weitere Schar von auf Beförderung wartenden Leuten zu holen.

„Bei mir befinden sich etwa zwölf Offiziere, welche den dringenden Wunsch hegen, Sie zu sehen, und nur 40 Soldaten. Sie sind unter meinem Befehl gekommen, um Sie zu bitten, ihnen etwas Zeit zu lassen, damit sie ihre Brüder, wenigstens diejenigen, welche das Land zu verlassen bereit sind, mitzubringen im stande sind, und bitten mich, mein möglichstes zu thun, um ihnen zu helfen. Nachdem

die Lage der Dinge sich einigermaßen geändert hat, werden Sie im stande sein, ihnen alle Bedingungen aufzuerlegen, welche Sie für geeignet halten. Zur Besprechung derselben werde ich mit den Offizieren, sobald ich für das Lager gesorgt habe, von hier nach Ihrem Lager aufbrechen, und wenn Sie Träger senden, so könnte ich einige derselben gebrauchen.

„Ich hoffe von ganzem Herzen, daß die großen Schwierigkeiten, welche Sie zu bestehen gehabt haben, und die großen Opfer, welche Ihre Expedition gebracht hat, um uns zu helfen, durch einen vollen Erfolg in der Befreiung meiner Leute belohnt werden mögen. Die Woge des Wahnsinns, welche das Land überflutet hat, ist verschwunden, und der Leute, welche jetzt mit mir kommen, dürfen wir sicher sein.

„Signor Casati bittet mich, Ihnen für das ihm bewahrte freundliche Andenken bestens zu danken.

„Gestatten Sie mir, nochmals meinen herzlichen Dank auszusprechen für das, was Sie bis jetzt für uns gethan haben und betrachten Sie mich als Ihren ganz ergebenen

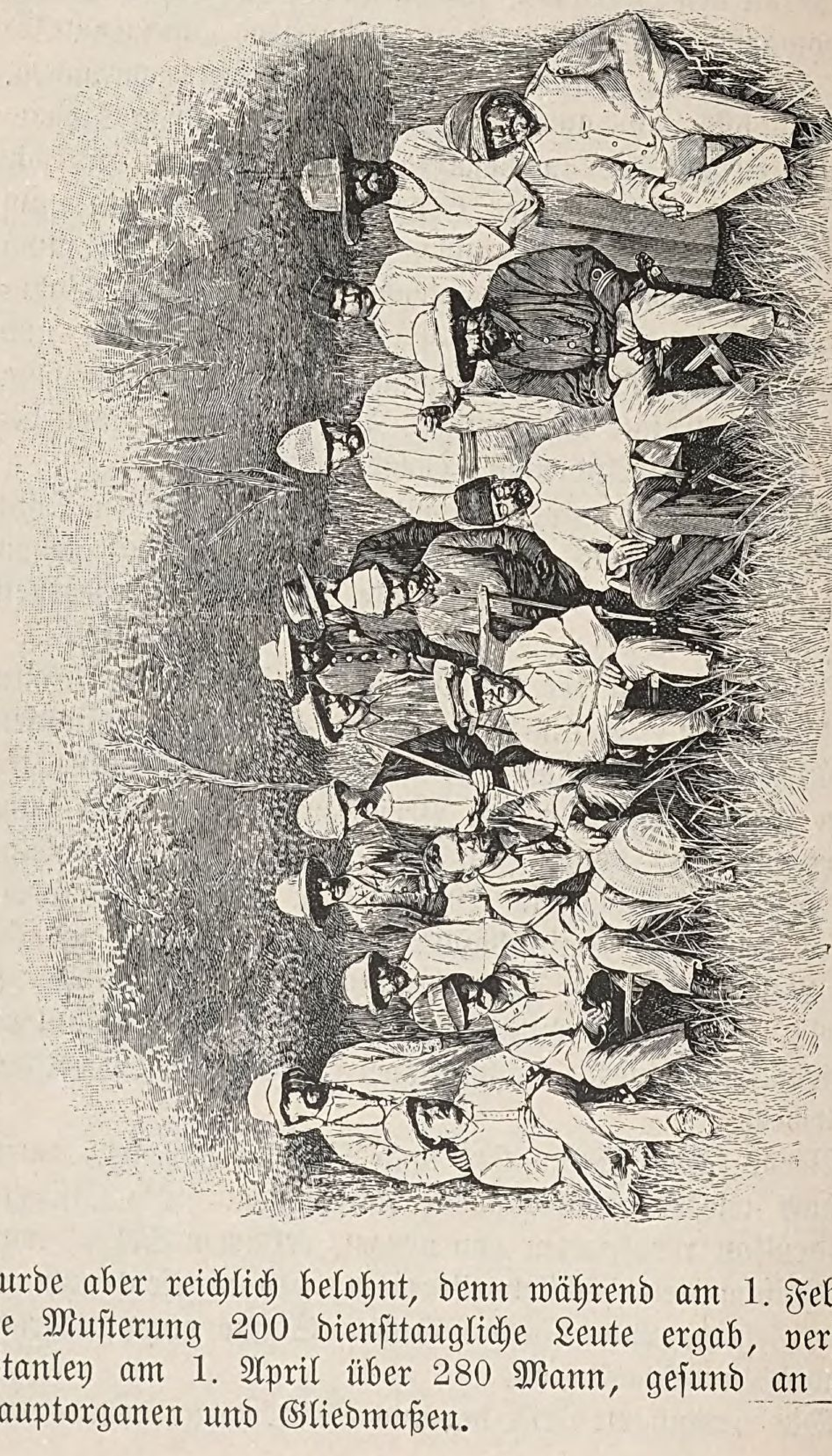
Dr. Emin."

Die Deputation der ägyptischen Offiziere traf mit Emin bei Stanley ein. Selim=Bey, der in den letzten Kämpfen bei Dufilé die Mahdisten besiegt hatte, bat Stanley im Namen seiner Gefährten um Bewilligung einer Frist, um die Truppen und deren Familien in Kawalli zu sammeln. Stanley versprach bis zum 10. April zu warten, also zweimal so lange als Emin=Pascha wünschte, welcher meinte, Selim=Bey würde 20 Tage brauchen, um die Leute zu sammeln. Als die Deputation sich von dem Lager Stanleys entfernte, stahl einer der ägyptischen Offiziere der Expedition ein Gewehr.

Bevor jedoch Selim=Bey nach Wadelai abreiste, kamen von dort wieder beunruhigende Nachrichten. Die Offiziere der Garnison revoltierten von neuem, erklärten Selim, nach Emin=Pascha den höchsten Beamten, als abgesetzt und ernannten einige unter sich zu Beys. Selim dampfte trotzdem nach der Station ab.

Die vereinbarte Frist benutzte Stanley zur gründlichen

Pflege seiner Kranken und Verwundeten. Es waren mehr als 100 Kranke da und der Expeditionsarzt hatte vollauf zu thun, da die meisten an Geschwüren litten. Seine Mühe



Dr. Parke. Stanley. Vizitelli. Emin-Pascha. Pater Girault. Casati.
Die europäischen Mitglieder der Emin-Pascha-Expedition.

wurde aber reichlich belohnt, denn während am 1. Februar die Musterung 200 diensttaugliche Leute ergab, verfügte Stanley am 1. April über 280 Mann, gesund an allen Hauptorganen und Gliedmaßen.

Inzwischen aber ereigneten sich im Lager Vorfälle, welche die Stimmung verschlechterten. Stanley standen bei der Ausrüstung seiner Expedition die Erfahrungen seiner früheren Reisen zu Gebote. Er wußte wohl, was für einen Afrikazug nötig war und schleppte kein überflüssiges Gerümpel mit sich. Im Sudan reiste man anders. Gewaltmärsche, wie sie Stanley auszuführen pflegte, waren dort unbekannt; der Aegypter und Nubier reiste seit jeher mit einem Troß von Trägern; er führte vieles mit sich, was dem Stanleyschen Sansibarträger sehr entbehrlich erschien.

Stanley hatte sein Lager auf dem hohen Plateau über dem Ufer des Nyanza aufgeschlagen, schon darum, um vor etwaigem Ueberfall sicher zu sein. In dieses Lager sollten nun die 144 Mann, welche sich Emin angeschlossen hatten, mit Sack und Pack, mit Frau und Kind einziehen. Die Leute Stanleys sollten ihnen bei der Fortschaffung des Gepäcks helfen. Dies gab Anlaß zur Unzufriedenheit. „Die Lasten waren einfach endlos und der Anblick des wertlosen Gerümpels, welches die Flüchtlinge mitgebracht hatten und das an den Abhängen des Plateaus bis zur Höhe von 2900 Fuß über dem Nyanza hinaufgetragen werden sollte, veranlaßte unsere Leute laut zu stöhnen,“ klagt Stanley. „Man sah dort Schleifsteine, kupferne Zehn-Gallonenkochtöpfe, ungefähr 200 Bettstellen, altertümliche große Körbe, ähnlich wie Falstaffs Wäschekorb, alte Saratogakoffer, passend für reiche amerikanische Mütter, alte Schiffskisten, umfangreiche plumpe Packkisten, kleine Viehtröge, große Zwölf-Gallonen-Pombékrüge, Papageien, Tauben u. s. w. Alle diese Sachen waren wahres Gerümpel und mußten beim Antritt des Marsches unberücksichtigt bleiben.“ Die Sansibariten halfen widerwillig bei der Arbeit, denn da sie auch etwas arabisch verstanden, so merkten sie, daß ihre Bereitwilligkeit und Umgänglichkeit von den Aegyptern als Feigheit und sklavische Unterwürfigkeit ausgelegt wurden. Sie weigerten sich endlich, weiter dieses Gepäck zu tragen; aber Stanley duldete keinen Bruch der Disziplin, obwohl er im stillen mit seinen Leuten sympathisierte, und ergriff pro forma

die strengsten Maßregeln, bis am 31. März 1355 Lasten hinaufgeschleppt wurden und er nunmehr Befehl gab, die endlose Arbeit einzustellen.

Das Verhältnis der Retter und der zu Rettenden war somit keineswegs erfreulich.

Dreißig Tage nach der Abreise Selims kamen Briefe von diesem an. Für Emin waren sie höchst erfreulich. Selim-Bey schrieb, daß alle seine Gefährten einstimmig beschlossen hätten, unter der Eskorte des „Gesandten unserer Großen Regierung“ sich nach Aegypten zu begeben. Selim-Bey hatte einen Teil der Flüchtlinge nach Tundjuru geschickt und war jetzt damit beschäftigt, die Leute von Dufilé nach Wadelai zu bringen. Bis zum festgesetzten Termin konnten allerdings die Leute nicht zusammenkommen und Emin begab sich zu Stanley, um zu erfahren, was er in Anbetracht dieser Nachrichten, die Emin für günstig hielt, zu thun gedenke.

Stanley berief nun seine sämtlichen Offiziere und hielt in Gegenwart Emins eine Art Kriegsrat ab. In einer langen Rede suchte Stanley die optimistische Auffassung Emins zu widerlegen. Wenn die zügellosen Rebellen sich jetzt plötzlich als getreue Soldaten der „Großen Regierung“ hinstellten, so war dies in den Augen Stanleys weiter nichts als eine neue heimtückische List. Außer den 34 Kisten Munition, welche im Mai 1888 Emin übergeben wurden, besaß die Provinzalregierung nur noch 20 Kisten, also zusammen so viel, als gerade mit so vielen Gewehren in einem einstündigen Kampfe verschossen werden konnte. Sie wollten also von Stanley weitere Munition herauslocken. Sollte Stanley ihnen diese, die ja eventuell für den Pascha bestimmt war, mit dessen Genehmigung ausliefern? Er befürchtete, daß, wenn er diese Verschwörerbande in sein Lager hineinlassen würde, sie die Expedition auch ihrer eigenen Vorräte berauben würde, wie sie das schon einmal geplant hatte.

Infolge dieser Erwägung stimmten alle Offiziere für den Aufbruch am festgesetzten Termin.

„Nun, Pascha,“ sagte Stanley, „da haben Sie Ihre Antwort; wir marschieren am 10. April.“

Emin fragte nun Stanley und seine Gefährten, ob sie ihn vor ihren Gewissen von dem Vorwurf freisprächen, seine Leute verlassen zu haben.

„Ganz gewiß!“ lautete die Antwort.

Casati, der an dieser Versammlung nicht teilgenommen hatte, war anderer Ansicht. Seiner Meinung nach war es fraglich, ob der Pascha recht handle, wenn er seine Leute verlasse. Emin und Casati hatten in den letzten Jahren so viel gelitten, und dennoch konnten sie sich so schwer entschließen, allein zu gehen und die Aegypter und Sudanesen dem sicheren Verderben preiszugeben. Wenn sie blieben, stand ihnen weiter nichts bevor, als das Grab, und Emin zog dieses der Schande vor! Er fürchtete, daß seine Feinde in Wadelai sagen könnten: „Seht, er hat euch doch verlassen.“

Stanley suchte auch Casati zu überzeugen, aber ganz konnte ihm das nicht gelingen. Von Selim-Bey kamen Briefe, welche schreckliche Geschichten von Unordnung, Not und Hilflosigkeit bei den Rebellen meldeten und dies erregte neue Zweifel sowohl bei Emin wie Casati. Inzwischen traten Ereignisse ein, welche die Ansicht Stanleys als die richtige mehr und mehr bestätigten.

Es kamen Stanley Gerüchte zu Ohren, daß von der ganzen Schar, die sich im Lager befand, nur einige wenige ihm zur Küste folgen würden. Das Benehmen derselben deutete darauf hin, daß sie etwas Geheimes im Schilde führte. Am 7. April kam es zu Streitigkeiten im Lager. Die Leute Emin-Paschas waren in das Quartier der Sansibariten eingedrungen und hatten versucht, Gewehre zu stehlen. Stanley beschloß, energisch einzuschreiten und begab sich zu Emin, um mit diesem Rücksprache zu nehmen. Eine Einigung wurde nicht erzielt und Emin soll nach dem Berichte Stanleys die Unterredung damit abgebrochen haben, daß er erklärte, er habe jetzt keine Zeit.

Der Führer der Befreiungsexpedition erklärte nunmehr, daß er selbst die Untersuchung einleiten werde und ersuchte den Pascha, das Signal zu einer Musterung der Aegypter

zu geben. Dies geschah, aber nur langsam folgten die Gerufenen dem Zeichen, und als das Sammeln Stanley zu lange dauerte, schickte er seine Sansibariten in das Quartier der Aegypter und ließ dieselben mit Stöcken aus ihren Hütten treiben.

Die Schar von Emins Leuten wurde nun von den Sansibariten mit geladenem Gewehr umringt und ein kurzes Verhör angestellt. Sie leugneten, daß sie ein Komplott gemacht hätten, um Gewehre zu stehlen oder sich gegen die Lagerordnung aufzulehnen. Hierauf befahl Stanley, daß diejenigen, welche nach Sansibar mitzugehen wünschten, auf eine Seite treten sollten. Alle bis auf zwei Diener Emins folgten diesem Befehl. Inzwischen wurden diejenigen von Emins Leuten, welche dem Signal keine Folge geleistet hatten, aus ihren Hütten vorgeholt und auf den freien Versammlungsplatz gebracht. Stanley ließ einige zur Strafe prügeln, andere in Eisen werfen.

„Wollen Sie jetzt die Güte haben, Pascha,“ sprach hierauf Stanley, „und den Arabern sagen, daß diese rebellischen Streiche von Wadelai und Dufilé hier aufhören müssen; denn bei der ersten Bewegung, welche sie machen, werde ich gezwungen sein, sie vollständig auszurotten.“

Emin übersetzte dies den Aegyptern und sie verneigten sich und gelobten, daß sie ihrem Vater getreulich gehorchen würden.

Die vorgenommene Musterung der Aegypter ergab folgendes Resultat: Es befanden sich 134 Männer, 84 verheiratete Frauen, 187 weibliche Dienstboten, 74 Kinder über zwei Jahre, 35 auf den Armen getragene Kinder, insgesamt also 514 Personen, die nach Sansibar mitgehen wollten. Da sich viele aus Furcht nicht gemeldet hatten, so betrug die Gesamtzahl gegen 600, anstatt der 10000, die Emin folgen sollten.

Zur Motivierung dieses energischen Vorgehens Stanleys muß noch hinzugefügt werden, daß durch einen Zufall ein Schreiben von Effendi Elham, einem ägyptischen Hauptmann im Lager Stanleys, an Selim-Bey in Wadelai aufgefangen

wurde, in dem es hieß: „Ich beschwöre Sie, treiben Sie Ihre Soldaten zur Eile an; wenn Sie nur 50 sofort senden können, sind wir im stande, den Marsch leicht genug aufzuhalten, und wenn Sie mit Ihren Leuten bald nachkommen, erhalten wir alles, was wir brauchen.“ Dies war in Stanleys Augen in Anbetracht der Treulosigkeit der Truppen für jene gravierend genug, und am 10. April 1889 brach er in einer Stärke von 1500 Personen, da er noch 300 eingeborene Träger engagiert hatte, von Kawalli auf.

Schon am 12. April in der Nähe des Dorfes des befreundeten Häuptlings Masamboni wurde Stanley von einer sehr schweren, beinahe tödlichen Krankheit befallen, welche den Vormarsch um weitere 28 Tage verzögerte. Die Frist, welche man den Aeggptern in den Stationen gestellt hatte, wurde damit auf 72 Tage erweitert. Trotzdem traf während dieser Zeit nur der Befehlshaber der Station Msua mit zwölf Soldaten ein, von denen aber nach und nach elf wieder davonliefen. Dagegen konspirierten die Aegypter im Lager weiter fort und wollten einmal ihre Pläne zur Ausführung bringen. Der Rädelsführer aber, ein Sklave von Awasch-Effendi, wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet.

Als am 8. Mai der Marsch wieder aufgenommen werden sollte, kam noch ein Brief von Selim-Bey, der jetzt flehentlich bat, auf ihn zu warten. Die zehn Rebellenoffiziere waren eines Nachts in die Regierungsmagazine eingedrungen, hatten alle Munition und andere Vorräte geraubt und waren nach Makraka aufgebrochen, Selim-Bey dem sicheren Verderben preisgebend. Stanley ließ sich noch herbei, dem Betrogenen folgende Antwort zugehen zu lassen: er wolle langsam vorwärts marschieren und sich 24 Tage lang auf der bezeichneten Route aufhalten, so daß Selim, wenn er ernstlich nach Sansibar ziehen wollte, mit seinen 200 Soldaten sicher die Expedition einholen könne. — Aber Selim ließ sich nicht sehen, auch schrieb er nicht mehr; das Schicksal der Rebellen war besiegelt; die Aequatorprovinz aufgegeben. — —

So sah Emin nach fünfzehnjährigem Ringen alles, was er im Schweiße seines Angesichts aufgebaut, was er unter den schwierigsten Verhältnissen gehalten hatte, vernichtet. Mit wundem Herzen verließ er den Sudan, der ihm eine zweite Heimat geworden war; seine Pläne, wie er die Eingeborenen glücklich machen, wie er das Land der Zivilisation zuführen sollte, waren vereitelt, in unerreichbare Ferne entrückt. Noch war die Besatzung der Provinz zurückgeblieben; aber ihre Tage waren gezählt; es war vorauszusehen, daß die untereinander uneinigen Offiziere sich Ausschreitungen und Bedrückungen gegen die Neger erlauben würden, und von diesen und später von den nachrückenden Mahdisten aufgerieben werden würden. Er war gerettet, aber die Mehrzahl seiner Leute war verloren; das war es, was Emin so tief schmerzte, dessen seltener Edelmut selbst den Rebellen verzieh.

* * *

Emin-Pascha war in seiner Provinz, wie wir wissen, kein armer Mann, er besaß einen Schatz, den er treu hütete, da er Regierungseigentum war; er besaß eine Menge Elfenbein, etwa 75 Tonnen, welche etwa 1200000 Mark wert waren. Mit diesem Elfenbein, schrieb Stanley vor seiner Abreise, könnten wir die von Aegypten uns vorgestreckten Beträge bezahlen und außerdem noch einen hübschen Ueberschuß haben. Tippu-Tib stellt 600 Träger und erhält für jeden für jede Reise zwischen Falls-Station und dem Albertsee 120 Mark. Jeder Mann trägt 70 Pfund Elfenbein, jede Reise trägt also dem Fonds 264000 Mark netto ein.

Nach der ersten Zusammenkunft Stanleys mit Emin-Pascha unterstützte der letztere den Befreier mit 101 Trägern. Jeder von ihnen wurde mit 70 Pfund belastet — aber sie trugen nicht das kostbare Elfenbein vom Nil zum Kongo, sondern das viel kostbarere Getreide, damit die Expedition in den Wildnissen des Aruwimi nicht verhungerte. Das Geschäft, das nebenbei gemacht werden sollte, war nicht ausführbar; auch eine Enttäuschung in dieser an Enttäu-

schungen so reichen Expedition. Afrika hat sein Elfenbein behalten; es ist in den Nilländern geblieben; den einen Teil hat Emin-Pascha im Wasser versenkt; der andere fiel den Mahdisten zu und den Rest nahmen die Rebellen an sich. Der hübsche Ueberschuß ist ausgeblieben.

* * *

Der Marsch nach der Küste von Sansibar begann. Neue Schwierigkeiten türmten sich vor Stanley auf. Die Wildnisse von Aruwimi waren wohl für eine so zahlreiche Expedition keine günstige Route, und so mußte man sich entschließen, den Weg nach Südosten einzuschlagen, der wieder durch unbekannte Länder führte. Die Gebiete waren aber keineswegs von freundlichen Stämmen bewohnt, alles Land, durch welches man einen Monat lang ziehen sollte, gehörte Kabrega, der ein nicht zu unterschätzender Gegner war, denn er besaß 1500 zumeist gezogene Gewehre und hatte seinen Leuten den Befehl gegeben, die Expedition nach Kräften zu belästigen. Um im Frieden durch dieses Land marschieren zu können, hätte Stanley Kabrega aufsuchen und ihn um freien Durchzug bitten müssen. Zu diesem aussichtslosen Schritt wollte er sich aber gar nicht verstehen. „Ich besitze nicht die reichen Stoffe," schrieb er, „welche zum Füllen des gefräßigen Magens Kabregas erforderlich sind, werde aber Kugeln genug und mehr als genug für seinen Bedarf haben." Und so geschah es. Im ersten Treffen wurden die Wanyoro so gründlich geschlagen, daß das Land von ihnen gereinigt wurde . . . und die Expedition in das Semlikithal einrücken konnte. Damit begann eine Reihe glänzender Entdeckungen, welche diesen Afrikazug Stanleys zu einem der denkwürdigsten machen: Entdeckungen, die zu der endgültigen Lösung der Nilquellenfrage führten. Darüber, über den geheimnisvollen Muta Nsige, über das Mondgebirge der Alten, die schneebedeckten Berge mit der höchsten Spitze des „Wolkenkönigs" (Ruwenzori), über die eigenartigen Völker, die das Land bewohnen, werden wir in dem dritten Bande berichten, wo

die geographischen Forschungen am Nil und Kongo in ihrem Zusammenhang erörtert werden sollen.

Vorwärts ging es durch von keinem Weißen betretene Länder, durch neue Völker, unter Leiden und Entbehrungen aller Art, bis die Expedition endlich eine Kirche erreichte, deren Kreuz eine christliche Niederlassung überragte, so daß alle wußten, sie „hätten nunmehr den äußersten Rand der gesegneten Zivilisation erreicht“. Das war Msalala, die englische Mission am Südende des Viktoria-Nyanza, wo das Comité zur Befreiung Emin-Paschas Vorräte für Stanley niederlegen ließ. Vorwärts ging es auf der bekannteren Karawanenstraße durch Unjamwesi, Unjamjembe und Ujansi. Auch hier auf früher so sicheren Wegen bedrohten Gefahren den Zug: an der Ostküste wütete ja seit Jahr und Tag der Araberaufstand. Aber die deutschen Waffen hatten inzwischen Erfolge erzielt. Wißmann eröffnete den Karawanenweg bis Mpwapwa und hier erwartete Leutnant Schmidt die heimkehrenden Afrikahelden. Am 10. November tauchten ihre Vorposten in der Wüste von Marenga-Mkali auf; bald standen alle unter deutschem Schutz: Emin und Casati, Stanley und seine Offiziere waren der Zivilisation wiedergegeben. Noch ein im Vergleich zu den früheren kurzer und freudiger Marsch und die Retter und die Geretteten erblickten das Meer, die Sansibariten ihre Heimat. Ohne Zweifel war dies der erhebendste Augenblick in dieser an düsteren Ereignissen so reichen Expedition. Stanley hatte sein Versprechen unter unsäglichen Opfern buchstäblich erfüllt; er konnte mit Zufriedenheit auf seine Erfolge zurückblicken. Aber selbst in den Festjubel, der in Bagamoyo herrschte, sollte sich Trauer mischen.

Während noch die Gäste Wißmanns fröhlich bei einander saßen, trat Emin im Nebenzimmer an ein Fenster, das bis zum Fußboden offen war; er hielt es für eine Thür, die auf die Veranda führte, wollte durch dasselbe ins Freie treten und stürzte ein Stockwerk tief hinunter. Man trug ihn bewußtlos in das deutsche Hospital. Nur langsam konnte er sich von den schweren inneren Verletzungen erholen, und

während Stanley und seine Gefährten nach Kairo und Europa eilten, während Casati heimkehrte, blieb der Gouverneur von Hatt-el-Estiwa in Bagamoyo, ein kranker, gebrochener Mann.

Und während die Welt von dem Ruhm der Stanleyschen Thaten erfüllt wurde, erhoben gegen ihn die Retter den Vorwurf der Schwäche und Unentschlossenheit, obwohl sie einstimmig seine Uneigennützigkeit und seine Gerechtigkeit preisen mußten. Mit berechtigter Spannung erwartet die Welt, daß der Stumme von Bagamoyo sein Schweigen breche, daß auch er uns von den letzten Zuckungen der



Ansicht von Bagamoyo.

Aequatorprovinz berichte. Wer dabei eine Polemik Emins mit Stanley erwartet, der dürfte sich irren; dazu ist der Charakter Emins nicht angethan. Das Urteil anderer über ihn wird er still tragen, aber sicher wird er für „seine Leute“ eintreten. „Trotz ihrer Fehler sind sie brav und gut,“ hat er gesagt, und er wird dafür ringen, daß man sich über die Handvoll der Unglücklichen ein richtiges Urteil bilde, daß sie gemessen werden nicht mit unserem Maßstab, sondern auf Grund der Sitten und der Moral, die im dunklen Weltteil maßgebend sind. Andere Forscher haben uns Afrika geschildert, wie es sich mehr dem flüchtigen Blick der Reisenden darbietet; Emin ist berufen, uns tief in die Seele der Eingeborenen blicken zu lassen, deren so trefflicher Kenner er ist; Emin allein kann uns die geheimnisvollen Brücken zeigen,

welche die europäische Kultur mit der Negerwelt verbinden können — da er bewiesen hat, was man erreichen kann, wenn man nicht nur für Kolonien begeistert ist, sondern auch ein Herz für die Wilden hat, sein Leben einsetzt für den schwarzen Mann.

Schlußwort.

Fassen wir die objektiv mitgeteilten Thatsachen zusammen und überblicken noch einmal das Ganze, so gelangen wir wohl zu der Ueberzeugung, daß der Abschluß der Geschichte der Aequatorprovinz kein erfreulicher ist. Lange Zeit hindurch hat man sich in Europa, während Stanley sich auf dem Marsche befand, in die Meinung hineingelebt, daß die Provinz der Kultur erhalten bleiben werde und tröstete sich, als die nackten Thatsachen bekannt wurden, mit der Rettung Emins und Casatis. An diesem Ausgang trägt England die meiste Schuld. Die von England Emin gesandte Hilfe war an und für sich ungenügend. Allein um Emin auf ein Jahr mit Munition zu versorgen, wobei für je eines der 1750 Gewehre nur 200 Patronen gerechnet wurden, waren 800 Trägerlasten nötig, wobei Tauschwaren und andere Artikel gar nicht in Betracht gezogen werden. Nur ein geringer Bruchteil dieser Träger hat wirklich den Albertsee erreicht. Das war ein Unglück, das man nicht voraussehen konnte; Verrat der Araber, Hunger, Krankheit und Kämpfe hatten die Mannschaft gelichtet. Viel schwerwiegender ist ein anderer Umstand. Als von Stanley so lange keine Nachricht eintraf, beschloß man in Deutschland, Emin-Pascha Hilfe zu bringen. Die Geldmittel, etwa 400000 Mark, wurden bald aufgebracht, und selbst der Aufstand der Araber an der Ostküste konnte die Ausrüstung einer Expedition unter Dr. Karl Peters, dem Gründer der deutschen ostafrikanischen Kolonie, und deren Abmarsch nicht verhindern. Allerdings mußte zu diesem Zwecke die beschwerlichste Route, den Tana hinauf über den Kenia, gewählt werden. Die bequemeren Wege wurden nicht allein durch die Araber der deutschen

Hilfsexpedition streitig gemacht, auch die Engländer hintertrieben das Gelingen derselben, und englische Kriegsschiffe kaperten förmlich den Dampfer Dr. Peters' weg! Diese Thatsachen lassen sich einmal nicht wegleugnen.

Augenblicklich, da die geheimen Pläne der Engländer mißlungen sind, feiert man die Stanleysche Rettungsexpedition als ein Werk reiner Humanität. Nun, wenn dies wirklich der Fall gewesen wäre, dann hätten die Engländer die Peterssche Expedition unterstützen müssen. Sie thaten aber das Gegenteil, denn die persönliche Rettung Emins war nur ein Nebenzweck, in erster Linie handelte es sich um den Versuch, die Provinz für England zu sichern — vermutlich am liebsten unter einem englischen Offizier. Darum die Enttäuschung der Retter, als Emin nicht gehen wollte, darum die Enttäuschung, als die Zustände in der Provinz verwickelter erschienen! Darum endlich die Unzufriedenheit mit Emin.



Dr. Peters.

Stanley selbst ist wegen all dieser Vorgänge am wenigsten ein Vorwurf zu machen; er hatte einen Auftrag auszuführen und ihn auch so gut er konnte unter den größten persönlichen Gefahren und Entbehrungen ausgeführt . . . er hat, wie er selbst sagt, sein Versprechen buchstäblich gehalten.

Aber die englische Politik war eine unheilvolle. Wenn die Aequatorprovinz nicht englisch werden kann, so mag sie lieber fallen — das war das Motiv aller gegen die deutsche Expedition gerichteten Handlungen.

Es ist zwar müßig, zu erörtern, was wohl geschehen wäre, wenn Deutsche in Wadelai erschienen wären; aber

das eine steht doch fest — Verstimmungen, Gegensätze, wie sie einem roten Faden gleich durch die letzten Ereignisse laufen, wären unterblieben, und durch die Anwesenheit Deutscher in Wadelai wäre die Stellung Emins nur gestärkt worden.

„Es ist merkwürdig, welchen Eindruck dieser Teil des Sudan auf manche Europäer ausübt" — schreibt Stanley; dieser Eindruck ist auch in Europa weit größer, als der berühmte Forscher meint. Die öffentliche Meinung in Europa hat stets die englische Politik im Sudan verurteilt und verurteilt auch heute das engherzige Vorgehen in der Emin-Frage. Ja, es erheben sich sogar gewichtige Stimmen, welche die Wiedereroberung der Provinz anempfehlen.

Die Provinz würde sich nach Emins eigenem Urteil nur dann dauernd halten können, wenn sie mit der Küste auf einer sicheren Straße in Verbindung bleiben würde. Eine solche Straße ist in dem alten Karawanenwege von Bagamoyo über Mpwapwa und Tabora gegeben; diese zu öffnen, muß unsere vornehmste Aufgabe bleiben. Hier den Handel zu schützen, mag die Aufgabe unserer Offiziere bleiben; Emin aber kann auf diesem Wege als Zivilgouverneur und Organisator die größten Dienste leisten, bis die Kette der Stationen Uganda und Unyoro berührt. Dann wird auch die Zeit kommen, an die Besetzung der Aequatorprovinz zu denken. In diesem Sinne wirkt jetzt Emin, aber nicht unter Aegyptens Banner, sondern unter der deutschen Flagge. Stanley kehrte nach Europa zurück; kaum genesen, ging Emin wieder in das Innere von Afrika. Der „Nilbrunnen" Viktoria-Nyanza ist sein Ziel.

Jahrtausendelang waren die Nilquellen das Ziel der Forschungsreisenden; an ihnen liegt das Herz von Afrika; dieses zu erobern wird die Aufgabe der nächsten Jahrzehnte sein; hoffen wir, daß es Emin vergönnt sein werde, noch lange unter deutschem Schutz dahin zu wirken.